



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

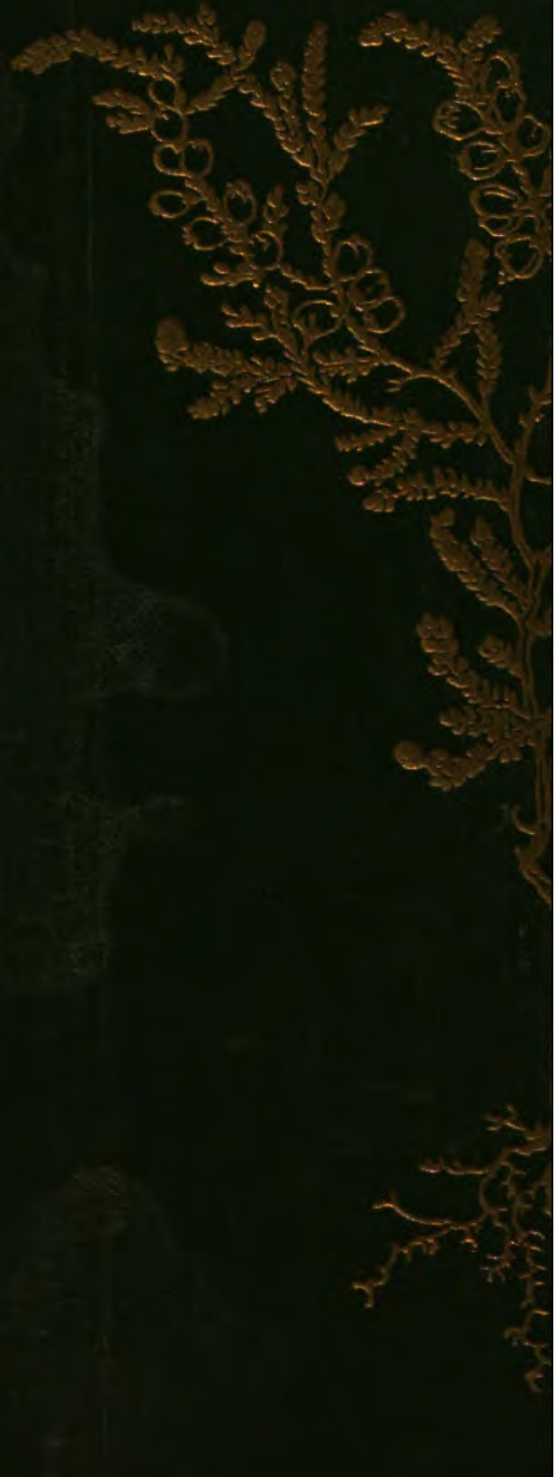
For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Theridion
Sammli



~~258 i. 28~~



~~HB 385 A. 2~~
RCP. G 10979(2)



C 259

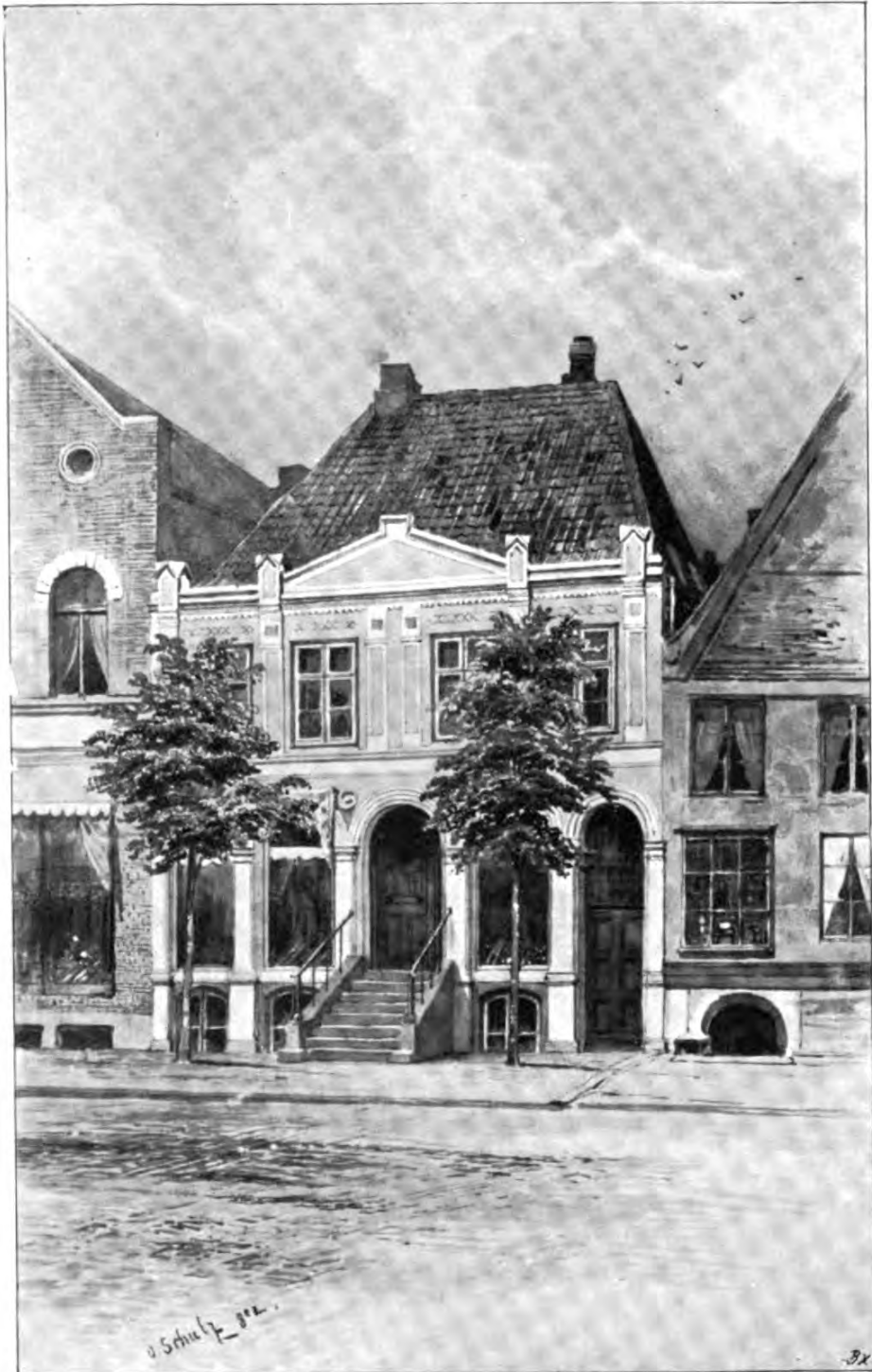
Theodor Storm's
Sämmtliche Werke.

Theodor Storm's
Sämmtliche Werke.

Neue Ausgabe
in acht Bänden.

Neunzehnte Auflage.

Braunschweig.
Verlag von George Westermann.
1909.



Theodor Storm's Geburtshaus in Husum, 1817.





atlas in loco

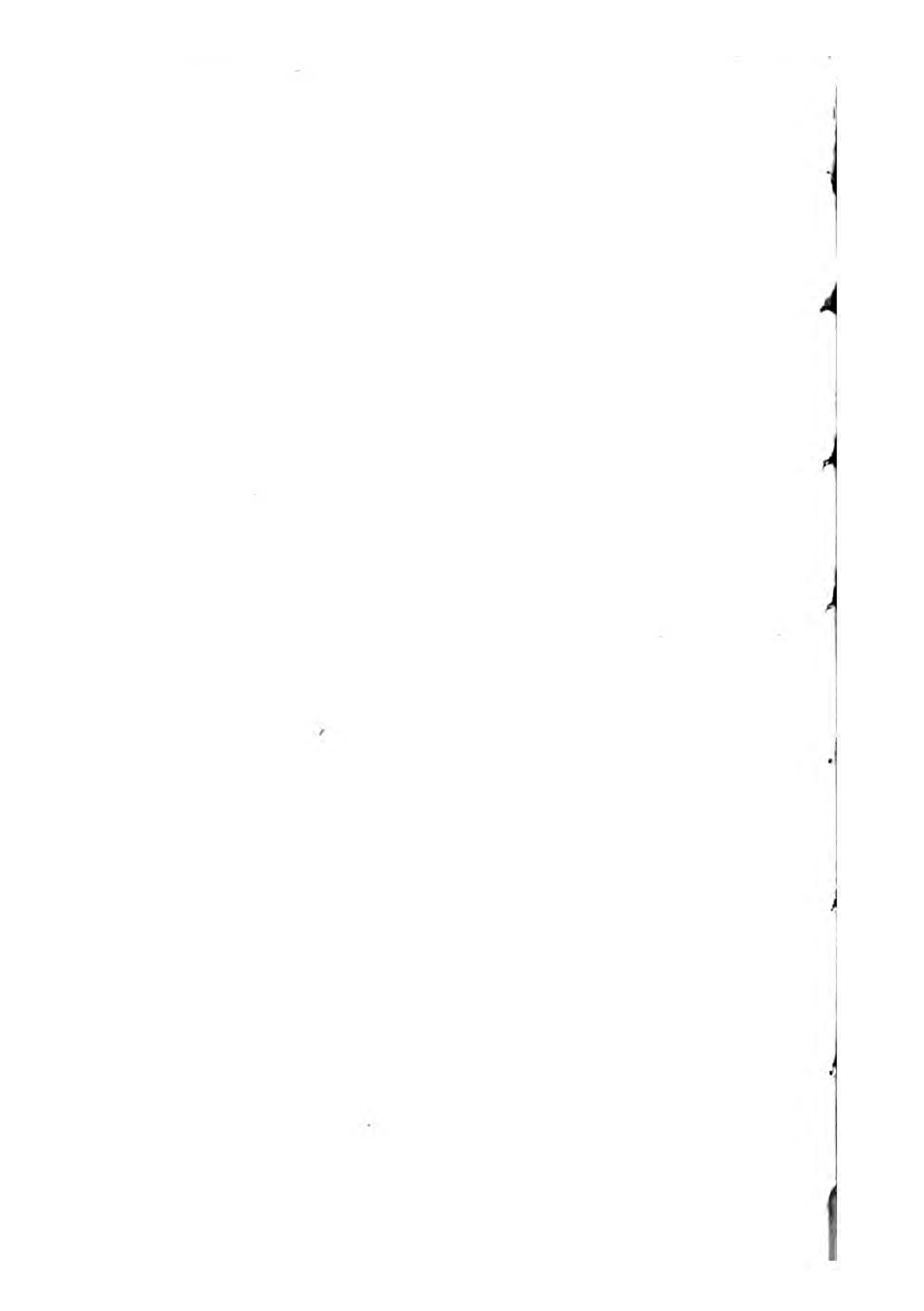
Theodor Storm's

Sämmtliche Werke.



Band 2

Braunschweig, George Westermann.



Es ist nur ein schmuckloses Städtchen, meine Vaterstadt; sie liegt in einer baumlosen Küstenebene, und ihre Häuser sind alt und finster. Dennoch habe ich sie immer für einen angenehmen Ort gehalten, und zwei den Menschen heilige Vögel scheinen diese Meinung zu theilen. Bei hoher Sommerluft schweben fortwährend Störche über der Stadt, die ihre Nester unten auf den Dächern haben; und wenn im April die ersten Lüfte aus dem Süden wehen, so bringen sie gewiß die Schwalben mit, und ein Nachbar sagt's dem andern, daß sie gekommen sind. — So ist es eben jetzt. Unter meinem Fenster im Garten blühen die ersten Veilchen, und drüben auf der Planke sitzt auch schon die Schwalbe und zwitschert ihr altes Lied:

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm;

und je länger sie singt, je mehr gedenke ich einer längst Verstorbenen, der ich für manche gute Stunde meiner Jugend zu danken habe.

Meine Gedanken gehen die lange Straße hinauf bis zum äußersten Ende, wo das St. Jürgensstift liegt; denn auch unsere Stadt hat ein solches, wie im Norden die meisten Städte von einiger Bedeutung. Das jetzige Haus ist im sechzehnten Jahrhundert von einem unserer Herzöge

erbaut und durch den Wohlthätigkeitsfönn der Bürger allmählich zu einem gewissen Reichthume gediehen, so daß es nun für alte Menschen, die nach der Noth des Lebens noch vor der ewigen Ruhe den Frieden suchen, einen gar behaglichen Aufenthaltort bildet. — Mit der einen Seite streckt es sich an dem St. Jürgenkirchhof entlang, unter dessen mächtigen Linden schon die ersten Reformatoren gepredigt haben; die andere liegt nach dem innern Hofe und einem angrenzenden schmalen Gärtchen, aus dem in meiner Jugendzeit die Pfründnerinnen sich ihr Sträußchen zum sonntäglichen Gottesdienste pflückten. Unter zwei schweren gothischen Giebeln führt ein dunkler Thorweg von der Straße her in diesen Hof, von welchem aus man durch eine Reihe von Thüren in das Innere des Hauses, zu der geräumigen Kapelle und zu den Zellen der Stiftsleute gelangt.

Durch jenes Thor bin ich als Knabe oft gegangen; denn seitdem, lange vor meiner Erinnerung, die große St. Marienkirche wegen Baufälligkeit abgebrochen war, wurde der allgemeine Gottesdienst viele Jahre hindurch in der Kapelle des St. Jürgenstiftes gehalten.

Wie oft zur Sommerzeit, ehe ich in die Kapellenthür trat, bin ich in der Stille des Sonntagmorgens zögernd auf dem sonnigen Hofe stehen geblieben, den von dem nebenliegenden Gärtchen her, je nach der Jahreszeit, Goldlack-, Nelken- oder Resedaduft erfüllte. — Aber dies war nicht das Einzige, weshalb mir derzeit der Kirchgang so lieblich schien; denn oftmals, besonders wenn ich ein Stündchen früher auf den Beinen war, ging ich weiter in den Hof hinab und lugte nach einem von der Morgensonne beleuchteten Fensterchen im obern Stock, an dessen einer Seite zwei Schwalben sich ihr Nest gebaut hatten. Der eine Fensterflügel stand meistens offen; und wenn meine Schritte auf dem Steinpflaster laut wurden, so bog sich wohl ein Frauenkopf mit grauem glattgescheiteltem Haar unter einem

schneeweißen Häubchen daraus hervor und nickte freundlich zu mir herab. „Guten Morgen, Hansen,“ rief ich dann; denn nur bei diesem, ihrem Familiennamen, nannten wir Kinder unsere alte Freundin; wir wußten kaum, daß sie auch noch den wohlklingenden Namen „Agnes“ führte, der einst, da ihre blauen Augen noch jung und das jetzt graue Haar noch blond gewesen, gar wohl zu ihr gepaßt haben mochte. Sie hatte viele Jahre bei der Großmutter gedient, und dann, ich mochte damals in meinem zwölften Jahre sein, als die Tochter eines Bürgers, der der Stadt Lasten getragen, im Stifte Aufnahme gefunden. Seitdem war eigentlich für uns aus dem großmütterlichen Hause die Hauptperson verschwunden; denn Hansen wußte uns alle Zeit, und ohne daß wir es merkten, in behagliche Thätigkeit zu setzen; meiner Schwester schnitt sie die Muster zu neuen Puppenkleidern, während ich mit dem Bleistift in der Hand nach ihrer Angabe allerlei künstliche Brendelschrift anfertigen oder auch wohl ein jetzt selten gewordenes Bild der alten Kirche nachzeichnen mußte, das in ihrem Besitze war. Nur Eines ist mir später in diesem Verkehr aufgefallen; niemals hat sie uns ein Märchen oder eine Sage erzählt, an welchen beiden doch unsere Gegend so reich ist; sie schien es vielmehr als etwas Unnützes oder gar Schädliches zu unterdrücken, wenn ein Anderer von solchen Dingen anheben wollte. Und doch war sie nichts weniger als eine kalte oder phantasielose Natur. — Dagegen hatte sie an allem Thierleben ihre Freude; besonders liebte sie die Schwalben und wußte ihren Nesterbau erfolgreich gegen den Rehrbesen der Großmutter zu vertheidigen, deren fast holländische Sauberkeit sich nicht wohl mit den kleinen Eindringlingen vertragen konnte. Auch schien sie das Wesen dieser Vögel genauer beobachtet zu haben. So entsinne ich mich, daß ich ihr einst eine Thurmschwalbe brachte, die ich wie leblos auf dem Steinpflaster des Hofes gefunden hatte. „Das schöne Thier

wird sterben," sagte ich, indem ich traurig das glänzende braunschwarze Gefieder streichelte; aber Hansen schüttelte den Kopf. „Die?“ sagte sie, „das ist die Königin der Luft; ihr fehlt nichts als der freie Himmel! Die Angst vor einem Habicht wird sie zu Boden geworfen haben; da hat sie mit den langen Schwingen sich nicht helfen können.“ Dann gingen wir in den Garten; ich mit der Schwalbe, die ruhig in meiner Hand lag, mich mit den großen braunen Augen ansehend. „Nun wirf sie in die Luft!“ rief Hansen. Und staunend sah ich, wie, von meiner Hand geworfen, der scheinbar leblose Vogel gedankenschnell seine Schwingen ausbreitete und mit hellem Zwitscherlaut wie ein befiederter Pfeil in dem sonnigen Himmelsraum dahinschoß. „Vom Thurm aus," sagte Hansen, „solltest du sie fliegen sehen; das heißt von dem Thurm der alten Kirche, der noch ein Thurm zu nennen war.“

Dann, mit einem Seufzer meine Wangen streichelnd, ging sie ins Haus zurück an die gewohnte Arbeit. „Weshalb seufzt denn Hansen so?“ dachte ich. — Die Antwort auf diese Frage erhielt ich erst viele Jahre später, aus einem mir damals gänzlich fremden Munde.

Nun war sie in den Ruhestand versetzt, aber ihre Schwalben hatten sie zu finden gewußt, und auch wir Kinder wußten sie zu finden. Wenn ich am Sonntagmorgen vor der Kirchzeit in das saubere Stübchen der alten Jungfrau trat, pflegte sie schon im feiertäglichen Anzuge vor ihrem Gesangbuche zu sitzen. Wollte ich dann neben ihr auf dem kleinen Kanapee Platz nehmen, so sagte sie wohl: „Ei was, da siehst du ja die Schwalben nicht!“ Dann räumte sie einen Geranien- oder einen Nelkenstock von der Fensterbank und ließ mich in der tiefen Fenster niche auf ihrem Lehnstuhl niedersitzen. „Aber so fechten mit den Armen darfst du nicht," fügte sie dann lächelnd hinzu; „so junge muntere Gesellen sehen sie nicht alle Tage!“ Und

dann saß ich ruhig und sah, wie die schlanken Vögel im Sonnenscheine ab und zu flogen, ihr Nest bauten oder ihre Jungen fütterten, während Hansen mir gegenüber von der Herrlichkeit der alten Zeit erzählte: von den Festen im Hause meines Urgroßvaters, von den Aufzügen der alten Schützengilde oder — und das war ihr Lieblingsthema — von der Bilder- und Altarpracht der alten Kirche, in der sie selbst noch zur Enkelin des letzten Thürmers Gevatter gestanden hatte; bis dann endlich von der Kapelle her der erste Orgelton zu uns herüber brauste. Dann stand sie auf und wir gingen mit einander durch einen schmalen endlosen Corridor, welcher nur durch die verhangenen Thürfensterchen der zu beiden Seiten liegenden Zellen ein karges Dämmerlicht empfing. Hier und dort öffnete sich eine dieser Thüren; und in dem Schein, der einige Augenblicke die Dunkelheit unterbrach, sah ich alte, seltsam gekleidete Männer und Frauen auf den Gang hinaus schlurfen, von denen die meisten wohl schon vor meiner Geburt aus dem Leben der Stadt entschwunden waren. Gern hätte ich dann dies oder jenes gefragt; aber auf dem Wege zur Kirche hatte ich von Hansen keine Antwort zu erwarten; und so gingen wir dem schweigend weiter, am Ende des Ganges Hansen mit der alten Gesellschaft auf einer Hintertreppe nach unten zu den Plätzen der Stiftsleute, ich oben auf das Chor, wo ich träumend dem sich drehenden Glockenspiel der Orgel zusah und, wenn unser Propst die Kanzel bestiegen hatte, — ich will es gestehen — seine gewiß wohlgesetzte Predigt meist nur wie ein eintöniges Wellengeräusch und wie aus weiter Ferne an mein Ohr dringen fühlte; denn unter mir gegenüber hing das lebensgroße Portrait eines alten Predigers mit langen schwarzbraunen Haaren und seltsam geschorenem Schnurrbart, das bald meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen pflegte. Mit den melancholischen schwarzen Augen blickte es so recht wie aus der dumpfen Welt

des Wunder- und Hexenglaubens in die neue Zeit hinauf, und erzählte mir weiter von der Stadt Vergangenheit, wie es in den Chroniken zu lesen stand, bis hinab zu dem bösen Stegreiffunker, dessen letzte Unthat einst das Epitaphium des Ermordeten in der alten Kirche berichtet hatte. — Freilich, wenn dann plötzlich die Orgel das „Unsern Ausgang segne Gott“ einsetzte, so schlich ich mich meist verstohlen wieder ins Freie; denn es war kein Spaß, dem Examen meiner alten Freundin über die gehörte Predigt Stand halten zu müssen.

* *

*

Von ihrer eigenen Vergangenheit pflegte Hansen nicht zu erzählen; ich war schon ein paar Jahre lang Student gewesen, als ich bei einem Ferienbesuch in der Heimath darüber zum ersten Mal etwas von ihr erfuhr.

Es war im April, an ihrem fünfundsechzigsten Geburtstage. Wie in früheren Jahren, so hatte ich ihr auch heute die beiden hergebrachten Dukaten von der Großmutter und einige kleine Geschenke von uns Geschwistern überbracht, und war von ihr mit einem Gläschen Malaga bewirthet worden, den sie für solche Tage in ihrem Wandschränkchen aufbewahrte. Nachdem wir ein Weilchen geplaudert hatten, bat ich sie, mir heute, wie ich schon lange gewünscht, den Festsaal zu zeigen, in dem seit Jahrhunderten die Vorsteher der Stiftung nach der jährlichen Rechnungsablage ihre Schmäufe zu feiern pflegten. Hansen willigte ein, und wir gingen mit einander den dunklen Corridor entlang; denn der Saal lag jenseits der Kapelle am andern Ende des Hauses. Als ich beim Hinabsteigen der Hintertreppe ausglitt und die letzten Stufen hinabstolperte, wurde unten auf dem Flur eine Thür aufgerissen, und der unheimliche nackte Kopf eines neunzigjährigen Mannes rechte sich daraus hervor. Er murmelte ein paar halbverständliche Scheltworte und stierte uns dann,

bis wir durch die Thür der Kapelle traten, mit den verglasten Augen nach.

Ich kannte ihn wohl; die Stiftsleute hießen ihn den „Spökenkiefer“; denn sie behaupteten, er könne „was sehen“.

„Die Augen könnten einen fürchten machen,“ sagte ich zu Hansen, als wir durch die Kapelle gingen.

Sie meinte: „Er sieht dich gar nicht; er sieht nur noch rückwärts in sein eignes thörichtes und sündhaftes Leben.“

„Aber,“ erwiderte ich scherzend, „er sieht doch dort in der Ecke die offenen Särge stehen, während, die darin liegen, noch lebend unter euch umher wandern.“

„Das sind auch nur Schatten, mein Kind; er thut nichts Arges mehr. Freilich,“ setzte sie hinzu, „ins Stift gehörte er nicht, und hat auch nur auf eine der Freistellen des Amtmanns hineinschlüpfen können; denn wir Andern müssen unsere bürgerliche Reputation nachweisen, ehe wir hier angenommen werden.“

Wir hatten inzwischen den Schlüssel bei der Wirthschafterin abgelaugt und stiegen nun die Treppe zu dem Festsaal hinauf. — Es war nur ein mäßig großes, niedriges Gemach, das wir betraten. An der einen Wand sah man eine alterthümliche Stuhluhr aus dem Nachlaß einer hier Verstorbenen, an der gegenüber stehenden hing das lebensgroße Bild eines Mannes in einfachem rothem Wamms; sonst war das Zimmer ohne Schmuck. „Das ist der gute Herzog, der das Stift gebaut hat,“ sagte Hansen; „aber die Menschen genießen seine Gaben und denken nicht mehr an ihn, wie er es doch bei seiner Lebzeit wohl gewünscht hat.“

„Aber du gedenkst ja seiner, Hansen.“

Sie sah mich mit ihren sanften Augen an. „Ja, mein Kind,“ sagte sie, „das liegt so in meiner Natur; ich kann nur schwer vergessen.“

Die Wände nach der Straße und nach dem Kirchhofe hatten eine Reihe Fenster, mit kleinen in Blei gefaßten

Scheiben; und in jeder fast war ein Name, meist aus mir bekannten angesehenen Bürgerfamilien, mit schwarzer Farbe eingebrannt; darunter: „Speisemeister dahier anno —“ und dann folgte die betreffende Jahreszahl.

„Siehst du, das ist dein Urgroßvater,“ sagte Hansen, indem sie auf eine dieser Scheiben wies; „den vergeße ich auch nicht; mein Vater hat bei ihm die Handlung gelernt und später oft Rath und That bei ihm geholt; leider, in der schwersten Zeit, da hatte er schon seine Augen zugethan.“

Ich las einen andern Namen: „Liberius Michael Hansen, Speisemeister anno 1799.“

„Das war mein Vater!“ sagte Hansen.

„Dein Vater? Wie kam es denn eigentlich — —?“

„Daß ich mein halbes Leben gedient habe, meinst du, während ich doch zu den Honoratiorentöchtern gehörte?“

„Ich meine, was war es eigentlich, wodurch das Unglück über deine Familie kam?“

Hansen hatte sich auf einen der alten Lederstühle gesetzt. „Das war nichts Besonderes, mein Kind,“ sagte sie; „es war anno sieben, zur Zeit der Continentalsperre; damals florirten die Spitzbuben, und die ehrlichen Leute gingen zu Grunde. Und ein ehrlicher Mann war mein Vater! — Er hat den Namen auch mit ins Grab genommen,“ fuhr sie nach einem kurzen Schweigen fort. „Ich sehe es noch, wie er mir einst, da wir mit einander durch die Krämerstraße gingen, ein altes, nun längst verschwundenes Haus zeigte. ‚Merke dir das,‘ sagte er zu mir, ‚hier wohnte anno 1549, da am Sonntage Jubilate die große Feuersbrunst ausbrach, der fromme Kaufmann Meinke Graveley. Da die Flammen heranbrausten, sprang er mit Elle und Wage auf die Gasse und flehte zu Gott, wenn er je mit Wissen und Willen seinen Nächsten um eines Körnleins Werth geschädiget, so möge sein Haus nicht verschont bleiben. Aber die Flamme sprang darüber hin, während Alles rings in Mische fiel.‘

„Siehst du, mein Kind,“ setzte mein Vater hinzu, indem er seine Hände in die Höhe hob, „das könnte auch ich thun; und auch über unser Haus würde die Strafe des Herrn hinweggehen.“ — Hansen sah mich an. „Der Mensch soll sich nicht rühmen,“ sagte sie dann. „Du bist nun alt genug, daß ich dir es wohl erzählen mag; du mußt doch von mir wissen, wenn ich nicht mehr bin. — Mein guter Vater hatte eine Schwäche; er war abergläubig. Diese Schwäche brachte ihn dahin, daß er in den Tagen der äußersten Noth etwas beging, das ihm bald das Herz brach; denn er konnte seitdem die Geschichte von dem frommen Kaufmann nicht mehr erzählen.

„In dem Hause neben uns wohnte ein Tischlermeister. Als er mit seiner Frau frühzeitig verstarb, wurde mein Vater der Vormund seines nachgelassenen Sohnes. Harre — diesen friesischen Namen führte der Knabe — las gern in den Büchern und war auch schon in der Tertia unserer lateinischen Schule; aber die Mittel reichten doch nicht zum Studiren; und so blieb er denn bei dem Handwerk seines Vaters. Als er später Geselle wurde und nach zweijähriger Wanderung wieder eine Zeit lang bei einem Meister gearbeitet hatte, wurde es auch bald bekannt, daß er zu den feineren Arbeiten in seinem Fach ein besonderes Geschick habe. Wir beide waren mit einander aufgewachsen; als er noch in der Lehre war, las er mir oft aus den Büchern vor, die er sich von seinen früheren Schulkameraden geliehen hatte. Du weißt, wir wohnten am Markt, in dem Erkerhause dem Rathhause gegenüber; da steht noch jetzt ein mächtiger Buchsbaum im Garten. Wie oft haben wir mit unserem Buche unter diesem Baum gegessen, während über uns die Bienen in den kleinen grünen Blüthen summten! — Nach seiner Rückkehr war das nicht anders geworden, er kam oft in unser Haus; mit einem Wort, mein lieber Junge, wir beide hatten uns gern und suchten das auch nicht zu verbergen.

„Meine Mutter lebte nicht mehr; was mein Vater dazu dachte, und ob er überhaupt etwas darüber gedacht, das hab ich nie erfahren. Auch kam es nicht so weit, daß es ein rechtes Verlöbniß wurde.

„Eines Morgens in den ersten Frühlingstagen war ich in unsern Garten gegangen; die Crocus und die rothen Leberblumen schickten sich schon an zu blühen, es war Alles rings umher so jung und frisch; aber mir selbst war schwer zu Sinne; die Sorgen meines Vaters drückten auch mich. Obwohl er niemals über seine Angelegenheiten zu mir geredet, so fühlte ich doch, daß es immer schneller abwärts ging. In den letzten Monaten hatte ich den Stadtdiener oft und öfter in die Schreibstube gehen sehen; war er fort, so verschloß mein Vater sich stundenlang; und von manchem Mittagessen stand er auf, ohne die Speisen berührt zu haben. In der letzten Woche hatte er einen ganzen Abend damit zugebracht, sich die Karten zu legen; auf meine wie im Scherz hingeworfene Frage, worüber er denn Auskunft von seinem Orakel erwarte, hatte er mich stumm mit der Hand zurückgewiesen und war dann später mit einem kurzen ‚Gute Nacht‘ in seine Kammer gegangen.

„Das Alles lag mir auf dem Herzen; und meine Augen, die nach innen sahen, wußten nichts von dem klaren Sonnenschein, der draußen die ganze Welt verklärte. Da hörte ich unten von der Marsch herauf die Lerchen singen; und du weißt es ja wohl, mein Kind, in der Jugend ist das Herz noch so leicht, der kleinste Vogel trägt es mit empor. Mir war plötzlich, als sähe ich über allen Dunst der Sorge hinweg in eine sonnige Zukunft; als brauchte ich nur den Fuß hineinzusetzen. Ich weiß noch, wie ich an den Beeten hinfiete und mit welcher Freude ich nur die Knospen und das junge Grün betrachtete, das überall aus dem Schoß der Erde hervortrieb. Ich dachte auch an Harre und zuletzt, glaub ich, nur an ihn. Indem hörte ich die Garten-

thür aufklinken, und wie ich auffah, kam er selber mir entgegen.

„Ob auch ihn die Verche froh gemacht hatte — er sah aus wie die Hoffnung selbst. ‚Guten Morgen, Agnes,‘ rief er, ‚weißt du was Neues —?‘

„Ist's denn was Gutes, Harre?“

„Versteht sich, was sollt' es sonst wohl sein! Ich will Meister werden und das in allernächster Zeit.“

„Kannst du wohl denken, daß ich ordentlich erschraf! Denn ich dachte doch gleich: ‚Mein Gott, nun braucht er auch die Frau Meisterin!‘

„Ich mag wohl ganz verduzt ausgesehen haben; denn Harre fragte mich: ‚Fehlt dir etwas, Agnes?‘

„Mir, Harre? Ich glaube nicht,‘ sagte ich. ‚Der Wind wehte so kühl über mich hin.‘ — Das war nun wohl gegelogen; allein der liebe Gott hat es nun einmal so eingerichtet, daß wir in solchem Fall nicht sagen können, was der Andere eben hören will.

„Aber mir fehlt nun etwas,‘ sagte Harre; ‚das Allerbeste fehlt mir!‘

„Ich antwortete nichts hierauf, kein Wörtlein. Auch Harre ging eine Weile schweigend neben mir; dann fragte er auf einmal: ‚Was meinst du, Agnes, ob es wohl schon geschehen ist, daß eine Krämerstochter einen Tischlermeister geheirathet hat?‘

„Als ich auffah und er mich mit seinen guten braunen Augen so bittend anblickte, da gab ich ihm die Hand und sagte ebenso: ‚Das wird wohl nun zum ersten Mal geschehen.‘

||| „Agnes,‘ rief Harre, ‚was werden die Leute sagen!‘

„Ich weiß nicht, Harre. — Aber wenn nun die Krämerstochter arm wäre?“

„Arm, Agnes?“ und er faßte mich so recht lustig bei beiden Händen; ‚ist denn jung und hübsch noch nicht genug?‘ —

„Es war ein glücklicher Tag damals; die Frühlingssonne schien, wir gingen Hand in Hand; und während wir schwiegen, sangen über uns die Lerchen aus tausend hellen Kehlen. So waren wir unmerklich an den Brunnen gekommen, der an der Hollunderwand des Gartens dem Hause gegenüber lag. Ich blickte über die Brettereinfassung in die Tiefe hinab. ‚Wie drunten das Wasser glitzert!‘ sagte ich.

„Das Glück macht muthwillig; Harre wollte mich necken. ‚Das Wasser?‘ sagte er. ‚Das ist das Gold, das aus der Tiefe funkelt.‘

„Ich wußte nicht, was er damit meinte.

„Weißt du denn nicht, daß ein Schatz in eurem Brunnen liegt?‘ fuhr er fort. ‚Guck nur genau zu; es sitzt ein graues Männlein mit dreieckigem Hut auf dem Grunde. Vielleicht ist's auch nur das brennende Licht in seiner Hand, das drunten so seltsam glitzert; denn er ist der Hüter des Schatzes.‘

„Mir flog die Noth meines Vaters durch den Sinn. Harre hob einen Stein auf und warf ihn hinab, und es dauerte eine Weile, ehe ein dumpfer Schall zu uns zurückkam. ‚Hörst du, Agnes?‘ sagte er, ‚das traf auf die Riste.‘

„Harre, red vernünftig!‘ rief ich, ‚was treibst du für Narrenspoffen!‘

„Ich spreche nur nach, was die Leute versprechen!‘ erwiderte er.

„Aber meine Neugierde war geweckt, vielleicht auch die Begierde nach den unterirdischen Reichthümern, die aller Noth ein Ende machen konnten.

„Woher hast du das Gerede?‘ fragte ich nochmals, ‚ich habe noch nie davon gehört.‘

„Harre sah mich lachend an: ‚Was weiß ich! von Hans oder Kunz; ich glaub, am letzten Ende kommt es von dem Hallunken, dem Goldmacher.‘

„Von dem Goldmacher?‘ — Mir kamen allerlei Ge-

danken. Der Goldmacher war ein herabgekommener Trödler; er konnte segnen und rathen, Menschen und Vieh besprechen, und alle die andern Geheimnisse, womit derzeit noch bei den Leichtgläubigen ein einträgliches Geschäft zu machen war. Es ist derselbe, den sie jetzt den Spökenkieser nennen, welchen Namen er gerade so gut wie seinen damaligen verdient hat. Er war in den letzten Tagen, da ich eben auf der Außendiele zu thun hatte, ein paar Mal in meines Vaters Schreibstube gegangen und hatte sich dann, ohne auf sein demüthig gesprochenes „Herr Hansen bei der Hand?“ meine Antwort abzuwarten, mit scheuem Blick an mir vorbeigeschoben. Einmal war er fast eine Stunde drinnen gewesen; kurz vor seinem Fortgehen hatte ich das mir wohlbekanntes Pult meines Vaters aufschließen hören; dann war mir gewesen, als vernehme ich das Klirren von Geldstücken. Das Alles kam mir jetzt in den Sinn.

„Aber Harre rüttelte mich auf. „Agnes, träumst du?“ rief er; „oder willst du Schätze graben?“ Ach, er kannte nicht die Noth meines Vaters; ihm lag nur die eigene Zukunft in Gedanken, in die auch ich hineingeschörte. Er ergriff meine beiden Hände und rief fröhlich: „Wir brauchen keine Schätze, Agnes; mein kleines Erbtheil hat dein Vater schon für mich erhoben; das reicht hin, um Haus und Werkstatt einzurichten. Und für das Weitere,“ fügte er lächelnd hinzu, „laß diese nicht ganz ungeschickten Hände sorgen!“

„Ich vermochte seine hoffnungsreichen Worte nicht zu erwidern; der Schatz und der Goldmacher lagen mir im Sinn; ich weiß nicht, war es eine tollkühne Hoffnung oder der Schatten eines drohenden Unheils, was mir die Brust beflemmte. Vielleicht ahnte es mir, daß kurz darauf der Schatz meines ganzen Lebens in diesen Brunnen fallen würde.

„Am andern Tage war ich nach einem benachbarten Dorfe hinausgefahren, wo die uns verwandte Predigerfrau

sich wegen Erkrankung eines Kindes meine Hilfe erbeten hatte. Aber ich hatte keine Ruhe dort; mein Vater war in den letzten Tagen so still und doch wieder so unruhig gewesen; ich hatte ihn im Garten auf- und abrennen, dann wieder am Brunnen stehen und in die Tiefe hinabstarren sehen; mir wurde angst, er könne sich ein Leides anthun. Am dritten Tage glaubte ich mich zu entsinnen, daß er mich auf eine seltsam hastige Weise zu der Reise hingedrängt hatte; je mehr es gegen die Nacht ging, je beklommener wurde mir. Da gegen zehn Uhr der Mond aufging, so bat ich meinen Vetter, mich noch heute zur Stadt fahren zu lassen. Und so geschah es; nachdem er mir vergebens meine Unruhe auszureden gesucht hatte, wurde angespannt; und als es Mitternacht vom Thurme schlug, hielt der Wagen vor unserm Hause. Es schien Alles zu schlafen; erst als ich eine Zeit lang geklopft hatte, wurde drinnen die Kette abgehakt, und der Lehrling, der seine Kammer unten auf dem Flur hatte, öffnete die Hausthür. Es war Alles, wie es immer gewesen. „Ist der Herr zu Haus?“ fragte ich.

„Der Herr ist schon um zehn Uhr schlafen gegangen,“ war die Antwort.

„Ich stieg leichteren Herzens nach meiner Kammer hinauf, deren Fenster nach dem Garten lagen. — Die Nacht draußen war so hell, daß ich, ohne Licht zu machen, noch einmal ans Fenster trat. Der Mond stand über der Höl- lunderwand, deren noch unbelaubte Zweige sich scharf gegen den Nachthimmel abzeichneten; und meine Gedanken gingen mit meinen Augen über diese Erde hinaus zu dem großen liebevollen Gott, dem ich all meine Sorgen anvertraute. — Da, wie ich eben in das Zimmer zurücktreten wollte, sah ich plötzlich aus der Röhre des Brunnens, welcher dort im Schatten lag, eine rothe Gluth empor lodern; ich sah die am Rande wuchernden Grasbüschel und dann darüber her die Zweige des Gebüsches wie in goldenem Feuer schimmern.

Mich überfiel eine abergläubige Furcht, denn ich dachte an die Kerze des grauen Männleins, das drunten auf dem Grunde hocken sollte. Als ich aber schärfer hinblickte, bemerkte ich eine Leiter an der Brunnenwand, von der jedoch nur das oberste Ende von hier aus sichtbar war. Im selben Augenblicke hörte ich einen Schrei aus der Tiefe; dann ein Gepolter; und ein dumpfes Getöse von Menschenstimmen scholl herauf. Mit einem Male erlosch die Helligkeit; und ich hörte deutlich, wie es sprossenweise an der Leiter emporflohm.

„Die Gespensterfurcht verließ mich; aber statt dessen beschlich mich eine unklare Angst um meinen Vater. Mit zitternden Knieen ging ich nach seiner Schlafkammer, die neben der meinen lag. Als ich behutsam die Gardine von seinem Bette zurückzog, da beschien der Mond die leeren Kissen; sein armer Kopf hatte wohl schon längst nicht mehr die Ruhe darauf gefunden; jetzt waren sie gänzlich unberührt. In Todesangst lief ich die Treppe hinab nach der Hofthür; aber sie war verschlossen und der Schlüssel abgezogen. Ich ging in die Küche und zündete Licht an; dann nach der Schreibstube, die ebenfalls ihre Fenster nach dem Garten hatte. Eine Zeit lang stand ich rathlos am Fenster und starrte hinaus; ich hörte Tritte zwischen den Hollunderbüschen, aber ich konnte nichts unterscheiden, denn die dahinter stehende Planke verbreitete trotz des Mondscheins tiefen Schatten. Da hörte ich draußen die Hofthür aufschließen, und bald darauf wurde auch die Stubenthür geöffnet. Mein Vater trat herein. — Ich bin so alt geworden, aber ich habe es nicht vergessen; sein langes graues Haar triefte von Wasser oder Schweiß; seine Kleider, die er sonst so peinlich sauber hielt, waren überall mit grünem Schlamm besudelt.

„Er fuhr sichtbar zusammen, als er mich erblickte. ‚Was ist das! Wie kommst du hierher?‘ sagte er hart.

„Der Better ließ mich herfahren, Vater!“

„Um Mitternacht? — Das hätte er können bleiben lassen.“

„Ich sah meinen Vater an; er hatte die Augen niedergeschlagen und stand unbeweglich. ‚Es ließ mir keine Ruhe,‘ sagte ich; ‚mir war, ich sei hier nöthig, als müßte ich zu dir.‘

„Der alte Mann ließ sich auf einen Stuhl sinken und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. ‚Geh auf deine Kammer,‘ murmelte er; ‚ich will allein sein.‘

„Aber ich ging nicht. ‚Laß mich bei dir bleiben,‘ sagte ich leise. Mein Vater hörte nicht auf mich; er erhob den Kopf und schien nach draußen hinzuhorchen. Plötzlich sprang er auf. ‚Still!‘ rief er, ‚hörst du’s?‘ und sah mich mit weit offenen Augen an.

„Ich war ans Fenster getreten und sah hinaus. Es war alles todt und stille; nur die Hollunderzweige schlugen vom Nachtwinde bewegt gegen einander. ‚Ich höre nichts!‘ sagte ich.

„Mein Vater stand noch immer, als höre er auf etwas, das ihn mit Entsetzen erfüllte. ‚Ich meinte, es sei keine Sünde,‘ sprach er vor sich hin; ‚es ist kein gottloses Wesen dabei, und der Brunnen steht, bis jetzt wenigstens, auf meinem Grund.‘ Dann wandte er sich zu mir. ‚Ich weiß, du glaubst nicht daran, mein Kind,‘ sagte er, ‚aber es ist dennoch gewiß; die Ruthe hat drei Mal geschlagen, und die Nachrichten, die ich nur zu theuer habe bezahlen müssen, stimmen alle überein; es liegt ein Schatz in unserm Brunnen, der zur Schwedenzzeit darin vergraben ist. Warum sollte ich ihn nicht heben! — Wir haben die Quelle abgedämmt und das Wasser ausgeschöpft, und heute Nacht haben wir gegraben.‘

„Wir?‘ fragte ich. ‚Von welchem Andern sprichst du?‘

„Es ist nur Einer in der Stadt, der das versteht.‘

„Du meinst doch nicht den Goldmacher? Das ist kein guter Helfer!‘

„Es ist nichts Gottloses mit dem Ruthenschlagen, mein Kind.“

„Aber die es treiben, sind Betrüger.“ — —

„Mein Vater hatte sich wieder auf den Stuhl gesetzt und sah wie zweifelnd vor sich hin. Dann schüttelte er den Kopf und sagte: ‚Der Spaten klang schon darauf; aber da geschah etwas;‘ — und sich unterbrechend, fuhr er fort: ‚Vor achtzehn Jahren starb deine Mutter; als sie es inne wurde, daß sie uns verlassen müsse, brach sie in ein bitteres Weinen aus, das kein Ende nehmen wollte, bis sie in ihren Todesschlaf verfiel. Das waren die letzten Laute, die ich aus deiner Mutter Mund vernahm.‘ Er schwieg einen Augenblick, dann sagte er zögernd, als scheue er sich vor dem Laut seiner eignen Stimme: ‚Heute Nacht, nach achtzehn Jahren, da der Spaten auf die Kiste stieß, habe ich es wieder gehört. Es war nicht bloß in meinem Ohr, wie es all die Jahre hindurch so oft gewesen ist; unter mir, aus dem Grund der Erde kam es herauf. — Man darf nicht sprechen bei solchem Werk; aber mir war, als schnitte das Eisen in deiner todten Mutter Herz. — Ich schrie laut auf, da erlosch die Lampe, und — siehst du,‘ setzte er dumpf hinzu, ‚deshalb ist Alles wieder verschwunden.‘

„Ich warf mich vor meinem Vater auf die Kniee und legte meine Hände um seinen Nacken. ‚Ich bin kein Kind mehr,‘ sagte ich, ‚laß uns zusammenhalten, Vater; ich weiß, das Unglück ist in unser Haus gekommen.‘

„Er sagte nichts; aber er lehnte seine feuchte Stirn an meine Schulter; es war das erste Mal, daß er an seinem Kinde eine Stütze suchte. Wie lange wir so gefessen haben, weiß ich nicht. Da fühlte ich, daß meine Wangen von heißen Thränen naß wurden, die aus seinen alten Augen flossen. Ich klammerte mich an ihn. ‚Weine nicht, Vater,‘ bat ich, ‚wir werden auch die Armuth ertragen können.‘

„Er strich mit seiner zitternden Hand über mein Haar

und sagte leise, so leise, daß ich es kaum verstehen konnte
 ‚Die Armuth wohl, mein Kind; aber nicht die Schuld.‘

„Und nun, mein Junge, kam eine bittere Stunde; aber eine, die noch jetzt in meinem Alter mir als die trostvollste meines Lebens erscheint. Denn zum ersten Male konnte ich meinem Vater die Liebe seines Kindes geben; und von jenem Augenblicke an blieb sie ihm das Theuerste und bald auch das Letzte, was er auf Erden noch sein nannte. Während ich neben ihm saß und heimlich meine Thränen niederschluckte, schüttete mein Vater mir sein Herz aus. Ich wußte nun, daß er vor dem Bankerott stand; aber das war das Schlimmste nicht. In einer schlaflosen Nacht, da er vergebens auf seinem heißen Kissen nach einem Ausweg aus dem Elend gesucht, war ihm die halbvergeffene Sage von dem Schatz in unserem Brunnen wieder in den Sinn gekommen. Der Gedanke hatte ihn seitdem verfolgt; Tags, wenn er über seinen Büchern saß, des Nachts, wenn endlich ein schwerer Schlummer auf seiner Brust lag. In seinen Träumen hatte er das Gold im dunkeln Wasser brennen sehen; und wenn er Morgens aufgestanden, immer wieder hatte es ihn hinaus an den Brunnen getrieben, um wie gebannt in die geheimnißvolle Tiefe hinab zu starren. Da hatte er sich dem argen Gehülften anvertraut. Aber der war keineswegs sogleich bereit gewesen, sondern hatte vor Allem eine bedeutende Summe zu den nothwendigen Vorbereitungen des Werkes verlangt. Mein armer Vater hatte schon keinen Willen mehr; er gab sie hin, und bald eine zweite und dritte. Das Traumgold verschlang das wirkliche, das noch in seinen Händen war; aber dieses Gold war nicht sein eigen; es war das anvertraute Erbe seines Mündels. An Ersatz war nicht zu denken; wir riethen hin und wieder; Verwandte, die uns zu helfen vermocht, hatten wir nicht; dein Großvater war nicht mehr; endlich gestanden wir uns, daß von außen keine Hülfe zu hoffen sei. —

„Das Licht war ausgebrannt, ich hatte meinen Kopf an meines Vaters Brust gelegt, meine Hand ruhte in der seinen; so blieben wir im Dunkeln sitzen. Was dann weiter im geheimen Zwiesprach dieser Nacht zwischen uns gesprochen wurde, ich weiß es nicht mehr. Aber niemals zuvor, da noch mein Vater unfehlbar vor mir stand, wie fast nur unser Herrgott selber, habe ich solch heilige Zärtlichkeit für ihn gefühlt, wie in jener Stunde, da er mir eine That vertraut hatte, die wohl nicht bloß vor den Augen der Menschen ein Verbrechen war. — Allgemach erblickten am Himmel draußen die Sterne, ein kleiner Vogel sang aus den Hollunderbüschen, und der erste Schein des Morgenroths fiel in das dämmerige Zimmer. Mein Vater stand auf und trat an das Pult, auf dem seine großen Contobücher lagen. Das lebensgroße Ölbild des Großvaters, mit dem Haarbeutel und dem lederfarbenen Camisol, schien strenge auf den Sohn herabzusehen. ‚Ich werde noch einmal rechnen,‘ sagte mein Vater; ‚bleibt das Facit dasselbe,‘ setzte er zögernd hinzu, indem er wie um Vergebung flehend zu dem Bilde seines Vaters aufblickte, ‚dann werde ich einen schweren Gang thun; denn ich bedarf der Barmherzigkeit Gottes und der Menschen.‘

„Auf seinen Wunsch verließ ich jetzt das Zimmer, und bald wurde es laut im Hause; der Tag war angebrochen. Als ich die nöthigen Geschäfte besorgt hatte, ging ich in den Garten und durch das Hinterpförtchen auf den Weg hinaus; Harre pflegte hier vorbei zu kommen, wenn er Morgens nach der Werkstatt ging, in der er bis jetzt noch arbeitete.

„Ich brauchte nicht lange zu warten; als die Uhr sechs geschlagen, sah ich ihn kommen. ‚Harre, einen Augenblick!‘ sagte ich und winkte ihm, mit mir in den Garten zu treten.

„Er sah mich befremdet an; denn meine böse Botschaft war wohl auf meinem Gesicht geschrieben; auch stand ich,

als ich ihn in eine Ecke des Gartens gezogen hatte, eine ganze Zeit und hatte seine Hand gefaßt, ohne daß ich ein Wort hervorbringen konnte. Endlich aber sagte ich ihm Alles, und dann bat ich ihn: „Mein Vater will zu dir gehen; sei nicht zu hart mit ihm.“

„Er war todtenblaß geworden und in seine Augen trat ein Ausdruck, vielleicht nur der Verzweiflung, der mich erschreckte.

„Harre, Harre, was willst du mit dem alten Mann beginnen?“ rief ich.

„Er drückte die Hand gegen seine Brust. ‚Nichts, Agnes,‘ sagte er, indem er mich traurig lächelnd ansah; ‚aber ich muß nun fort von hier.‘

„Ich erschrak. — ‚Weshalb?‘ fragte ich stammelnd.

„Ich darf deinen Vater nicht wieder sehen.“

„Du wirst ihm ja doch vergeben, Harre!“

„Das wohl, Agnes; ich schulde ihm mehr als das; aber — er soll sein graues Haupt vor mir nicht demüthigen. Und dann“ — das setzte er wie beiläufig noch hinzu — ‚ich glaube auch, es geht jetzt mit dem Meisterwerden nicht.‘

„Ich sagte nichts hierauf; ich sah nur, wie das Glück, nach dem ich gestern schon die Hand gestreckt, in unsichtbare Ferne schwand; aber es war nichts mehr zu ändern; es war jetzt am besten so, wie es Harre wollte. Nur das sagte ich noch: ‚Wann wirst du gehen, Harre?‘ Ich wußte selbst kaum, was ich sprach.

„Sorge nur, daß dein Vater mich heute nicht aufsucht,“ erwiderte er; ‚bis morgen früh bin ich mit Allem fertig, was ich noch hier zu thun habe. Kränke dich auch nicht um mich, ich finde leicht ein Unterkommen.‘

„Nach diesen Worten trennten wir uns; das Herz war wohl zu voll, als daß wir Weiteres hätten sprechen können.“ —

Die Erzählerin schwieg eine Weile. Dann sagte sie: „Am andern Morgen sah ich ihn noch einmal, und dann nicht mehr; das ganze lange Leben niemals mehr.“

Sie ließ den Kopf auf ihre Brust sinken; die Hände, die auf ihrem Schoß geruht hatten, wand sie leise um einander, als müsse sie damit das Weh beschwichtigen, das, wie einst das Herz des jungen blonden Mädchens, so noch jetzt den gebrechlichen Leib der Greisin zittern machte.

Doch sie blieb nicht lange in dieser gebrochenen Stellung; sich gewaltsam aufraffend, erhob sie sich vom Stuhl und trat ans Fenster. „Was will ich klagen!“ sagte sie und zeigte mit dem Finger auf die Scheibe, die ihres Vaters Namen trug. „Der Mann hat mehr gelitten als ich. Laß mich auch das dir noch erzählen. —

„Harre war fort; er hatte von meinem Vater in einem herzlich guten Briefe Abschied genommen; gesehen haben sie sich nicht mehr. Bald darauf waren die letzten gerichtlichen Schritte gegen uns gethan, und die Eröffnung des Concursets sollte in nächster Zeit erfolgen.

„Es war damals Sitte in unserer Stadt, daß alle öffentlichen Bekanntmachungen nicht wie jetzt durch den Prediger in der Kirche, sondern aus dem offenen Fenster des Rathsitzungsaales durch den Stadtsecretär verlesen wurden; bevor aber dies geschah, wurde eine halbe Stunde lang mit der kleinen Glocke vom Thurm geläutet. Da unser Haus dem Rathhause gegenüberlag, so hatte ich dies oft beobachtet, und auch, wie sich unter dem Glockenschall Kinder und müßige Leute vor den Rathhausfenstern und auf der Treppe über dem Rathskeller versammelten. Das Nämliche geschah bei der Publicirung eines Concursurthels; aber die Leute legten dann der Sache eine üble Bedeutung unter, und das Wort ‚Die Glocke hat über ihn geläutet‘ galt für einen Schimpf. — Ich hatte auch in solchen Fällen ohne viel Gedanken hingehört; jetzt zitterte ich vor dem

Eindruck, den dieser Vorgang auf das Gemüth meines ohnehin tief gebeugten Vaters machen würde.

„Er hatte mir vertraut, daß er sich deshalb durch einen befreundeten Rathsherrn an den Bürgermeister gewandt habe; und der Rathsherr, ein gutmüthiger Schwäzker, hatte ihm die Zusicherung gegeben, daß die Publication diesmal ohne die Glocke geschehen würde. Ich selbst aber wußte aus sicherer Quelle, daß diese Zusicherung eine grundlose war. Dennoch ließ ich meinen Vater in seinem arglosen Glauben und bemühte mich nur, ihn für diesen Tag zu einer kleinen Reise aufs Land zu unsern Verwandten zu bereden. Aber er wollte, wie er mit schmerzlichem Lächeln sagte, sein sinkendes Schiff nicht vor dem völligen Untergang verlassen. Da, in meiner Angst, fiel mir ein, daß ich in dem hintersten Verschlage unseres sehr tiefen und gewölbten Kellers die Glocke niemals hatte schlagen hören. Darauf baute ich meinen Plan. Es gelang mir auch, meinen Vater zu bereden, mit mir gemeinschaftlich ein Verzeichniß über die dort lagernden Waaren aufzunehmen, wodurch, wenn später die Gerichtspersonen zur Aufnahme des Inventars kämen, eine Abkürzung dieses traurigen Geschäfts herbeigeführt würde.

„Als die verhängnißvolle Stunde kam, waren wir schon längst unter der Erde bei unserer Arbeit. Mein Vater sortirte die Waaren, ich beim Schein einer Laterne schrieb auf ein Blatt Papier, was er mir dictirte. Ein paar Mal war mir wohl gewesen, als hörte ich von fern das Summen einer Glocke; dann sprach ich ein paar laute Worte, bis das Schieben und Rücken mit den Fässern und Kisten allen von außen eindringenden Schall wieder verschlang. Alles schien gut zu gehen, mein Vater war ganz in seine Arbeit vertieft. Da hörte ich plötzlich droben die Kellerthür aufreißen; die alte Magd rief, ich weiß nicht mehr weshalb, nach mir, und zugleich drangen auch die klaren Schallwellen der Glocke zu uns herab. Mein Vater horchte auf und setzte

die Kiste, die er in den Händen hatte, auf den Boden. ‚Die Schandglocke!‘ stöhnte er und fiel wie kraftlos gegen die Wand. ‚Es wird mir nichts gespart.‘ — Aber nur einen Augenblick; dann richtete er sich auf, und ehe ich noch Zeit bekam, ein Wort zu reden, hatte er schon den Raum verlassen, und gleich darauf hörte ich ihn die Kellertreppe hinaufsteigen. Auch ich ging jetzt in das Haus hinauf und fand meinen Vater, nachdem ich ihn vergebens in der Schreibstube gesucht, im Wohnzimmer mit gefalteten Händen am offenen Fenster stehen. In diesem Augenblick hörte das Glockenläuten auf; im Rathhaus drüben, das von der hellen Morgen Sonne beleuchtet war, wurden die drei Fensterflügel aufgestoßen, und ich sah den Stadtdiener die rothen Polster auf die Fensterbänke legen; an dem Eisengeländer der Rathstreppe hing schon ein ganzer Schwarm von halberwachsenen Buben. Mein Vater stand unbeweglich und sah mit gespannten Augen zu. Ich wollte ihn mit sanften Worten fortziehen. Aber er wehrte mir. ‚Laß nur, mein Kind,‘ sagte er, ‚das geht mich an, ich muß das hören.‘

„So blieb er denn. Der alte Stadtsecretär mit seinem weißgepuderten Kopf erschien drüben in dem Mittelfenster, und während ihm zur Seite zwei Rathsherren auf den rothen Kissen lehnten, verlas er mit seiner scharfen Stimme aus einem Blatt Papier, das er in beiden Händen vor sich hielt, das Concursumrtheil. Bei der klaren Frühlingsluft drang jedes Wort verständlich zu uns herüber. Als mein Vater seinen vollen Namen über den Markt hinaus sprechen hörte, sah ich ihn zusammenzucken; aber er hielt dennoch Stand, bis Alles vorüber war. Dann zog er seine goldene Uhr, die er von seinem Vater ererbt hatte, aus der Tasche und legte sie auf den Tisch. ‚Sie gehört zur Concursumasse,‘ sagte er, ‚schließe sie in die Schatulle, damit sie morgen mit versiegelt werde.‘

„Am andern Tage kamen die Herren zur Versiegelung; aber mein Vater konnte das Bett nicht verlassen; er war in der Nacht vom Schlage getroffen worden. — Als einige Monate später unser Haus verkauft war, wurde er in einem Tragkorb, den wir aus dem Krankenhause geliehen, nach der kleinen Wohnung gebracht, die wir am Ende der Stadt für uns gemiethet hatten. Dort hat er noch neun Jahre gelebt; ein gelähmter und gebrochener Mann. In seinen guten Stunden besorgte er kleine Rechnungen und Schreibereien für Andere; das Meiste habe ich mit meiner Hände Arbeit verdienen müssen. Dann aber ist er in fester Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes in meinen Armen sanft verschieden. — Nach seinem Tode kam ich zu guten Leuten; es war das Haus deiner Großeltern.“

Meine alte Freundin schwieg. Ich aber dachte an Harre. — „Und hast du denn,“ fragte ich, „während der ganzen Zeit auch niemals eine Nachricht von deinem Jugendfreunde erhalten?“

„Niemals, mein Kind,“ erwiderte sie.

„Weißt du, Hansen,“ sagte ich, „dein Harre gefällt mir nicht, er war kein Mann von Wort!“

Sie legte die Hand auf meinen Arm. „So darfst du nicht sprechen, Kind. Ich habe ihn gekannt; es giebt noch andere Dinge als den Tod, die des Menschen Willen zwingen. — Aber wir wollen nach meinem Zimmer gehen; du hast deinen Hut noch dort, und es mag bald Mittag werden.“

So schlossen wir denn den einsamen Festsaal wieder ab und gingen denselben Weg zurück, den wir gekommen waren. Diesmal öffnete sich die Thür des Spökenkiefers nicht; nur hinter derselben, auf den sandigen Dielen, hörten wir seinen schlurfenden Schritt.

Als wir in Hansens Zimmer waren, wo noch der letzte Strahl der Vormittagssonne in die Fenster schien, zog sie eine Schublade ihrer Schatulle auf und nahm daraus ein

Mahagonikästchen, sauber polirt, aber im Geschmack einer vergangenen Zeit. Es mochte einst ein Geschenk des jungen Tischlers an einem Geburtstage ihrer Jugend gewesen sein.

„Das mußt du auch noch sehen,“ sagte Hansen, indem sie das Kästchen aufschloß. Es lagen Werthpapiere darin, welche sämmtlich auf Harre Jensen, „Sohn des verstorbenen Tischlermeisters Harre Christian Jensen dahier“, lauteten, deren Datum aber nicht über die letzten zehn Jahre hinabreichte.

„Wie kommst du zu diesen Papieren?“ fragte ich.

Sie lächelte. „Ich habe nicht umsonst gedient.“

„Aber die Papiere lauten nicht auf deinen Namen!“

„Es ist die Schuld meines Vaters, die ich zurückerstattete. Deshalb und weil mein Nachlaß, wie Aller, die hier versterben, an das Stift fällt, habe ich das Geld sofort auf Harre Jensens Namen schreiben lassen.“ — Einen Augenblick noch, ehe sie es wieder einschloß, wog sie das Kästchen auf der Hand. „Der Schatz ist wieder beisammen,“ sagte sie; „aber das Glück, mein Kind, das Glück, das einst darin gewesen ist, das ist nicht mehr darin.“

Als sie diese Worte sprach, schoß draußen ein Schwalbenzug mit lautem Geschrei vorüber, und gleich darauf flatterten zwei dieser Vögel bis nahe an die Scheiben und setzten sich dann zwitschernd auf den offenen Fensterflügel. Es waren die ersten Schwalben, die ich in diesem Frühjahr sah.

„Hörst du die kleinen Gratulanten, Hansen?“ rief ich; „just zu deinem Geburtstag sind sie heimgekommen!“

Hansen nickte nur. Ihre noch immer schönen blauen Augen blickten traurig auf die kleinen singenden Freunde. Dann legte sie die Hände auf meinen Arm und sagte freundlich: „Geh nun, mein Kind; ich danke Allen, daß sie an mich gedacht. Ich möchte nun allein sein.“

Es war mehrere Jahre später, als ich mich von einer Reise nach dem mittleren Deutschland auf dem Heimwege nach meiner Vaterstadt befand. Auf einer Hauptstation der Eisenbahn — denn die Zeit des Dampfes war damals schon hereingebrochen — stieg ein alter Mann mit weißem Haar zu mir in das Coupé, worin ich mich bisher allein befunden hatte. Er ließ sich einen kleinen Reisekoffer nachreichen, den ich ihm unter den Sitz schieben half, und setzte sich dann mit den freundlichen Worten: „Wir haben auch noch nie beisammen gegessen,“ mir gegenüber. Als er dies sagte, erschien um den Mund und um die braunen Augen ein Ausdruck der Güte, ich möchte sagen der Theilnahme, der unwillkürlich zu traulichem Gespräche einlud. Die Sauberkeit seiner äußern Erscheinung, die sich nicht bloß in dem braunen Tuchrock und dem weißen Halstuch ausdrückte, das feine bürgerliche Wesen des Mannes, Alles heimelte mich an, und es dauerte nicht lange, so hatten wir uns in gegenseitige Mittheilungen über unsere Familienverhältnisse vertieft. Ich erfuhr, daß er ein Claviermacher und in einer mittelgroßen Stadt Schwabens ansässig sei. Dabei fiel mir Eines auf; mein Reisegefährte sprach den süddeutschen Dialekt, und doch hatte ich auf seinem Koffer den Namen „Sensen“ gelesen, der meines Wissens nur dem nördlichsten Deutschland angehörte.

Als ich ihm das bemerkte, lächelte er. „Ich mag schon ziemlich eingeschwäbelt sein,“ sagte er, „denn ich wohne nun seit über vierzig Jahren in diesem guten Lande und habe es in dieser Zeit niemals verlassen; meine Heimath aber liegt im Norden, und daher stammt denn auch mein Name.“ Und nun nannte er meine eigene Vaterstadt als seinen Geburtsort.

„So sind wir Landsleute so sehr als möglich,“ rief ich, „dort bin auch ich geboren und eben im Begriff, dahin zurückzukehren.“

Der alte Herr ergriff meine beiden Hände und sah mich

liebevoll an. „Das hat der liebe Gott gut gemacht,“ sagte er, „so reisen wir, wenn es Ihnen recht ist, zusammen. Auch mein Ziel ist unsere Vaterstadt; ich hoffe auf ein Wiedersehen dort — wenn Gott es zuläßt.“

Ich nahm mit Freuden diesen Vorschlag an.

Nachdem wir den derzeitigen Endpunkt der Eisenbahn erreicht hatten, lagen noch fünf Meilen Weges vor uns, und bald saßen wir zusammen in den bequemen Kissen eines Federwagens, dessen Bedachung wir bei dem schönen Herbstwetter zurückgeschlagen hatten. Die Gegend wurde allmählich heimathlicher; die Wälder verschwanden, bald auch die lebendigen Bäume zur Seite des Weges, ja sogar die Wälle, auf denen sie standen, und die weite baumlose Ebene that sich vor uns auf. Mein Gefährte blickte still vor sich hinaus. „Ich bin dieser Unendlichkeit des Raumes so entwöhnt,“ sagte er einmal; „mir ist jetzt hier, als sähe ich nach allen Seiten in die Ewigkeit.“ Dann schwieg er wieder, und ich störte ihn nicht.

Als wir etwa auf der Mitte des Weges, aus einem Dorfe, durch das die Landstraße führte, wieder ins Freie kamen, bemerkte ich, daß er den Kopf vorbeugte und eifrig auszulugen schien. Dann beschattete er die Augen mit seiner Hand und wurde sichtbar unruhig. „Ich sehe doch sonst noch gut in die Ferne,“ sagte er endlich, „aber ich bemühe mich umsonst, unsern Thurm von hier in Sicht zu bekommen, und doch hab ich ihn in meiner Jugend von hier aus immer zuerst begrüßt, wenn ich von einer Wanderung heimkehrte.“

„Sie müssen sich irren,“ erwiderte ich, „der niedrige Thurm kann in solcher Entfernung noch nicht sichtbar sein.“

„Niedrig!“ rief der Alte fast unwillig, „der Thurm hat seit Jahrhunderten auf viele Meilen in die See hinaus den Schiffern zum Wahrzeichen gedient!“

Da fiel es mir bei. „Sie denken am Ende,“ sagte ich

zögernd, „noch an den Thurm der alten Kirche, die vor reichlich vierzig Jahren abgebrochen wurde.“

Der Alte sah mich mit seinen großen Augen an, als ob ich faselte. „Die Kirche abgebrochen — und vor über vierzig Jahren! Mein Gott, wie lange bin ich fort gewesen; ich habe niemals etwas davon erfahren!“

Er faltete seine Hände und saß eine ganze Weile wie muthlos in sich zusammengesunken. Dann sagte er: „Auf jenem schönen Thurm, der also nur in meinen Gedanken noch vorhanden war, habe ich vor nun bald fünfzig Jahren der das Wiederkommen versprochen, um deren willen ich jetzt diese weite Reise mache. Ich will Ihnen, wenn Sie hören mögen, dies Stück meines Lebens mittheilen; vielleicht, daß Sie mir dann über die Hoffnung, die ich hege, eine Auskunft zu geben vermögen.“

Ich versicherte den alten Herrn meiner Theilnahme; und während unser Postillon in der warmen Mittagssonne auf seinem Sitze einnickte und die Räder langsam durch den Sand mahlten, begann er seine Erzählung:

„In meiner Jugend hätte ich gern den Weg einer gelehrten Bildung eingeschlagen; da aber nach dem frühzeitigen Tode meiner Eltern die Mittel dazu nicht vorhanden waren, so blieb ich bei dem Handwerk meines Vaters, das heißt, ich wurde Tischler. Schon während ich als Geselle auf der Wanderschaft war, hatte ich nicht übel Lust, mich draußen anzusiedeln, denn es fehlte mir nicht ganz an Mitteln; aus dem Verkauf des väterlichen Hauses war mir ein rundes Sümmlen übrig geblieben, das für den Anfang schon genügte. Aber ich kehrte doch wieder heim, und das geschah um eines jungen blonden Mädchens willen. — Ich glaube nicht, daß ich jemals wieder so blaue Augen gesehen habe. Eine Freundin sagte einmal im Scherz zu ihr: ‚Agnes, ich pflück’ dir die Weilchen aus den Augen!‘ Die Worte hab ich nimmer vergessen können.“ — Der Alte schwieg eine Weile

und blickte verklärt vor sich hin, als sähe er noch einmal in diese Weilchenaugen seiner Jugend. Darauf, während ich fast unwillkürlich den Namen meiner alten Freundin in St. Jürgen bei mir selber sprach, begann er wieder: „Sie war die Tochter eines Krämers, meines Vormundes. Wir wuchsen als Nachbarfinder mit einander auf, während das Mädchen von dem früh verwittweten Vater ziemlich streng und einsam erzogen wurde. Daher mag es gekommen sein, daß sie sich immer mehr dem einzigen Jugendgespielen anschloß. Bald nach meiner Rückkehr waren wir unter uns beiden so gut als verlobt, und es war schon ausgemacht, daß ich in unserer Vaterstadt ein Geschäft begründen sollte, als ich durch einen unerwarteten Zufall mein ganzes kleines Vermögen verlor. — Es kam so, daß ich wieder fort mußte.

„Am letzten Tage hatte Agnes mir versprochen, Abends noch einmal auf den Weg hinter ihrem Garten hinauszukommen und dort ein letztes Wort mit mir zu reden. Als ich mich aber mit dem bestimmten Glockenschlage einfand, war sie nicht dort. Ich stand lauschend an der Planke unter dem überhängenden Lindengezweig, aber ich wartete vergebens. Das Haus ihres Vaters konnte ich damals nicht betreten; nicht daß ein Zwiespalt zwischen uns gewesen wäre, ich glaube im Gegentheil, daß er mir die Hand seiner Tochter ohne großes Bedenken würde gegeben haben, denn er hielt etwas auf mich und war kein hochmüthiger Mann. Es hatte einen andern Grund, den ich nicht gern der Vergessenheit entreißen möchte. — Ich weiß es noch gar wohl. Es war ein dunkler, stürmischer Aprilabend; mehrmals täuschte mich die Wetterfahne auf dem Dache, daß ich glaubte, die mir wohlbekannte Hofthür öffnen zu hören, aber es kam kein Schritt den Gartensteig herab. Noch lange lehnte ich an der Planke und sah die schwarzen Wolken am Himmel vorüberfliegen; endlich ging ich schweren Herzens fort. —

„Am andern Morgen hatte es eben fünf vom Thurme

geschlagen, als ich nach einer schlaflosen Nacht die Treppe von meiner Kammer hinabstieg und von meinen Hauswirthen Abschied nahm. In den engen, schlecht gepflasterten Straßen war noch die Dunkelheit und der Schmutz des Winters. Die Stadt schien noch im Schlaf zu liegen; von allen bekannten Gesichtern wollte mir keins begegnen, und so ging ich einsam und trübselig meinen Weg. Da, als ich eben nach dem Kirchhof einbiegen wollte, brach ein scharfer Sonnenstrahl hervor, und das alte Haus der Rathsapothek, das unten mit seinem Löwenschnitzbild noch in dem Dunst der Gasse stand, war oben mit der Spitze des Treppengiebels auf einmal wie in Frühlingschein gebadet. Zugleich, als ich eben aufschaue, schallt über mir hoch in der Luft ein lang gezogener Ton; dann noch einmal und noch einmal, als riefte es weit in die Welt hinaus.

„Ich war auf den Kirchhof hinausgetreten und blickte an dem Thurm hinauf; da sah ich oben auf der Galerie den Thürmer stehen und sah, wie er sein langes Horn noch in der Hand hielt. Ich wußte es nun wohl; die ersten Schwalben waren gekommen, und der alte Jakob hatte ihnen den Willkommen geblasen und es laut über die Stadt gerufen, daß der Frühling ins Land gekommen sei. Dafür bekam er seinen Ehrentrunf im Rathswinkel und einen blanken Reichsthaler vom Herrn Bürgermeister. — Ich kannte den Mann und war oft droben bei ihm gewesen; als Knabe, um von dort aus meine Tauben fliegen zu sehen, später auch wohl mit Agnes; denn der Alte hatte ein Enkelkinderchen bei sich, zu dem sie Pathe gestanden und deren sie sich auf allerlei Art anzunehmen pflegte. Einmal, am Christabend, hatte ich ihr sogar ein vollständiges Weihnachtsbäumchen den hohen Thurm hinaufschleppen helfen. — Nun stand die wohlbekannte Eichenthür offen; unwillkürlich trat ich hinein und in der Finsterniß, die mich plötzlich umgab, stieg ich langsam die Treppen und, wo diese aufhörten, die

schmalen Leiterartigen Stiegen hinan. Nichts hörte ich, als das Rasselnd der großen Thurmuhre, die hier in der Einsamkeit ihr Wesen trieb. Ich weiß es noch gar wohl, mir graute dormalen vor diesem todten Dinge, und ich hätte, als ich daran vorbeikam, in die eisernen Räder greifen mögen, nur um es still zu machen. Da hörte ich den alten Jakob von oben herabklettern. Er schien mit einem Kinde zu sprechen, das er zur Vorsicht ermahnte. Ich rief ihm einen ‚Guten Morgen‘ in die Dunkelheit hinauf und fragte, ob er die kleine Meta bei sich habe.

„Bist du's denn, Harre?“ rief der Alte zurück; „freilich, die muß ja mit zum Herrn Bürgermeister.“

„Endlich kamen die beiden zu mir herab, während ich seitwärts in eine Schall-Luke getreten war. Als Jakob mich so reisefertig neben sich sah, rief er verwundert: ‚Was soll das bedeuten, Harre? Was steigst denn da mit Knittel und Wachstuchhut in meinen Thurm hinauf? Bist doch nicht wieder fremd geworden bei uns daheim?‘

„Es ist nicht anders, Jakob,“ erwiderte ich, ‚s wird hoffentlich nicht auf lange sein.“

„Hatt's mir ganz anders mit dir ausgedacht!“ brummte der Alte. „Nun, wenn's denn einmal sein muß, die Schwalben sind wieder da; es ist jetzt schon die beste Zeit zum Wandern. Und hab auch Dank, daß du noch 'mal gekommen bist!“

„So lebt wohl, Jakob!“ sagte ich, „und wenn Ihr mich von Euren Thurm herab einmal im hellen Sonnenschein wieder ins Thor hineinwandern seht, so bläst auch mir einen Willkommen, wie heute Euren Schwalben!“

„Der Alte schüttelte mir die Hand, indem er sein Entschien auf den Arm nahm. ‚Soll gelten, Meister Harre!‘ rief er lächelnd; er pflegte mich im Scherze so zu nennen. Als ich mich aber anschickte, wieder mit ihm hinabzusteigen, fügte er noch hinzu: ‚Wenn du einen ›guten Weg‹ von der Agnes

haben willst, sie ist oben, schon seit früh; sie hat noch ihr Gefallen an den Vögelnchen.'

„Wohl niemals bin ich so schnell die letzten halbsbrechenden Stiegen hinaufgekommen, obgleich mir der Herzschlag fast den Athem versetzte. Als ich aber oben auf die Plattform und in den blendenden Himmelschein hinaustrat, blieb ich unwillkürlich stehen und that einen Blick über das Eisengeländer. Da sah ich unter mir in der Tiefe meine Vaterstadt im ersten Schmuck des Frühlings liegen; überall zwischen den Dächern standen die Kirschbäume in Blüthe, welche das warme Frühjahr so zeitig hervorgetrieben hatte. Dort der Giebel, dem kleinen Thurme des Rathhauses gegenüber, gehörte dem Hause meines Vormundes. Ich sah den Garten, den Weg dahinter; mir quoll das Herz, und von Heimweh überwältigt mag ich unwillkürlich einen Laut ausgestoßen haben; denn ich fühlte plötzlich meine Hand ergriffen, und als ich aufblickte, stand Agnes neben mir. ‚Harre,‘ sagte sie, ‚kommst du noch einmal!‘ Und dabei flog ein glückliches Lächeln über ihr Gesicht.

„Ich dachte nicht dich hier zu finden,‘ erwiderte ich; ‚nun muß ich fort; weshalb hast du mich gestern so vergebens warten lassen?‘

„Da war alles Glück aus ihrem Angesicht verschwunden. ‚Ich konnte nicht, Harre; mein Vater wollte mich nicht von sich lassen. Später bin ich in den Garten hinabgelaufen; aber du warst schon fort, du kamst nicht; da bin ich heute früh auf den Thurm gestiegen, — ich dachte, ich könnte dich doch zum Thor hinauswandern sehen.‘

„Die Zukunft lag verworren vor mir, aber doch hatte ich einen Plan gefaßt. Schon früher war ich in einer Clavierfabrik beschäftigt gewesen; nun wollte ich wieder diese Arbeit suchen, um dann mit Hülfe des zu erwartenden Verdienstes vielleicht später selbst ein solches Geschäft zu begründen; denn diese Instrumente begannen schon damals

eine große Verbreitung zu finden. — Das Alles sagte ich jetzt dem Mädchen und auch, wohin ich mich zunächst zu wenden beabsichtigte.

„Sie hatte sich auf das Geländer gelehnt und wie abwesend in den leeren Himmelsraum hinausgeblickt. Jetzt wandte sie langsam den Kopf zurück. ‚Harre,‘ sagte sie leise, ‚geh nicht fort, Harre!‘

„Als ich sie aber ohne Antwort anblickte, rief sie wieder: ‚Nein, hör nicht auf mich; ich bin ein Kind, ich weiß nicht, was ich rede.‘ Der Morgenwind hatte ein paar der blonden Haare gelöst und wehte sie über ihr blaßes Gesicht, das jetzt geduldig zu mir aufblickte.

„Wir müssen warten, Agnes,‘ sagte ich, ‚das Glück liegt nun in weiter Ferne; ich will versuchen, ob ich es wieder heimbringen kann. Schreiben werd ich nicht; ich komme selber, wenn es Zeit ist.‘

„Sie sah mich eine Weile mit großen Augen an; dann drückte sie mir die Hand. ‚Ich warte,‘ sagte sie mit fester Stimme; ‚geh denn mit Gott, Harre!‘

„Ich ging noch nicht. Der Thurm, der uns beide trug, ragte so einsam in den blauen Ätherraum; nur die Schwalben, auf deren stahlblauen Schwingen der Sonnenschein wie Funken blitzte, schwebten um uns her und badeten in dem Meer von Luft und Licht. — Ich hielt noch immer ihre Hand; mir war, als könne ich nicht fort von hier, als wären wir beide, sie und ich, schon jetzt hinausgehoben über alle Noth der Welt. — Aber die Zeit drängte; unter uns schlug dröhnend die Viertelglocke. Da, als noch die Schallwellen den Thurm umflutheten, kam eine Schwalbe geflogen, daß sie uns fast mit ihren Flügeln streifte; furchtlos, nur auf Armeslänge von uns, setzte sie sich auf den Rand des Geländers, und während wir wie gebannt in das kleine glänzende Auge blickten, schmetterte sie plötzlich mit geschwellter Kehle ihre Frühlingslaute in die Luft. Agnes

warf sich an meine Brust. ‚Vergiß das Wiederkommen nicht!‘ rief sie. Da breitete der Vogel seine Schwingen aus und flog davon. — —

„Wie ich durch den dunkeln Thurm zur Erde gekommen bin, das weiß ich nicht. Als ich draußen vor dem Stadthor auf der Landstraße war, blieb ich stehen und blickte zurück. Da erkannte ich noch deutlich auf dem von Sonnenglanz umflossenen Thurm ihre liebe Gestalt; mir schien, als lehne sie sich weit über den Rand des Geländers hinaus, so daß ich unwillkürlich einen Schreckensruf ausstieß. Aber die Gestalt blieb unbeweglich.

„Und endlich wandte ich mich und ging, ohne noch einmal wieder umzusehen, mit raschen Schritten auf der Landstraße fort.“

Der Alte schwieg eine Weile. Dann sagte er: „Sie hat vergebens auf mich gewartet; ich bin niemals wieder heimgekommen. — Ich will Ihnen nun erzählen, wie das geschehen konnte.

„Meine erste Arbeit fand ich in Wien, wo damals die besten Clavierfabriken waren; von da kam ich nach anderthalb Jahren ins Württembergische, nach meinem jetzigen Wohnort. Ein Nebengeselle von mir hatte dort einen Bruder, von dem er um die Besorgung eines zuverlässigen Gehülfsen gebeten war. — Es war ein noch junges Ehepaar, zu dem ich ins Haus kam. Das Geschäft war klein, aber der Inhaber ein freundlicher und geschickter Mann, bei dem ich bald mehr in diesen Dingen lernte, als in der großen Fabrik, wo ich immer nur zu einzelnen Arbeiten gelassen wurde. Da ich mich der Sache nach Kräften annahm und doch auch aus meinen Wiener Erfahrungen Manches hinzubachte, so gewann ich bald das Vertrauen dieser guten Leute. Besondere Freude machte es ihnen, daß ich in meinen Freistunden den ältesten ihrer beiden Knaben in der deutschen Sprache unterrichtete; denn ihnen gefiel meine damals noch norddeutsche

Muttersprache, und sie wünschten, daß die Kinder auch einmal, wie sie meinten, so reines Deutsch sprechen möchten. Bald wurde auch der jüngere Bruder in den Unterricht hineingezogen, und nun blieb es nicht bei der trockenen Grammatik; ich wußte mir Bücher zu verschaffen, aus denen ich ihnen allerlei Unterhaltendes und Wissenswerthes vorzulesen pflegte. So kam es, daß auch die Kinder mit großer Liebe an mir hingen. Als ich nach Jahresfrist zum ersten Mal ohne Beihilfe ein Clavier von besonders schönem Klang zu Stande gebracht hatte, gab es eine Freude im ganzen Hause, als habe der liebste Angehörige sein Meisterstück gemacht. — Ich aber dachte nun an die Heimkehr.

„Da erkrankte mein junger Meister. Aus einer Erkältung entwickelte sich endlich ein ernstliches Brustübel, dessen Keim schon lange in ihm gelegen haben mochte. Die Leitung der Geschäfte kam wie selbstverständlich fast ganz in meine Hände. Ich konnte jetzt nicht fort. Dabei sah ich tiefer in die Verhältnisse der Familie, mit der mich eine immer innigere Freundschaft verband. Eintracht und Fleiß wohnten unter ihrem Dache. Aber es war dennoch ein böses Ding der dritte Hausgenosse, das diese guten Geister nicht zu vertreiben vermocht hatten. In jedem Winkel, wohin nicht gerade die Sonne schien, sah der franke Mann es sitzen. — Dieses Ding war die Sorge. — ‚Nimm den Rehrbesen und feg es weg,‘ sagte ich oft zu meinem Freunde; ‚ich will dir helfen, Martin!‘ Dann drückte er mir wohl die Hand, und eine wehmüthige Heiterkeit flog für einen Augenblick über sein blaßes Gesicht, bald aber sah er wieder die schwarzen Spinnewebe auf allen Dingen.

„Leider waren es keine bloßen Hirngespinnste. Das Capital, womit er sein Geschäft begonnen, war von vorn herein zu gering gewesen. In den ersten Jahren hatte er durch schlechte Arbeiter Verluste erlitten, die nicht in Rechnung genommen waren, und auch der Absatz der fertigen Waare

*Angenehm
F. Lantke
Lantke'sche*

wollte nicht so rasch erfolgen, wie es solche Umstände erforderten; nun kam ein aussichtsloser Krankheitszustand noch dazu. Auf mir lag endlich nicht nur die ganze Sorge für den Unterhalt der Familie, ich mußte auch noch der Tröster der Gesunden sein. Die Knaben ließen meine Hand nicht los, wenn wir am Bette des Vaters saßen, das er bald nicht mehr verlassen konnte. Bei diesem aber schien das Erlöschen der Körperkraft die Unruhe des Geistes nur zu steigern; grübelnd lag er auf seinem Kissen und baute Pläne für die Zukunft. Mitunter, wenn die Schauer des nahenden Todes ihn anwehten, richtete er sich plötzlich auf und rief: „Ich kann nicht sterben, ich will nicht sterben!“ und dann wieder leise mit gefalteten Händen: „Mein Gott, mein Gott, ich will auch, wenn du willst!“

„Und endlich kam die Stunde der Erlösung. Wir waren Alle an seinem Bette; er dankte mir, er nahm von uns Allen Abschied. Dann aber, als sähe er vor sich etwas, vor dem er sie beschützen müsse, riß er seine Frau und die beiden Knaben hastig an sich, blickte sie mit trostlosen Augen an und stöhnte laut. Und als ich ihm zuredete: „Wirf deine Sorgen auf den Herrn, Martin!“ da rief er verzweifelnd: „Harre, Harre, das sind nicht mehr die Sorgen, das ist die Armuth selbst! Bald wird sie über meine Leiche wegkriechen; mein Weib, o meine lieben Kinder, sie werden ihr nicht entrinnen!“

Lanz „Es ist ein eigen Ding um ein Sterbebett; ich weiß nicht, ob Sie es kennen, mein junger Freund. Aber in diesem Augenblicke versprach ich meinem sterbenden Meister, bei den Seinen auszuhalten, bis das Gespenst, das seine letzte Stunde störte, sie nicht mehr würde erreichen können. Und als ich das versprochen, ließ auch der Tod nicht mehr auf sich warten. Leise schritt er zur Thür herein. Martin streckte die Hand aus; ich meinte, er wolle sie mir noch reichen, aber es war der unsichtbare Bote des Herrn, der sie

ergriff; denn ehe ich sie berührte, hatte das Leben meines jungen Meisters aufgehört.“

Mein Reisegefährte nahm seinen Hut ab und legte ihn vor sich auf den Schoß; sein weißes Haar wehte in der lauen Mittagsluft. So saß er schweigend, als weihe er diese Augenblicke dem Andenken des längst verstorbenen Freundes. — Ich aber mußte der Worte gedenken, die meine alte Hansen einst zu mir gesprochen: „Es giebt noch andere Dinge als den Tod, die des Menschen Willen zwingen.“ Es war dennoch der Tod gewesen, der die Lebenden getrennt hatte. Denn es versteht sich, daß ich über die Person dessen, der an meiner Seite saß, nicht mehr in Zweifel sein konnte. Nach einiger Zeit begann der Alte seine Erzählung wieder, indem er langsam sein Haupt bedeckte.

„Ich habe mein gegebenes Wort gehalten,“ sagte er; „aber da ich es gab, brach ich ein anderes; denn ich habe nun nicht wieder fort gekonnt. Es zeigte sich bald, daß die Verhältnisse noch zerrütteter waren, als ich bisher gewußt. Einige Monate nach dem Tode des Mannes wurde noch ein drittes Kind, ein Mädchen geboren; unter diesen Umständen eine neue Sorge zu den alten. Ich that das Meinige; aber Jahr auf Jahr verging, und das Glück wollte immer noch nicht einkehren. Unerachtet ich nicht nur meine ganze Kraft, sondern auch die Ersparnisse der letzten Jahre hingab, gelang es mir noch immer nicht, den Kampf mit jenem Gespenste der Armuth siegreich zu beendigen; ich sah es klar, wenn eine auch nur etwas weniger treue und sorgsame Hand an meine Stelle trat, so waren meine Schutzbefohlenen ihm verfallen.“

„Oft freilich mitten in der Arbeit überfiel mich das Heimweh und nagte und zehrte an mir; mehr als einmal, wenn der Meißel, ohne daß ich darum gewahr wurde, müßig in meiner Hand lag, bin ich erschreckt vor der Stimme der guten Frau zusammengefahren; denn meine Gedanken waren

fort in die Heimath, und eine ganz andere Stimme war in meinen Ohren. In meinen Träumen sah ich den Thurm unserer Vaterstadt; anfänglich im hellen Sonnenschein, umkreist von einem Heer von Schwalben; später, wenn der Traum mir wiederkam, sah ich ihn schwarz und drohend in den leeren Himmel ragen, der Herbststurm tobte und ich hörte die großen Glocken anschlagen; aber immer, auch dann, lehnte Agnes oben auf dem Geländer der Plattform; sie trug noch das blaue Kleid, worin sie dort von mir Abschied genommen hatte; nur war es ganz zerrissen, die leichten Fäden flatterten in der Luft; „Wann kommen die Schwalben wieder?“ hörte ich es rufen. Ich erkannte ihre Stimme, aber sie klang trostlos in dem Wehen des Sturmes. — Wenn ich nach solchen Träumen erwachte, so hörte ich wohl im Zwielficht die Schwalben auf der Dachrinne über meinem Fenster zwitschern. In den ersten Jahren hatte ich den Kopf aufgestützt und mir das Herz vollsingen lassen von Sehnsucht und Heimweh; später konnt ich's nimmer ertragen. Mehr als einmal, wenn das Gezwitzcher kein Ende nehmen wollte, habe ich das Fenster aufgerissen und die lieben Vögel fortgejagt.

„An einem solchen Morgen erklärte ich einmal, daß ich nun fort müsse, daß es jetzt endlich Zeit sei, auch an mein eignes Leben zu denken. Aber die beiden Knaben brachen in laute Wehklagen aus, und die Mutter setzte, ohne ein Wort zu sagen, ihr Töchterchen auf meinen Schoß, das sogleich die kleinen Arme fest um meinen Hals schlang. — Mein Herz hing an den Kindern, lieber Herr; ich konnte die Kinder nicht verlassen. Ich dachte: „Bleib denn noch ein Jahr.“ Der Abgrund zwischen mir und meiner Jugend wurde immer tiefer; zuletzt lag Alles wie unerreichbar hinter mir, wie Träume, an die ich nicht mehr denken dürfe. — Ich war schon über die Vierzig hinaus, da schloß ich auf den Wunsch der schon herangewachsenen Kinder das

Ehebündniß mit der Frau, deren einzige Stütze ich so lange gewesen war.

„Und nun geschah mir etwas Seltsames. Ich war der Frau, wie sie es auch gar wohl verdiente, stets von Herzen gut gewesen; nun aber, seit sie mir unauflöslich angehörte, begann in mir ein Widerwille, ja fast ein Haß gegen sie zu wachsen, den ich oft nur mit Mühe zu verbergen mußte. So sind wir Menschen; ich warf in meinem Herzen auf sie die Schuld von Allem, was doch nur die Folge meiner eignen Schwäche war. Da führte Gott zu meinem Heil mich in Versuchung.

„Es war eines Sonntags in der Hochsommerzeit. Wir machten eine Landpartie nach dem benachbarten Gebirgsdorfe, wo ein Verwandter der Familie wohnte. Die beiden Söhne mit ihrem Schwesterchen waren uns beiden Alten weit voraus; ihr Plaudern und Lachen war in dem Walde, durch den der Weg führte, schon ganz verschollen. Da machte meine Frau mir den Vorschlag, einen ihr bekannten Nichtsteig entlang eines Steinbruches einzuschlagen, um so wo möglich den Jungen auf dem Hauptwege noch zuvorzukommen. ‚Ich bin als Braut mit Martin hier gegangen,‘ sagte sie, als wir seitwärts in die Tannen bogen; ‚etwas weiterhin pflückten wir damals eine dunkelblaue Blume; ich möchte wissen, ob sie noch dort zu finden ist.‘

„Nach kurzer Zeit hörte an unserer einen Seite der Wald auf, und der Fußweg lief nun dicht an dem Rande des abschüssigen Gesteins hin, während von der andern Seite sich Brombeerranken und anderes Gebüsch dicht heran drängte. — Meine Frau schritt rüstig vor mir auf. Ich folgte langsam und war bald in meine alten Träumereien versunken. Wie die verlorene Seligkeit lag die Heimath vor meinen Sinnen und grübelnd, aber vergebens, suchte ich nach einem Weg dahin. Nur wie durch einen Schleier sah ich, daß es nach dem Bruche zu ganz blau von Genzianen

wurde, und daß meine Frau sich ein Mal um das andere nach diesen Blumen bückte. Was kümmerte mich das Alles! — Da hör ich plötzlich einen Schrei und sehe, wie sie mit den Händen in die Luft greift; ich sehe auch schon, wie unter ihren Füßen das Geröll sich löst und zwischen den Klippen fortpoltert, und zehn Schritte weiter abwärts steht der Fels lothrecht über dem Abgrund.

„Ich stand wie gelähmt. Es brauste mir in den Ohren: ‚Bleib; laß sie stürzen; du bist frei!‘ Aber Gott half mir. Nur einen Secundenschlag, da war ich bei ihr; und, mich über den Rand des Felsens werfend, ergriff ich ihre Hand und hatte sie glücklich zu mir heraufgezogen. ‚Harre, mein guter Harre,‘ rief sie weinend, ‚schon wieder hat deine Hand mich vom Abgrund gerettet!‘

„Wie glühende Tropfen fielen diese Worte in meine Seele. In all den Jahren war kein Wort der Vergangenheit über meine Lippen gekommen; zuerst aus jugendlicher Scheu, das Heiligste hinauszugeben, später wohl in dem unbewußten Bedürfniß, den innern Zwiespalt zu verhehlen. Jetzt plötzlich drängte es mich, Alles ohne Rückhalt zu offenbaren. Und am Rande des Abgrundes sitzend, schüttete ich mein Herz aus vor der Frau, die ich kurz zuvor darin begraben gewünscht hatte. Auch das verschwieg ich ihr nicht. Sie brach in heftige Thränen aus; sie weinte über mich, über sich selbst, am lautesten klagte sie über Agnes. ‚Harre, Harre,‘ rief sie, aber sie legte ihren Kopf an meine Brust; ‚das habe ich nicht gewußt, aber es ist nun zu spät, und Niemand kann diese Sünde von uns nehmen!‘

„Es war nun an mir, sie zu beruhigen; und erst mehrere Stunden später trafen wir in dem Dorfe ein, wo unsere Kinder uns schon längst erwartet hatten. Aber seit jener Zeit war meine Frau mit ihrem milden und gerechten Herzen meine beste Freundin und kein Geheimniß mehr zwischen uns. — So gingen die Jahre hin. Allmählich schien sie

es vergessen zu haben, daß ich ihre und der Kinder Wohlfahrt mit einem fremden Glück bezahlt hatte, und auch in mir wurde es stiller. Nur wenn im Frühling die Schwalben wiederkamen, oder auch später im Jahr, wenn sie in der Dämmerung noch so allein von allen Vögeln ins Abendroth hineinsangen, dann überfiel's mich mit der alten Pein, und ich hörte noch immer die liebe junge Stimme, noch immer klang es mir in den Ohren: „Vergiß das Wiederkommen nicht!“

„So war's auch heuer eines Abends. Ich saß vor unserer Hausthür auf der Bank und blickte in den vergehenden Tageschein, der durch eine Lücke der Straße über den jenseitigen Rebhügeln sichtbar war. Ein Töchterchen unseres jüngsten Sohnes war mir auf den Schoß geklettert und hatte es sich spielmüde in Großvaters Arm bequem gemacht. Bald fielen die kleinen Augen zu, und auch das Abendroth verschwand, aber drüben auf des Nachbars Dach saß noch im Dunkeln eine Schwalbe und zwitscherte leise wie von vergangener Zeit.

„Da trat meine Frau aus dem Hause. Sie stand eine Weile schweigend neben mir, und als ich nicht aufblickte, fragte sie mich sanft: „Alter, was ist dir?“ und da ich nicht antwortete und nur der Vogelgesang aus der Dämmerung herübertönte: „Ist's denn wieder einmal die Schwalbe?“

„Du weißt's ja, Mutter,“ sagte ich, „du hast ja allezeit mit mir Geduld gehabt.“

„Aber ich kannte sie noch nicht ganz; sie hatte mehr als das für mich. Sie legte beide Hände auf meine Schultern. „Was meinst?“ rief sie, indem sie mich mit ihren alten guten Augen anblickte, „wir können's jetzt ja leisten, du mußt die Agnes wiedersehen, du hättest ja sonst keine Ruh im Grab bei mir!“

„Ich war fast erschreckt durch diesen Vorschlag und wollte Einwendungen machen, sie aber sagte: „Stell's Gott anheim!“

— — Das hab ich denn gethan; und so ist es gekommen, daß ich noch einmal heimkehre; aber, wenn wir durchs Thor fahren, der alte Jakob wird wohl nicht mehr blasen."

Mein Reisegefährte schwieg. Ich aber hielt nun nicht länger zurück, denn ich war im Innersten bewegt. „Ich kenne Sie," sagte ich, „ich kenne Sie sehr wohl, Harre Jensen; auch Agnes kenne ich; sie hat viele Jahre im Hause meiner Großmutter gelebt, sie ist mir selbst wie meiner Mutter Mutter. Aus ihrem eignen Munde habe ich Alles erfahren, auch das, was Sie verschwiegen haben."

Der Alte faltete die Hände. „Großer, gnädiger Gott!" sagte er, „so lebt sie noch und kann mir noch vergeben!"

Wir ahnte wenig, daß ich eine Hoffnung angeregt hatte, deren Erfüllung schon im Reiche der Schatten lag. Ich erwiderte nur: „Sie kannte ihren Jugendsfreund; sie hat ihn niemals angeklagt." — Und nun erzählte ich. Er hörte in athemlosem Schweigen und nahm begierig jedes Wort von meinen Lippen.

Da klatschte der Postillon mit seiner Peitsche. Der stumpfe Thurm unserer Vaterstadt war am Horizonte aufgetaucht. Als ich mit dem Finger dahin wies, faßte der Alte meine Hand. „Mein junger Freund," sagte er, „ich zittere vor der nächsten Stunde."

* * *

Nicht lange, so rasselte unser Wagen über das Steinpflaster der Stadt. Bei dem schönen Herbstwetter waren viele Leute auf den Straßen, und da ich lange fort gewesen, so erhielt ich als allbekanntes Stadtkind fortwährend lebhafteste Grüße von den Vorübergehenden. Den fremden Greis an meiner Seite streifte höchstens ein Blick der Verwunderung oder wohl auch der Neugierde. Endlich hielten wir am Gasthofs, und hier dachte ich für heute von meinem

Freunde Abschied zu nehmen, denn er wünschte seinen ersten Gang nach St. Jürgen allein zu machen.

Ein paar Minuten später war ich zu Hause, umringt von Eltern und Geschwistern. „Alles wohl?“ war meine erste Frage.

„Du siehst es, hier ist Alles gesund,“ erwiderte meine Mutter, „sonst aber — Eine findest du nicht mehr.“

„Hansen!“ rief ich; denn an wen anders hätte ich denken sollen.

Meine Mutter nickte. „Aber was erschreckt dich so, mein Kind? Ihre Jahre waren daher; heut in der Frühe ist sie in meinen Armen sanft entschlafen.“

Ich erzählte, wen ich mitgebracht, in fliegenden Worten; und während Alle noch tief erschüttert standen, verließ ich, ohne meine Kleider zu wechseln, das Haus; jetzt durfte ich den alten Mann nicht allein lassen. Ich ging zuerst nach dem Gasthose, und nachdem ich dort erfahren, daß er fort sei, geradeswegs die Straße hinauf nach St. Jürgen.

Als ich dort anlangte, sah ich den Spökentiefer, den der Tod zu verschmähen schien, mitten auf der Straße vor dem Stiftshause stehen. Die Hände auf dem Rücken, wiegte er sich behaglich in den Knieen, während er unter dem breiten Schirme seiner Mütze nach dem einen Giebel hinaufftierte. Als ich mit den Augen der Richtung folgte, sah ich dort auf den obersten Treppen, ja sogar auf der Glocke, die oben in der durchbrochenen Mauer hing, eine große Menge Schwalben eine neben der andern sitzen, während einzelne um sie her schwärmten, sich hoch in die Luft erhoben und dann wieder schreiend und zwitschernd zu ihnen zurückkehrten. Einige von diesen schienen neue Gefährten mitzubringen, die dann neben den andern auf den Mauerzinnen Platz zu finden suchten.

Es hielt mich unwillkürlich fest. Ich sah es wohl, sie rüsteten sich zur Reise; die Sonne der Heimath war ihnen

nicht mehr warm genug. — Der alte Mensch neben mir riß die Mütze vom Kopf und schwenkte sie hin und her. „Gusch!“ lallte er, „fort mit euch, ihr Safermenters!“ — Aber noch eine Weile dauerte das Schauspiel dort oben auf dem Giebel. Da plötzlich, wie emporgeweht, erhoben sich sämtliche Schwalben fast senkrecht in die Luft, und in demselben Augenblick waren sie auch schon spurlos in dem blauen Himmelsraum verschwunden.

Der Spökenkieber stand noch und murmelte unverständliche Worte, während ich durch den dunkeln Thorweg in den Hof des Stiftes ging. — Der eine Fensterflügel von Hansens Stube stand wie einstens offen; auch das Schwalbennest war noch da. Bögernd stieg ich die Treppe hinan und öffnete die Stubenthür. Da lag meine alte Hansen friedlich und still; das Leintuch, womit man sie bedeckt hatte, war zur Hälfte zurückgeschlagen. Auf der Kante des Bettes saß mein Reisegefährte, aber seine Augen waren über den Leichnam weg auf die nackte Wand gerichtet. Ich sah es wohl, dieser starre Blick ging über eine leere ungeheure Klust, denn am jenseitigen Ufer stand das unerreichbare Luftbild seiner Jugend, das jetzt mit reißender Schnelle in Dunst zerfloß.

Ich hatte mich, anscheinend ohne von ihm bemerkt zu werden, in den Lehnstuhl an das offene Fenster gesetzt und betrachtete das leere Schwalbennest, aus dem noch die Halme und Federn hervorsahen, die einst der nun flügge gewordenen Brut zum Schutze gedient hatten. Als ich wieder ins Zimmer blickte, war der Kopf des alten Mannes dicht über dem der Leiche. Er schien wie sinnverwirrt dies eingefallene Greisenantlitz zu betrachten, das mit dem drohenden Ernst des Todes vor ihm lag. „Könnte ich nur einmal noch die Augen sehen!“ murmelte er. „Aber Gott hat sie zugedeckt.“ Dann, als müsse er es sich beweisen, daß sie es dennoch selber sei, nahm er eine Strähne des grauen glänzenden

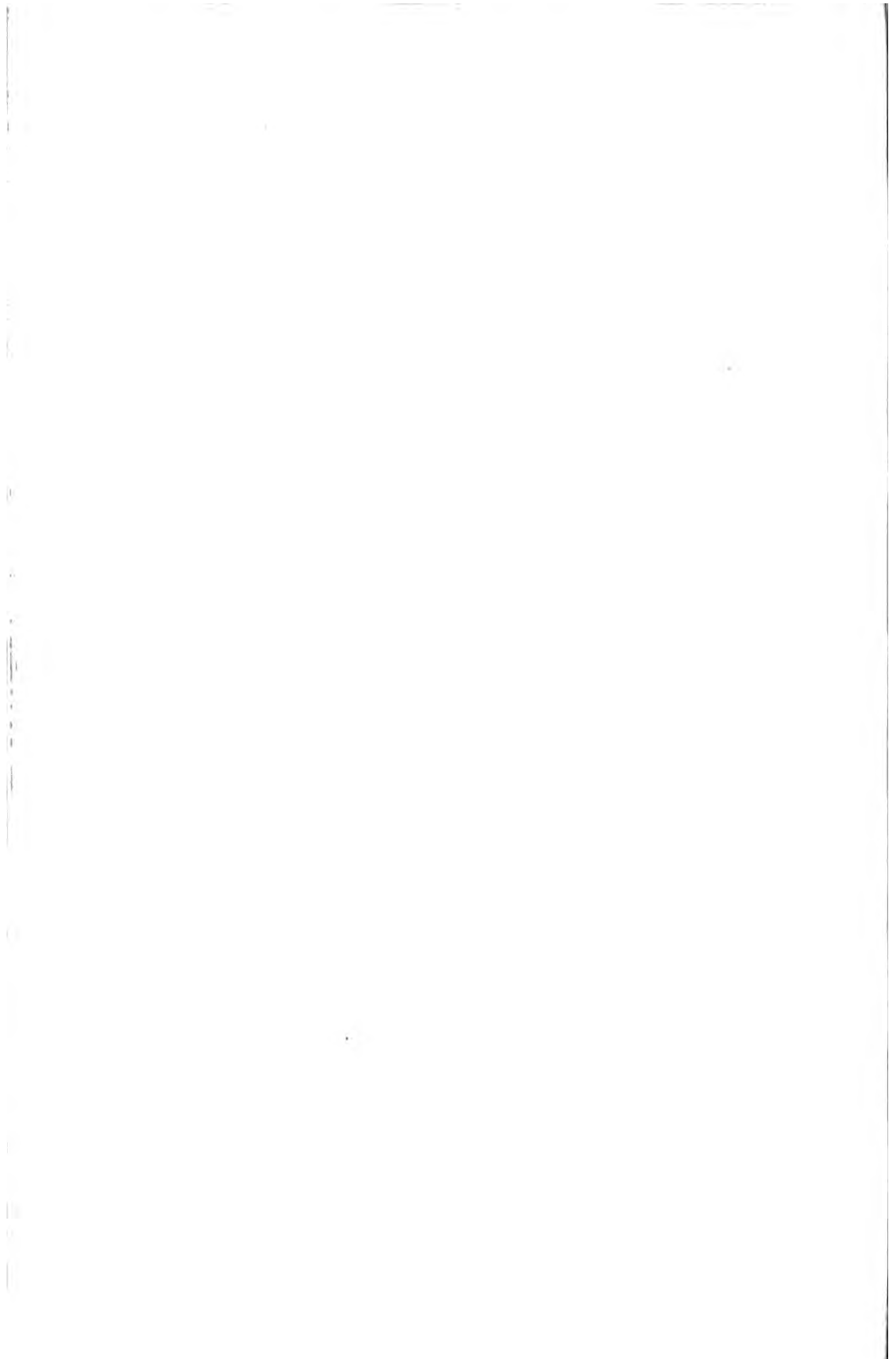
Haare, das zu beiden Seiten vom Haupte auf das Leintuch herabfloß, und ließ es lieblosend durch seine Hände gleiten.

„Wir sind zu spät gekommen, Harre Jensen,“ rief ich schmerzlich.

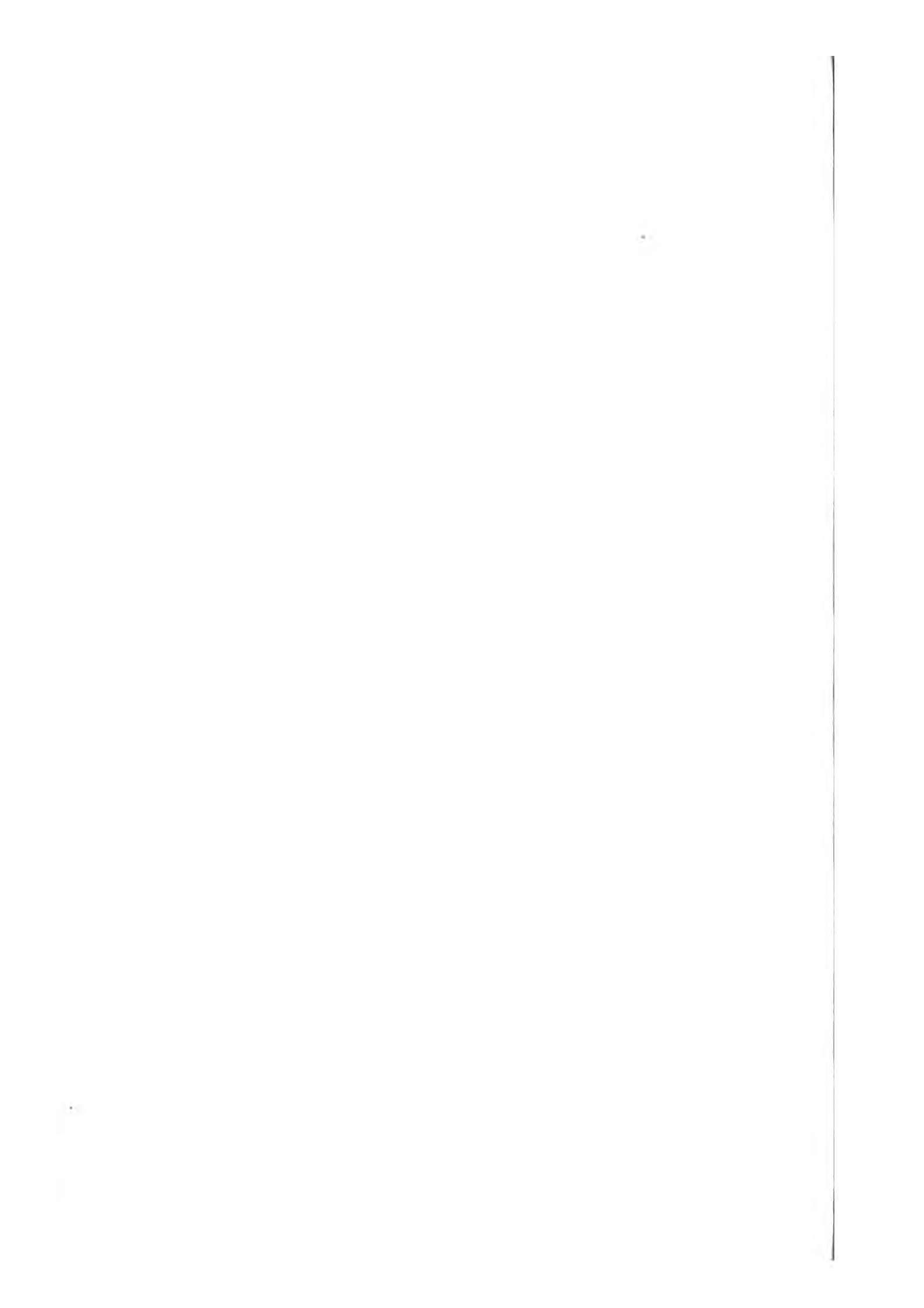
Er blickte auf und nickte. „Um fünfzig Jahre,“ sagte er, „das Leben ist auch so vergangen.“ Dann, während er langsam aufstand, schlug er das Laken zurück und deckte es über das stille Antlitz der Todten.

Ein Windstoß fuhr gegen das Fenster. Mir war, als höre ich von draußen, fern aus der höchsten Luftströmung, darin die Schwalben ziehen, die letzten Worte ihres alten Liedes:

Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War Alles leer.



Eine Malerarbeit.



Wir saßen am Kamin, Männer und Frauen, eine behagliche Plaudergesellschaft. Der Mensch gab wie immer den besten Unterhaltungsstoff, und endlich waren wir bei einem abwesenden Bekannten angelangt, der aus Mißfallen an seiner übrigens frei gewählten Gattin sein Familienleben fast eigenfinnig zu zerstören schien. Es wurde hin und wieder gesprochen und Partei genommen: „Mit der ist nicht zu leben,“ riefen Einige, „man kann's ihm nicht verdenken!“

Der bisher schweigsame Hausarzt, der sich erst seit einigen Jahren in unserem Städtchen niedergelassen, räusperte sich und nahm eine Prise. „Man muß sein Leben aus dem Holze schnitzen, das man hat,“ sagte er, „und damit basta!“

„Wenn's aber nichts taugt?“ wurde dagegen gesprochen.

„Und wenn es krumm und knorrig wäre!“ erwiderte er.

„Doctor,“ rief die jugendliche Hausfrau, „ich merke schon, dahinter steckt wieder eine Geschichte, aber die Contes moraux sind aus der Mode gekommen.“

„Nun,“ versetzte er, „Sie wissen, wir Ärzte liegen oft im Streite mit dieser Göttin.“

„Laßt unseren Doctor erzählen,“ entschied eine junge Dame. „Wenn's nur eine Geschichte ist; es kommt auf die Moral nicht an!“

„Erst ein paar Scheite noch in den Kamin!“ sagte der Doctor. „So! — Und nun — ich weiß nicht, ob Einer der verehrten Anwesenden den kleinen Maler Edde Brunken kennt?“

Die Meisten aus der Gesellschaft hatten wohl von ihm gehört, auch einzelne seiner Bilder gesehen, persönlich kannten sie ihn nicht. Nur Einer sagte:

„Ich habe ihn lange nicht gesehen, aber wir sind aus derselben Stadt gebürtig. Obgleich gänzlich verkrüppelt, hatte ich keinen tolleren Kameraden als ihn. Er war der Sohn eines Seecapitäns, und manches Mal bin ich mit dem kleinen Teufel auf seines Vaters Brigg umhergeklettert; ich sehe ihn noch, wie er gleich einem Klümpchen Unglück oben in dem Takelwerke hing.“

„Den also meine ich,“ fuhr der Doctor fort, „auch als ich ihn kennen lernte, obgleich ein Mann an die Dreißig, galt er noch immer für einen ziemlich wilden Burschen; es war so recht ein Stückchen der erbarmungslosen Mutter Natur, ein solches Temperament auf dieses Körperchen zu pflropfen. Aber er besaß jenen hülfreichen Freund, den Humor, mit dem er schließlich Alles überwand. Dagegen war ihm, vielleicht weil er die körperlichen Hemmnisse stets nur jenseits der äußersten Grenze respectirt hatte, weniger jener schlagfertige Spott eigen, der sich sonst fast bei Allen auszubilden pflegt, welche mit der Natur in Zwiespalt leben. Zuweilen, wenn sein Herz ins Spiel kam — und dieser Muskel war bei ihm sehr stark vertreten —, ließ er sich zu einem für seine äußere Erscheinung bedenklichen Pathos hinreißen, und konnte dadurch einem wohlgewachsenen Gegner die gefährlichsten Blößen geben.“

„Bei einer solchen Gelegenheit lernte ich ihn kennen.“

„Wir saßen eines Abends, eine bunte Gesellschaft von Künstlern, jungen Juristen und Regierungsbeamten, in einem Kaffeehause, und wie gewöhnlich bildeten Politik und sociale

Fragen das Thema des Gespräches. An meiner Seite saß der mir damals noch wenig bekannte kleine Maler, ihm gegenüber ein Regierungsassessor, ein junger Mann mit einer Brille und einem blonden Fuchskopf, den ich mitunter in dem gastfreien Hause meines Onkels gesehen hatte. Dieser — er ist seitdem übrigens mein Vetter geworden — schien auf die eifrigen Verhandlungen der Andern nur wie auf eine Art Komödie herabzusehen, die ihn in einem müßigen Augenblicke unterhalten durfte. Im Laufe des Gespräches kam man auf den Paß- und Reisezwang, vermöge dessen die jungen Handwerker noch immer als präsumtiv verdächtige Subjecte von einem Polizeiamt an das andere geschickt würden; und es erhob sich ein lebhafter Sturm dagegen. Als auch mein kleiner Nachbar seine sittliche Entrüstung in gleichem Sinne kundgegeben, bemerkte der Assessor, nachdem er ihn erst eine Weile durch seine Brillengläser fixirt hatte: „Aber, so viel ich weiß, Herr Brunten“ — und er sprach den Namen, als fasse er ihn mit einer Zange an — „sind die Kunstmaler diesem Zwange nicht unterworfen.“

„Der Kleine sah mit einem raschen Blicke zu ihm auf. „Wenn Sie damit mein Interesse zur Sache bezeichnen wollen,“ erwiderte er, und seine Stimme wurde scharf, „so bin ich in der Lage, Ihnen mitzutheilen, daß ich ein ganzes Jahr als Stubenmalergefelle gewandert bin.“

„Das wäre,“ meinte der Andere, „da sprechen Sie denn freilich aus Erfahrung.“

„Aber der Kleine war noch nicht zur Ruhe. Indem er sich in seiner ganzen nicht eben beträchtlichen Höhe aufrichtete, fiel er in ein schwunghaftes Pathos, wobei ihm die Stimme ins Falsch übereschlug. So sprach er von verletzter Menschenwürde und dergleichen erhabenen Dingen.

„Was half es ihm, daß er die Wahrheit sprach! Der Assessor behielt ruhig seine Hände in den Hosentaschen und betrachtete den kleinen aufgeregten Mann ihm gegenüber,

als ob er etwas höchst Amüsantes vor sich habe. — ‚So,‘ sagte er endlich, nachdem jener sich erschöpft auf seinen Platz gesetzt hatte, ‚Herr Brunken, halten Sie so viel auf Menschenwürde?‘

„Die Sache war weit genug gediehen; der kleine Maler, indem ihm der Athem mühsam aus der Brust hervorkauchte, erwiderte mit einem Worte, das selbst der Assessor nicht kaltblütig zu hören vermochte, und am anderen Morgen gab es ein Pistolenduell, bei dem ich selbstverständlich als Arzt zugegen war. Trotz der geringeren Schußfläche, die er zu bieten hatte, wurde der Maler in der linken Schulter verwundet, und da die übrigens ungefährliche Verletzung eine sorgfältige ärztliche Behandlung nöthig machte, so wurden wir dadurch näher mit einander bekannt und bald befreundet. Noch während seiner Genesung, wo ich darauf denken mußte, seinen ungeduldigen Arbeitstrieb zu zügeln, hatte ich ihn in das Haus meines Onkels eingeführt, mit dessen einziger Tochter Gertrud ich vetterlich und kameradschaftlich aufgewachsen war.

„Der Onkel, der es liebte, sich mit jungen Leuten zu umgeben, lernte bald den Menschen wie den Künstler in meinem Freunde schätzen, und es dauerte nicht lange, so saß Gertrud vor seiner Staffelei und ließ ihr blondes Köpfchen von ihm auf die Leinwand bringen. Sie war eine heitere Natur, dazu nur eben über die Kinderschuhe hinaus, und so kamen die Beiden in den wiederholten Sitzungen bald auf einen Neckfuß, der für das Mädchen zwar nur eine harmlose Unterhaltung, für das reizbare Temperament meines Freundes aber, wie ich bald bemerkte, nicht ohne tiefere Folgen war. Ich sagte ihr wohl einmal: ‚Laß unsern Künstler nur nicht zu tief in deine leichtfertigen Augen gucken!‘ Dann lachte sie mich aus oder sie sagte: ‚Aber du bist äußerst komisch!‘ und begann eins ihrer Schelmenlieder zu trillern, mit denen sie im Hause treppab und auf zu fliegen liebte.

„So stand die Sache, als mein Onkel eines Tages in der schönen Junizeit auf Gertruds Antrieb eine Wald- und Bergpartie veranstaltete, zu der ich außer Anderen auch unseren Maler einzuladen hatte. — Als ich am Tage vorher in sein Zimmer trat, fand ich ihn arbeitend vor seiner Staffelei; aber sie war vor den Spiegel gerückt, wo des einfallenden Lichtes wegen augenscheinlich ein schlechter Platz zum Malen war und wo ich sie nie zuvor gesehen hatte. ‚Laß dich nicht stören!‘ rief ich ihm zu.

„‚Nur — ein paar Striche noch!‘ erwiderte er, und sein Athem ging keuchend aus der Brust hervor, wie es in Aufregung oder Anstrengung bei ihm zu geschehen pflegte. Unter dem Malen bog er den Kopf zur Seite und blickte eine Weile gegenüber in den Spiegel und gleich darauf auf eine Statuette der Venus von Milo, die seitwärts auf einem Tischchen stand. Dann, mit einem kurzen scharfen Lachen, das wie ein Hohn aus der Tiefe des gebrechlichen Leibes hervorbrach, ließ er wiederum den Pinsel eifrig auf der Leinwand arbeiten. Ich sah eine Weile zu, dann aber fragte ich: ‚Was zum Henker treibst denn du da?‘

„‚Ich, Verehrtester? — Ich arbeite in Contrasten.‘

„‚Das ist eine schlechte Kunst.‘

„‚Es ist gar keine Kunst,‘ erwiderte er, indem er den Malstock auf den Boden stützte und den Körper wie erschlaft in sich zusammensinken ließ. ‚Keine Spur von Kunst, Arnold, eitel nichtswürdige Abschrift der Natur. Das kleine borstige Ungeheuer dort im Spiegel ist in seiner Art ebenso vollkommen, wie die Göttliche ohne Arme neben ihm. Mein Gehirn vermag weder hier noch dort etwas hinzuzuthun.‘

„Ich war aufgestanden und hinter seinen Stuhl getreten. Ein kleines, aber fast vollendetes Bild in kräftigen Farben stand auf der Staffelei. Es war eine sonnige Parkpartie in altfranzösischem Gartenstil; auf dem freien Platze im

Vordergrunde erhob sich aus einem blühenden Rosengebüsch die Statue der Venus; ihr zu Füßen, zu ihr emporschauend, stand in zierlicher Rococokleidung die Gestalt eines verkrüppelten Mannes, in der ich, unerachtet der struppige Vollbart hier rasirt und das Haar des unbedeckten Hauptes mit Puder bestreut war, sogleich den Maler selbst erkannte. Die langen Finger der beiden Hände, welche aus breiten Spitzenmanschetten hervorsahen, hatten sich um die goldene Krücke eines Bambusrohrs gelegt, auf welche der kleine Mann im weichenfarbenen Wamms sich mühselig zu stützen schien. Er hatte augenscheinlich zuvor auf der Bank geruht, welche im Schatten der hohen Buchenhecke der Statue gegenüberstand; denn das dreieckige Hütchen lag noch dort. Weßhalb er aber jetzt in die heiße Sonne hinausgetreten war und so finster zu dem Antlitz der Liebesgöttin emporblickte, wurde erst verständlich, wenn man im Mittelgrunde des Bildes den sonnigen Laubgang hinabsah, durch den sich im traulichsten Behagen ein Liebespaar entfernte. Der Cavalier zeigte nur den Rücken und die eine lebhaft gesticulirende Hand, das zierliche Puderköpfchen des Dämchens aber, das an seinem Arme hing, war zurückgewandt und schaute übermüthig lachend nach dem Krüppel, an dem sie soeben vorübergegangen sein mochten. Ich hätte fast den Namen meines Nümchens ausgerufen, aber die Ähnlichkeit, ob absichtlich oder zufällig, war doch nur eine flüchtige.

„Mein kleiner Freund hatte mich gespannten Blickes angesehen, während ich dies seltsame Bild betrachtete. ‚Du hast ihr Arme gegeben,‘ bemerkte ich endlich, um nur etwas zu sagen, indem ich auf die Gestalt der Venus zeigte.

„Freilich,‘ versetzte er hastig, ‚schöne, hülfreiche Arme, und sie hilft auch Jedem, nur nicht solchen Creaturen, deren eine dort zu ihren Füßen kriecht.‘

„Für wen,‘ unterbrach ich ihn, ‚hast du denn eigentlich dies Bild gemalt?‘

„Nur eine Studie zur Selbsterkenntniß, Verchrtefter.“

„Freilich,“ sagte ich, „einige Selbsterkenntniß ist darin. Du hast sehr wohl gewußt, daß du etwas besitzest, das selbst der Königin der Schönheit fehlt, zu der du dort so mißvergnügt hinaufschauft.“

„Er sah mich fragend an.

„Du hast in der That,“ fuhr ich fort, „unerachtet du dir sonst eben nicht geschmeichelt, deine ohnehin nicht übeln Augen in das beste Licht zu setzen gewußt.“

„Mein kleiner Freund lächelte. „Meinst du?“ sagte er. „Aber was nützen mir die Augen?“

„Nun, ich weiß nicht; aber sie haben schon Manchem genützt.“ — Wir sprachen weiter in dieses Thema hinein, und es gelang mir nach und nach, das Antlitz meines Freundes aufzuhellen. Als ich dann mit meinem Auftrage zum Vorschein kam, war er sogleich bereit, die Partie mitzumachen. Nur wie beiläufig fragte er noch: „Ist auch der Assessor eingeladen?“ Und ich antwortete: „Ohne Zweifel; aber Brunken, der hat ja keine Augen, wenigstens nur so etwas wie eine Andeutung davon; und im Übrigen, ihr versteht es ja vortrefflich, ohne alle Berührung um einander herumzugehen.“

„Mein Freund lächelte wieder; ich glaube sogar, er zupfte sich die Cravatte zurecht und warf dabei verstohlen einen Blick in den gegenüber hängenden Spiegel.

* * *

„Am andern Tage leuchtete der hellste Sonnenschein. Zu Leiterwagen, in denen man sich auf langen Brettern gegenüber saß, ging es die erste Meile durch den Wald; alle Altersklassen waren vertreten, Gertrud hatte sogar ein ganzes Rudel Kinder mit zu verpacken gewußt. Unter der Direction des lebenslustigen Onkels ging dergleichen immer vor-

trefflich, und so war denn auch heute Alles guter Dinge, und die Drosseln im Lannicht sangen nicht heller als das junge Volk auf den Leiterwagen. Zumal mein kleiner Brunken war heiterer, als ich ihn lange gesehen; wenn die Andern schwiegen, sang er mit seiner starken, aber freilich etwas scharfen Tenorstimme holländische Volkslieder, die er von der Antwerpener Akademie mitgebracht hatte. Er war in solchen Dingen unererschöpflich. Endlich langte man in einem Dorfe unterhalb des Gebirges an, von wo aus es zu Fuße nach der Teufelskanzel hinaufgehen sollte, einem breiten Felsenvorsprunge, zu dem ein ziemlich steiler Weg etwa eine Stunde lang durch niedriges Gebüsch hinaufführte. Die Sonne brannte, und da ich das Bergsteigen unter solchen Umständen für meinen Freund nicht räthlich hielt, so bestieg er eines unserer Wagenpferde, einen alten mageren Urhengst, und diesen Reiter in der Mitte, zog nun die lustige Schar in der Bergschlucht aufwärts; zwei Bauerburschen folgten mit wohlgepackten Körben, die ein gutes Frühstück am Ziele alles Mühsales verhießen.

„Aber wer konnte so lange dursten! Auf der Mitte des Weges wurde Halt commandirt; die Mädchen schenkten Wein, Alles trank, und auch dem Maler wurde von Gertrud ein großer Humpen hinaufgereicht. — Man mußte es sehen, wie die kleine Gestalt mit dem rauhen, mächtigen Kopf auf der hochbeinigen Mähre huckte, wie er das Glas emporhob, daß die Sonne durch den rothen Wein funkelte, und mit den scharfen schwarzen Augen danach hinblinzte. „Flüssiger Rubin!“ rief er. „Auf das Wohl aller schönen Erdenkinder!“ Und dabei goß er den rothen Wein hinab.

„Sehet da, der Herr des Gebirges!“ rief Gertrud.

„Nur der Kobold, schöne Dame!“ entgegnete der Maler und setzte seinem Hengst die Fersen in die Weichen.

„Rübezahl, Rübezahl!“ schrienen die Kinder, und lachend setzte sich der Zug aufs Neue in Bewegung. Endlich war

die Teufelskanzel erreicht. Sie war nicht unbefugt, diesen Namen zu führen; lothrecht schoß der Fels über hundert Klafter in die Tiefe, wo sich unten im Sonnenglanz die lachendste Landschaft ausbreitete. Durch grüne Wiesen, an Dörfern und Wäldern vorbei, floß in vielen Krümmungen ein glänzender Strom, dessen Rauschen in der Mittagsstille zu uns heraufklang, und drüber her, in gleicher Höhe mit uns, standen die Lerchen flügelschlagend in der Luft und mischten ihren Gesang in die Musik der Wellen. Wer dessen noch fähig war, der mußte hier von Lebens- und Liebeslust bestürmt werden. Brunken, dessen Mähre einem der Bauerburschen zur Obhut übergeben war, stand neben mir und starrte wie verzaubert in die Tiefe.

„Arnold,“ sagte er und drückte mir die Hand, „das Leben ist doch schön!“

„Nach dem Frühstück stieg der Assessor mit einigen anderen Herren auf einem Umwege den Berg hinab, um eine von unten heraufschimmernde Marmorader zu untersuchen; die Übrigen blieben noch auf der Lagerstelle; Brunken und ich schlenderten in den Wald hinein. Während ich mich hier an einer freien Stelle ins Moos warf, befiel ihn die Kletterlust seiner Jugend; ich sah ihn über mir an einer jungen Buche wie eine große Spinne von Ast zu Ast hinaufkriechen, und nicht lange, so schaukelte er sich im höchsten Wipfel und sang laut über den Wald hinaus. Er war schon mitten in seinem holländischen Lieblingsliede: ‚Zet see din Bild in de Fonteyn‘, oder wie es in der seltsamen Sprache heißen mag, als er plötzlich verstummte. Statt dessen hörte ich Kindergeplauder durch die Bäume, und bald sah ich auch Gertrud mit der ganzen Schar heranziehen. Auf meine Einladung lagerte sich Alles neben mir auf die weichen Moospolster, und die Kinder riefen: ‚Geschichten erzählen!‘

„Was denn erzählen?“ fragte Gertrud.

„Und die Einen wollten von Schneewittchen hören, die Andern vom dummen Hansel, bis sich endlich Alles in der Geschichte von dem Ungeheuer und der weißen Rose vereinigte. Aber Gertrud kannte die Geschichte nicht. Da, während sie aufs Neue die Titel ihres Märchenschatzes ausframte, schwang sich plötzlich Freund Brunken von einem Baumast zur Erde. ‚Die Geschichte,‘ sagte er, noch stoßweise mit dem Athem kämpfend, ‚ist meine Domäne, schöne Dame, ich bitte um die Erlaubniß, sie zu erzählen.‘ Dann, unter dem Händeklatschen der Kinder, verbeugte er sich tief vor dem jungen Mädchen.

„Und wie, Meister Brunkenius,‘ sagte diese, ‚der Sie so unversehrt wie eine reife Frucht vom Baume fallen. wie kommen Sie zu einer solchen Domäne?‘

„Ich,‘ versetzte der Maler, ‚bin mit dieser Geschichte aufgewachsen, und da ich bekanntlich das normale Maß nicht zu erreichen vermochte, so bin ich niemals über sie hinausgekommen; derothalben glaube ich, sie gründlicher verstehen gelernt zu haben, als ihr anderen großen Menschenfinder.‘ Er sprach diese Worte mit aufgeregter, unsicherer Stimme; die Wendung, welche die Gedanken unseres Freundes zu nehmen schienen, wollte mir keineswegs gefallen.

„Gertrud sagte: ‚Diese tiefsinnigen Reden gehen freilich über meinen Horizont, aber sie flößen mir hinlänglich Respect ein; erzählen Sie, ich trete meine Rechte ab.‘

„Nachdem der Maler hierauf zwischen uns im Moose Platz genommen hatte, begann er zu erzählen. Anfänglich war es die bekannte Geschichte: ‚Das schöne Königstöchlein, in der richtigen Erkenntniß, daß die Welt sich ihr zu fügen habe, verlangt beim ersten Schneefall eine weiße Rose, und als der gute König selbst sie endlich in einem verzauberten Garten gefunden und selbstverständlich auch gepflückt hat, tritt ihm — wie das schon eher in solchem Fall geschehen — wider alles Erwarten ein Ungeheuer entgegen,

dem er als Entgelt das geloben muß, was bei seiner Heimkehr ihm zuerst entgegenkommen werde. Leider geht es ihm, wie dem alten Richter von Israel; das Erste, was ihn vor seinem Schlosse begrüßt, ist seine Tochter, und am dritten Tage kommt das Ungeheuer und holt sich die Prinzessin.

„Gertrud unterbrach den Erzähler. ‚Was es denn wirklich so schlimm, Meister Brunkenius?‘ sagte sie. ‚Wie sah denn das Ungeheuer aus?‘

„Entsetzlich sah es aus!“

„Aber wie denn entsetzlich?“

„Ich weiß nicht; meine Mutter, die mir die Geschichte erzählte, hat es mir nie beschreiben wollen. Aber sahen Sie denn nie ein Ungeheuer, Fräulein Gertrud?“

„Sie lächelte. ‚Was reden Sie doch!‘

„Ich weiß wohl, was ich rede, besinnen Sie sich nur! Und dabei stützte er den borstigen Kopf in seine ausgepreizten Finger, als wolle er sich von ihr betrachten lassen.

„Das Mädchen erröthete. ‚Erzählen Sie doch weiter!‘ sagte sie, und ‚Weiter, weiter!‘ riefen die Kinder, indem sie näher zu ihm herankrochen.

„Er warf einen Blick auf die kleine Gesellschaft.

„Ja so,“ sagte er, „ihr seid auch noch da. So hört denn!“ — Und nun begann er seine Scenen auszumalen: „Es war eine unabsehbare Wildniß, die sie durchwanderten. Immer höher wucherten Ginster und Haidekraut, aber kein Vogel sang und keine Biene summt; die seidnen Schuhe der Prinzessin zerrissen an den harten Wurzeln, mit denen der Boden übersponnen war. Todtenstill lag es über der Steppe, nur dort aus der Ferne, wo eben die Sonne gluthroth hinter der schwarzen Haide hinabgesunken war, kam es jetzt herangefahren; das war aber der Nachtwind, der sich aufgemacht hatte, er riß der Prinzessin die weiße Rose aus ihrem blonden Haar und wehte sie fort in die Nacht, die hinter ihnen heraufstieg. Einen Augenblick stand sie still

und schloß ihre schönen blauen Augen, und als das Ungeheuer seinen ungestalteten Kopf nach ihr umwandte, sah es nur die langen schwarzen Wimpern auf ihren zarten Wangen liegen. Da streckte es seine Tazze aus und zupfte damit an ihrem weißen Kleide. — Machen Sie nicht so entsetzte Augen, Fräulein Gertrud! Das arme Ungeheuer hatte ja nichts als seine Tazzen. — Aber freilich, als die Prinzessin auffah, da schauderte sie und grub, wie sie zu thun pflegte, mit ihren weißen Zähnen in die Lippe, daß sie blutete.

„Die Kinder sahen alle auf Gertrud; denn, wie sie mir später vorplauderten, hatten sie gemeint, daß die Prinzessin mit jedem Zuge ihrer jungen Freundin ähnlicher würde. Auch schien der Erzähler, obgleich er vor sich in das Moos blickte, seine Worte nur an sie zu richten. — ‚Das,‘ fuhr er fort, ‚erbarmte das Ungeheuer, und es wollte ihr ein tröstliches Wort zusprechen; denn ihr wißt wohl, es war selbst nur ein armer verwünschter Prinz. Aber der Laut, der aus seiner Kehle fuhr, war so heiser, als hätte die schwarze Wildniß selbst das Geheul ausgestoßen. Da fiel die Prinzessin vor ihm in die Kniee und sah ihn mit entsetzten Augen an, und das Ungeheuer stieß abermals ein Geheul aus, weit grausenhafter als vorher; denn es war der Schrei einer armen Seele, die nach Erlösung ringt. Es fühlte die innere Wohlgestalt und den edlen Klang der Stimme, die eigentlich sein eigen waren, aber es suchte vergebens die abschreckende Hülle zu sprengen, die Alles in bösem Zauberbann verschloß.‘

„Der Erzähler hielt erschöpft inne, eine unheimliche Erregung brannte in seinen Augen.

„‚Brunken,‘ sagte ich, ‚besinne dich! Ist das ein Kindermärchen, was du da erzählst?‘

„‚Es gilt wenigstens dafür!‘ erwiderte er.

„Aber ehe wir Zeit fanden, unser Gespräch fortzusetzen, bemerkte ich, daß Gertrud aufgestanden war und zwischen

den Bäumen fortging. Ich sprang auf. „Erzähle den Kindern deine Geschichte zu Ende!“ sagte ich und folgte dem Mädchen, die schon hinter dem niederhängenden Gezweig verschwunden war. Auch fand ich sie bald; in einer kleinen Lichtung sah ich sie am Boden liegen, ihr Gesichtchen in das Moos gedrückt; ich hörte, wie sie wimmernd vor sich hin sprach: „Was fang ich an, was fang ich an!“ — Als ich hinzutrat und ihren Arm berührte, sprang sie auf und schüttelte die erhobenen Hände, ganz wie ein verzweifelttes Kind.

„Gerte, was ist?“ fragte ich.

„O Gott,“ rief sie, ohne von ihrem kindlichen Gebahren abzulassen, „er liebt mich; o, es ist ganz gewiß, daß er mich liebt!“

„Wer denn? Ist denn das so fürchterlich?“

„Sie antwortete nicht, sondern sah mich nur mit großen hülflosen Augen an. Da ich aber Miene machte, fortzugehen, ergriff sie meine Hand. „Bleib, Arnold! Ich will's dir ja sagen, hab doch nur Geduld!“

„Nun so sprich, Gertrud.“

„Aber sie schlug die Hände vors Gesicht: „Nein, ich kann's nicht!“ rief sie.

„Weshalb nicht? Bin ich nicht dein alter Kamerad?“

„Arnold — ich schäme mich. — Nein, bleib, geh nicht, ich ersticke sonst daran.“

„Nun, Gertrud, wer ist es denn, der dich so erschrecken kann?“

„Sie sah mich eine Weile unentschlossen an, dann mit einer raschen Bewegung zu mir tretend, brachte sie den Mund dicht an mein Ohr und rief mit einem Ton des Abscheues: „Der Bucklige!“

„Mein armer Freund!“ Ich mußte weiter nichts zu sagen, obgleich es mir seit der letzten halben Stunde nichts Neues war, was ich erfuhr.

„Gertrud nickte: ‚Er hat so gute Augen!‘ sagte sie. ‚D, ich weiß es ja, es ist so schlecht von mir!‘ und dabei fing sie bitterlich zu weinen an.

„Nachdem ich sie etwas beruhigt hatte, bat ich sie, noch ein paar Augenblicke hier zu verweilen; ich wollte, ehe sie dorthin zurückkehrte, den kleinen Maler aus dem Kinderkreise zu entfernen suchen. Gertrud war damit einverstanden. Als ich aber kaum ein paar Schritte in die Bäume hinein gethan hatte, sah ich nicht weit von mir eine arme gebrechliche Gestalt an einen Baum gelchnt.

„Brunken,‘ rief ich, ‚was machst du hier?‘

„Nicht eben viel,‘ erwiderte er, ‚die Kleine da hat mir das Ende meiner Ungeheuergeschichte erzählt; eigentlich freilich hat sie es wohl nur dir erzählen wollen, aber ich habe scharfe Ohren.‘ Dann ergriff er meine Hand. ‚Arnold,‘ sagte er, und seine Stimme klang auf einen Augenblick fast weich, ‚es ist ein schwer Exempel; meine Seele und meine Kunst verlangen nach der Schönheit, aber die langfingerige Affenhand des Buckligen darf sie nicht berühren.‘

„In solchem Augenblick vermag ein Anderer nicht viel; was wir noch gesprochen, dessen erinnere ich mich nicht mehr; ebensowenig, wie der Rest des Tages verlief. Nur das weiß ich noch, daß bei der Rückfahrt der unglückselige Assessor neben Gertrud auf der Leiterbank und Brunken den beiden gegenüber zu sitzen kam. Er hatte während einer ganzen Stunde hinlänglich Gelegenheit, sich das Herz voll Gift und Leidenschaft zu trinken; denn auch mir entging es nicht, daß jene beiden nicht ungern neben einander saßen, wie ich es denn auch gestehen muß, daß sie später durch den Segen der Kirche so fest als möglich mit einander verbunden worden sind.

„Als wir in der Stadt und vor meines Onkels Hause angekommen waren, sprang Brunken vom Wagen und rannete, ohne Einem von uns ‚Gute Nacht‘ geboten zu haben, die

Straße hinab; sein kleiner Radmantel, den er umgebunden hatte, schwebte wie ein Dach über den dünnen Beinen.

„Hei! Freude dich, Christel!“ hörte ich einen Jungen einem alten Weibe zurufen, das sich mit einem Korb voll Wäsche über die Straße schleppte. „Die Schildkröten laufen herum, heute Nacht giebt's Regen!“ Und Beide schlugen ein schallendes Gelächter auf.

„Nachdem ich die sämtlichen Damen und Kinder hatte vom Wagen herab heben helfen, nahm ich von meinen Verwandten Abschied und ging in Brunken's Wohnung. Aber ich erfuhr nur, daß er dort gewesen und sogleich, ohne Bescheid zurückzulassen, wieder fortgegangen sei. Nicht besser ging es mir ein paar Tage darauf; es hieß, Brunken habe sagen lassen, er sei auf den Dörfern in der Umgegend, um dort Studien zu machen; einiges Geräth und Farben zum Aquarellmalen hatte er sich nachkommen lassen. Nach etwa vier Wochen erhielt ich aber einen Brief von ihm aus einer größeren Stadt des mittleren Deutschlands, worin er mir erzählte, daß er dort seinen bleibenden Aufenthalt nehmen werde; der Brief enthielt zugleich die Bitte, ihm seine Habseligkeiten dorthin nachzuschicken. Ich besorgte das Alles, und seitdem verging eine lange Zeit, während welcher jede Beziehung zwischen uns aufgehört hatte.

* * *

„Es mochte vier Jahre später sein, als ich auf einer größern Reise eines Vormittags auch in jene Stadt gelangte. Von dem Wirth des Gasthofes, in dem ich abgetreten war, erfuhr ich, daß mein Freund in einem kleinen Landhause vor der Stadt wohne. Als ich mich dann nach dem Wege dahin erkundigte, meinte er, der Pflegetohn des Herrn Professor sei vor einer halben Stunde hier vorbeigegangen und werde bald zurückkommen. „Wenn's gefällig,“ setzte er hinzu, „könnten Sie ja mit dem jungen Herrn hinausgehen.“

„Ich machte große Augen. ‚Pflegeohn, Herr Wirth? — Ich spreche von dem Maler Brunken!‘

„Ohne Zweifel, mein Herr,“ erwiderte dieser, „der Herr Professor sind mir wohl bekannt; sie haben zu Anfang ihres hiesigen Aufenthalts ein Vierteljahr in meinem Hotel zu Mittag gespeist.“

„Ich gab mich zufrieden und ging in mein Zimmer, um mich umzukleiden. Es dauerte auch nicht lange, so wurde angeflopt und auf mein ‚Herein‘ trat ein kräftiger, fast unterseßter junger Mann von etwa neunzehn Jahren in das Zimmer. ‚Herr Doctor Arnold?‘ sagte er, indem er mich begrüßte.

„Ich betrachtete ihn näher. Auf seinen breiten Schultern erhob sich ein kleiner blasser Kopf, in dessen tiefliegenden Augen ein eigener, fast melancholischer Reiz lag. ‚Sie wollen die Güte haben,‘ entgegnete ich, ‚mich zu meinem Freunde zu führen?‘

„Es wird meinem Lehrer eine große Freude sein,“ erwiderte er, „er hat mir oft von Ihnen gesprochen.“

„Sie sind auch Maler?“ fragte ich.

„Ich suche es zu werden,“ versetzte er.

„Wir gingen nun zusammen fort. Unterwegs erzählte mir mein junger Begleiter, der auf meine Fragen bescheiden, aber ohne Gesprächigkeit antwortete, daß er seinen ersten Unterricht von Brunken erhalten, mit dem er sogleich das derzeit von diesem erkaufte Haus bezogen habe. Aus seinen Äußerungen mußte ich entnehmen, daß er dort seine eigentliche Heimath finde; denn er war auch jetzt nach einem dreijährigen Besuch der Akademie dahin zurückgekehrt.

„Unter solchen Gesprächen hatten wir bald die Stadt im Rücken und gingen nun im Schatten einer langen Lindenallee, an deren beiden Seiten sich eine Reihe von zum Theil prächtigen Landhäusern entlang zog. Nach kurzer Zeit bogen wir in eine Seitenstraße, wo die Architektur be-

scheidenere Formen anzunehmen begann; und hier, auf der Terrasse eines einstöckigen Hauses, erblickte ich die groteske Gestalt meines trefflichen Freundes. Er stand in der vollen Mittagssonne und beschattete die Augen mit der Hand; das mächtige Haupt war noch wie einst mit dem braunen, struppigen Vollbart geziert; aber als wir die Thür des Gartengitters öffneten, sah ich, daß er frisch und kräftig ausschaute, wie ich ihn nie gekannt.

„Wen bringst du mir da, mein Sohn Paul?“ rief er uns entgegen, während wir um einen kleinen Rasen herum dem Hause zuingen.

„Paul lächelte. „Keinen Fremden, denke ich!“

„Und schon war Brunken die Stufen in den Garten hinabgekommen und hatte meine beiden Hände ergriffen. „Nein, keinen Fremden!“ rief er. „Bei allen Göttern, die den Wanderer beschützen! Sei mir tausend Mal gesegnet, Arnold, daß du endlich bei mir einkehrst!“

„Ich konnte nicht zu Worte kommen; denn schon war er wieder die Stufen hinauf und rief durch die offene Flügelthür ins Haus: „Martha, Marie, wo steckt ihr denn?“ Und dabei schlug ihm die Stimme in seine höchste Fistel über; aber dennoch klang es schön und herzerquickend; und herzerquickend war auch das, was auf seinen Ruf erschien; zuerst wie ein Vogel herangeflogen, ein schlankes, etwa vierzehnjähriges Mädchen; und dann, ihr ruhig folgend, eine ältere Frau mit den schönen Augen meines Freundes, aber ohne die Gebrechen seines Körpers.

„Dies,“ sagte Brunken, indem er ihre Hand ergriff, „ist meine liebe Schwester Martha; wir haufen hier zusammen; den Paul hast du dir schon selber aufgefischt; aber diese meine Nichte muß ich dir noch vorstellen; es ist ein junges, thörichtes Geschöpf, das den hehren Namen Maria noch keineswegs verdient hat.“ Und dabei zupfte er die kleine Schöne ein paar Mal derb an ihren braunen Flechten.

„Nicht wahr,“ fuhr er zu mir gewendet fort, „du trittst hier in ein kinderreiches Haus! Und sind sie auch nicht so ganz mein eigen, so hab ich doch ein gutes Theil an ihnen.“

„Er mußte inne halten, der Athem fing ihm endlich an zu fehlen. Und es brauchte auch keiner weitem Auseinandersetzung; das Mädchen hatte die Arme auf dem Rücken zusammengeschränkt und sah mit den glücklichsten Augen in das geröthete Antlitz des kleinen aufgeregten Oheims.“

„Aber Edde?“ bemerkte jetzt die Schwester, indem sie fragend von ihm zu mir herüberblickte.

„Er hatte sie sogleich verstanden. „Ja so, wer das ist?“ rief er. „Den kennt ihr alle; das ist der Arnold, der Doctor; er kommt grade, da die Rosen blühen; und nun soll es auf der Villa Brunken ein paar seelenfrohe Tage geben!“

„Und in der That, heiter war es auf der Villa Brunken. Nach dem herzlichsten Willkommen saß ich bald unter diesen lieben Menschen an einer wohlgedeckten Mittagstafel in dem freundlichen Gartensaal, dessen Flügelthüren auf die Terrasse hinaus geöffnet blieben; und während wir plauderten und genossen, wehten von Zeit zu Zeit die vorbeiziehenden Sommerlüfte eine ganze Wolke von Rosenduft zu uns herein. — Nachher verstand es sich von selbst, daß ich zur Mittagsruhe in ein kühles Gastzimmerchen verwiesen wurde, das man bei Kündigung der Freundschaft mir auferlegte mindestens für drei Tage als meine Wohnung anzusehen.“

„Ich mußte schon nachgeben; und während ich nach der auf der Eisenbahn verwachten Nacht einen erquicklichen Schlaf that, war Paul zur Stadt gewesen und hatte mein Gepäck aus dem Gasthof herüber schaffen lassen.“

„Als ich mit Brunken wieder in den Gartensaal trat, wo uns Frau Martha am Kaffeetisch erwartete, klopfte er mich leise auf den Arm und zeigte nach der Terrasse hinaus, zu der auch jetzt die Thüren offen standen. Dort, wo jetzt

schon der Schatten des Nachmittags vorgerückt war, wurde augenscheinlich eine Zeichenstunde gegeben. Das hübsche schlanke Mädchen saß eifrig mit dem Bleistift arbeitend an einem Tischchen, während Paul, an ihren Stuhl gelehnt, der kleinen regsamem Hand aufmerksam mit den Augen folgte.

„Nun seh mir einer diese Hexe!“ rief Brunken, „mir läuft sie immer aus der Schule; und seit der Paul da ist, wird Tag für Tag gezeichnet. Verstehst er's denn wirklich schon besser als ich?“

„Der junge Mann erröthete; Marie aber sagte, ohne aufzublicken: ‚Paul ist so hübsch geduldig, Onkel!‘

„Brunken drohte mit dem Finger. ‚Ich muß wohl eifersüchtig werden!‘ sagte er, und dabei warf er einen Blick des innigsten Behagens auf das junge Menschenpaar.

„Nach dem Kaffee lustwandelte ich mit Brunken in seinem Garten, der sich in beträchtlicher Tiefe hinter dem Wohnhause erstreckte. Nachdem wir den Duft der Nebenblütthe einem Glashause eingefogen, auch eine Weile von einem Anberge aus nach der Stadt hinüber gesehen hatten, von wo das Glockenläuten des morgenden Sonntags zu uns herüberwehte, ließen wir uns schließlich in einer kühlen Laube nieder. Ich bot meinem Freunde eine Cigarre, die er wie immer verschmähte, und zündete mir dann selbst einen Stengel dieses edlen Krautes an. So begannen wir von der vergangenen gemeinsam verlebten Zeit zu plaudern und kamen endlich auch an jenen Abend, wo er uns auf Nimmerwiederkehr entflohen war. Ich sprach darüber mein Bedauern aus; aber Brunken schüttelte, wie er zum Zeichen der Verneinung zu thun pflegte, seinen langen Finger vor der Nase. ‚Halt, Doctor,‘ sagte er, ‚das war eine heilbringende Nacht!‘

„So erzähle!“ versetzte ich. „Was hast du damals denn getrieben?“

„Kennst du die Fabel aus Campes Kinderbibliothek: Es war einmal ein dicker fatter Mops?“

„Freilich, der Mops bellte den Mond an.“

„Ich habe auch den Mond angebellt, oder, unbildlich gesprochen, ich habe mit dem Herrgott gescholten, daß er mich so ungeschickt nach seinem Ebenbilde erschaffen. — Es war damals ein toller Lebensdrang in mir, und dazu dies Gemengsel von Gliedmaßen, vor dem die Mädel sich graueln wie vor einer Kreuzspinne; Verehrtester, das ist keine Bagatelle!“

„Aber,“ unterbrach ich ihn, „wo war denn der Schauplatz dieses Dramas?“

„Mein kleiner Freund legte beide Hände in die Seite und sah mich mit dem Ausdruck einer tragikomischen Verzweiflung an. ‚Ich war über Feld gerannt,‘ sagte er, ‚immer grad zu, durch Korn und Dorn, über Wälle und Gräben; endlich saß ich am Rande einer Trinkgrube. Wie ich später erfuhr, war einige Stunden vorher ein junger Bursche daraus aufgefischt, der in dem schwarzen Wässerchen dort unten die Noth des Lebens und nebenbei sich selber zu ertränken versucht hatte. Der Mond schien hell; ich konnte Alles um mich her betrachten. Das Gras an meiner Seite war noch mit schwarzem Schlamm überzogen; mitten darin stand ein grober Lederschuh, naß und besudelt. Ich glaube noch jetzt, daß dieser Schuh mich damals über Wasser gehalten hat; denn auch ich war schon dem bösen Zauber verfallen, der in solch einsamen Gewässern spuken geht. Es war nicht düster dort; ein Stern nach dem andern drang aus der Tiefe, und immer mehr, je länger ich hinstarrte. Mich überfiel jenes nichtswürdige Mitleid mit dem lieben Ich; und schon dachte ich: »Versuch es einmal mit der Welt dort unten; Verlust ist keinesfalls dabei;« — da traf mein Blick auf jenen groben Schuh, und, gesegnet sei er, er fing an, mir Räthsel aufzugeben. Erstens, es gehörte doch ein

zweiter noch dazu; wo mochte sein Kamerade sein? Und dann, er konnte doch nicht allein hierher gegangen sein; wo wanderte sein Herr jetzt mit dem zweiten Schuh? — Unter mir in den Binsen saß freilich ein großer Frosch mit seiner ganzen Gesellschaft und suchte mir die Geschichte vorzusingen. Ich merkte wohl, daß sie von allem Bescheid wußten. Aber du weißt, ich bin immer ein schlechter Linguiste gewesen; ich verstand die Kerle nicht. Doch wie nun Alles in der Welt zu Ende geht, so ging auch diese Nacht dahin; der Morgenwind fuhr über die Felder und weckte alle Creaturen; und als die ersten Lerchen aufstiegen, erschien auch die Sonne am Horizont und beleuchtete mich in all meiner Unsauberkeit; ich konnte es nun deutlich an meinen Kleidern nachbuchstabiren, daß ich nicht bloß durch Hecken und Dornen, sondern auch durch Sümpfe und Gräben hierher gelangt sein mußte. Es schauderte mich ein wenig, ich weiß nicht mehr, ob vor Kälte oder Scham, und ich machte mich daran, die Spuren meiner Thorheit nach Möglichkeit zu vertilgen. Dann stieg ich auf den Wall des Grundstücks, um eine vernünftige Landstraße zu erspähen; und nachdem ich nicht nur diese, sondern zu Ende derselben auch ein Dorf unter grünen Bäumen entdeckt hatte, marschirte ich bald zwischen wohlnumerirten Chausseesteinen, wie ein verständiger Mann, der die Kühle der ersten Frühe zu seiner Wanderung benutzt.

In dem Dorfe, das ich dann erreichte, war eben das Tagesleben angebrochen; ich hörte in den Gehöften die Leute zu ihren Pferden reden, die zur Heufuhr an die Wagen gespannt wurden. Mitten in der Dorfstraße, in dem Gärtchen vor seinem Hause, stand ein ältlicher Mann und rauchte behaglich seine Morgenpfeife, in dem ich sogleich den Schulmeister des Dorfes erkannte. Auf einen »Guten Morgen« erhielt ich freundliche Erwiderung und auf meine Frage, wo ich hier ein Frühstück bekommen könne, die Ein-

ladung, ins Haus zu treten und mit ihm und seiner Frau den Morgentaffee einzunehmen. Das that ich denn, und da die Frau nicht weniger zutraulich war, so saßen wir drei bald im schönsten Plaudern neben einander.

„Das erste, was ich erfuhr, war die Geschichte jenes Schuhs, bei der mein gütiger Wirth selbst in gewisser Weise theilhaftig war. — Als eines Stubenmalers Sohn hielt er die väterliche Kunst noch so weit in Ehren, daß er seinen Schülern wöchentlich eine Stunde Zeichenunterricht erteilte. Er verdiente damit, wie er meinte, freilich weder bei den Eltern noch Kindern besondern Dank; nur der Sohn eines wohlhabenden Bauern, welcher dem Schulhause gegenüber wohnte, hatte so viel Geschick und Eifer gezeigt, daß er bald nicht nur allerlei Dinge, die der Lehrer ihm vorgelegt, nach der Natur gezeichnet, sondern auch zu Hause und auf eigene Hand Alles abconterfeit hatte, was ihm gerade in den Weg gekommen. — So weit war Alles leidlich gut gegangen, wenn auch der alte Bauer bisweilen über die »dumme Krigelei« gescholten hatte. »Da mußte das Unglück,« erzählte der Lehrer weiter, »meinen jüngsten Bruder, welcher bei dem Beruf unseres Vaters geblieben ist, auf ein paar Wochen zum Besuch hierher führen. Er versteht ein wenig mehr, als was zum bloßen Handwerk gehört, und pflegt auch in seinen Mußestunden allerlei Blättchen mit Wasserfarben anzufertigen. Ein paar Zeichnungen des Knaben, die ich ihm zeigte, erregten seine Theilnahme, und so dauerte es nicht bis in den dritten Tag, daß die Beiden die dicksten Freunde waren. Jeden Abend haben sie hier am Tisch gegessen zu zeichnen und zu pinseln, und da mein Bruder dem Jungen einen Theil seiner Farben zum Geschenk machte, so setzte dieser das Geschäft nach dessen Abreise fort. Seitdem war nichts mit ihm anzufangen, und endlich erklärte er rund heraus, er wolle Maler werden. Sie können sich den Lärm denken; der Vater, der außer ihm nur eine verheirathete

Tochter hat, hatte sich immer der starken Gliedmaßen seines Sohnes gerühmt. Nun wurde er confirmirt und sollte mit an die Feldarbeit; aber er wollte nicht. Manches Mal hat der Alte ihn mit der Peitsche drüben aus dem Walde geholt, wo er irgend einen schönen Baum zu Papier brachte, und ihm seinen Zeichenstram vor der Nase entzwei gerissen. Aber es half Alles nichts; ich redete vergebens zum Frieden; der Junge mit seinen Knochen sollte Bauer werden, der Alte wollte nicht für Fremde so viele Acker Haide urbar gemacht haben. Endlich, vorgestern Nachmittag beim Heufahren, wurde dem Faß der Boden ausgestoßen. Der arme Bursche vergaß unsers Herrgotts Gebote und sprang in die Trinkgrube; zum Glück waren seines Vaters Leute in der Nähe, die ihn noch zu rechter Zeit herausholten. Mich selbst und meine Zeichenstunde,« so schloß der Schullehrer seinen Bericht, »wird diese Geschichte auf lange um allen Credit gebracht haben.«

„Er stand auf und holte sich eine neue Pfeife aus der Ecke; ich blieb nachdenklich sitzen. — Was hatte denn mich an jenes Wässerchen hinausgelockt? Die solide Desperation des armen Jungen versetzte mich in die tiefste Beschämung. Soviel stand fest, ich mußte ihn kennen lernen; vielleicht daß ich ihm helfen konnte.

„Schulmeister,« sagte ich endlich, »ich bin krank gewesen, es würde mir gut thun, ein paar Wochen auf dem Lande zu leben. Könntet Ihr mir wohl Quartier geben?«

„Daß ich ein Maler sei und allerlei für meine Mappen einzusammeln gedachte, verschwieg ich wohlweislich noch; und so war denn auch bald, »wenn ich nur fürlieb nehmen wollte,« ein Kämmerchen bei den kinderlosen Leuten für mich bereit. Freilich ließ ich mit einigen Kleidungsstücken auch mein Aquarellkästchen aus der Stadt kommen; aber das blieb vorläufig in dem Reisejack verborgen; auf meinen ersten Streifereien behalf ich mich mit dem Bleistift, womit ich

denn noch am selben Nachmittage die Trinkgrube mit dem rettenden Lederschuh zum dankbaren Gedächtniß in mein Taschenbuch eintrug. Am Abend wagte ich mich unter die Dorfleute und endlich auch zu dem alten Kunstfeinde gegenüber, der rauchend in der großen Thorfahrt seines Hauses stand. Ich begann ein Gespräch über den Stand der Ernte, ging dann auf die neue Steuer über, schimpfte etwas Weniges auf die Regierung, und so wurden wir bald bekannt. Es ist ein alter knorriger Kerl; du sollst ihn nachher in meiner Mappe sehen, worin er ohne Wissen und Willen hat Platz nehmen müssen. Von dem Sohne sah ich nichts und hütete mich auch wohl seiner zu erwähnen. — Am Abend darauf, nachdem ich den Tag im nahen Walde in Gesellschaft gehöriger Butterschnitte der Frau Schulmeisterin verbracht hatte, war ich wieder zur Stelle, und ebenso am dritten und am vierten Abend; der Alte schien diesmal in einer nachdenklichen Stimmung; er saß ohne seine Pfeife auf dem Stein vor seinem Hause und antwortete kaum auf meine noch so wohlüberlegten Gesprächseinleitungen.

„Wer weiß,“ dachte ich endlich; „vielleicht ist's just der rechte Augenblick.“ So fragte ich ihn denn geradezu nach seinem Sohne. „Ist er nicht zu Hause?“ fügte ich hinzu. „Ich habe ja noch nichts von ihm gesehen.“

„Da brach's hervor; mit der geballten Faust drohte er nach dem Schulhause hinüber: „Der Haselant mit seinen hergelaufenen Fagen!“ rief er. Und nun klagte er mir seine Noth, während zwischen durch immer Flüche auf den armen Schulmeister fielen. „Der hätte die Prügel haben sollen, die der Junge gekriegt hat; denn bei dem hat's nicht geholfen.“

„Was macht Euer Sohn denn jetzt?“ fragte ich.

„Der Alte schob die Pudelmütze übers Ohr. „Das ist ein wunderbarlich Spiel,“ versetzte er, „seit er die Dummheit da begangen, ist er mir wie ausgewechselt; als ich ihn ge-

fragt habe: 'Was willst du denn nun eigentlich, Paul?' hat er geantwortet: 'Was Ihr wollt, Vater, mir gilt's gleich!' Aber gesprochen hat er kein Wort, und nach dem Abendbrote geht er auf seine Kammer; ob er dort schläft oder wacht, ich weiß es nicht. Seht — dies Wesen will mir ebenso wenig gefallen. Was meint Ihr, wenn Ihr einmal ein vernünftig Wort mit ihm zu reden suchtet? Ihr könntet mir einen rechten Dienst erweisen; ich selbst verstehe die Worte nicht so zu setzen.«

Der Mann sah erwartungsvoll zu mir auf; die Sorge um sein Kind stand leserlich in seinen harten Zügen.

„Aber,“ erwiderte ich, „wenn er nun wieder von seiner Malerei beginnt?“

„Solch dummes Zeug müßt Ihr ihm eben auszureden suchen!“

„Aber weshalb denn sollte er nicht Maler werden?“

„Weshalb? — Er hat eine volle Hufe; er braucht so brotlose Künste nicht zu treiben.“

Ich wagte einen kühnen Schritt. Als ich meine Wohnung verließ, hatte ich in dem Gedanken, sofort in die weite Welt zu laufen, meine paar Kassenscheine in mein Taschensbuch gesteckt. Jetzt zog ich es hervor und schlug es vor dem Alten auf.

„Was soll's?“ sagte er, „das ist ein Bäckchen Fünfundthalerscheine.“

„Das,“ erwiderte ich, „ist mit der brotlosen Kunst verdient.“

„Wie meint Ihr das?“

„Ich meine, daß diese dreihundert Thaler der halbe Preis meines letzten Bildes sind; denn ich bin eben auch nur ein Maler.“

Der Alte sah mich fast erschrocken an. „Ihr?“ jagte er; „da wäre ich ja an den Rechten gekommen! Im Übrigen,“ setzte er hinzu, indem er mich mitleidig von oben bis

unten musterte, »ist das ein ander Ding; mein Junge hat gesunde Gliedmaßen.«

»Nun, gute Nacht, Nachbar!« sagte ich und machte Miene fortzugehen.

»Aber er rief mich zurück. »Auf ein Wort noch, Herr Brunken,« begann er wieder, »dreihundert Thaler, sagtet Ihr? Und nur die Hälfte? Wie lange macht Ihr denn an solch einem Bild? — Wird wohl langsame Arbeit sein?«

Als ich ihn über dieses Bedenken beruhigt hatte, stützte er erst den Kopf in die Hand; dann zog er seine Pfeife aus der Tasche, schlug Feuer und rauchte eine ganze Weile eifrig, aber schweigsam fort. Hierauf folgte eine lange Auseinandersetzung zwischen uns; der Alte meinte, der Junge sei für den Acker da, und ich meinte, der Acker sei für den Jungen da; endlich, als ich ihm auch noch die pausbäckige Nachkommenschaft seiner im Dorf verheiratheten Tochter zu Gutserben designirt hatte, erhielt ich die Erlaubniß, nach meinem Guthalten mit seinem Sohne zu sprechen. »Nun macht's, wie Ihr könnt,« schloß der Alte diese Verhandlung; »und damit hopp und holla! Ich führ selbst in die Grube, wenn ich dem Jungen sein todt Gesicht noch länger ansehen sollte.«

Eine Stunde später, während welcher die Arbeiter vom Felde zurückgekehrt waren, stand ich vor dem Schulhause und blickte nach des Nachbars Garten hinüber, wo trotz des Johannisabends noch eine Nachtigall in den Hollunderbüschen schlug. Da verstummte mit einem Mal der Vogelgesang; statt dessen hörte ich Kinderstimmen, und bald sah ich auch ein paar Knaben und ein kleines Mädchen durch die Gartenpforte auf den Weg hinaus rennen. Draußen blieben sie stehen und wiesen mit den Fingern auf kleine Papierblättchen, von denen Jedes mehrere in Händen hatte; dann gingen sie wieder eine Strecke fort und setzten sich unweit unter einen Baum am Wege, wo es an ein neues Zeigen und Beschauen ging.

„Ich konnte den Zusammenhang dieses Vorganges leicht errathen; und richtig, als ich zu ihnen gegangen, sah ich, daß es lauter bunte Bilderchen waren. »Wer hat euch die geschenkt?« fragte ich.

„Sie glockten mich scheu von der Seite an; nur das kleine Mädchen antwortete endlich auf meine wiederholte Frage: »Paul Werner!«

„Ich sah mir die Sachen an. Es war ungeschicktes Zeug aus allen vier Naturreichen; eine Kuh, die mit dem Schwanze sich die Bremsen wegpeitscht; ein alter Felsblock; ein Bienenstand mit einem Hund davor und dergleichen mehr; aber aus Allem blickte in kleinen Zügen, was ich selber nie so ganz besessen, jenes instinctive Verständniß der Natur; es war Alles, so unbehülflich es auch war, dennoch, ich möchte sagen, über das Zufällige hinausgehoben.

„Du weißt, der Mensch ist nun einmal eine Canaille; — und so begann sich denn auch in mir ein ganz lebenskräftiger Meid gegen diesen Bauerburschen zu regen. Da ich mich aber mit Naturdämonen schon hinlänglich behaftet fühlte, so entschloß ich mich kurz, diesen neuen Kameraden sofort in der Geburt zu ersticken.

„Zum Glück hatte ich einige blanke Münzen bei mir, mit denen es mir bei den Knaben sofort gelang, ihnen einige der Blätter abzuhandeln. Nachdem mir beim Nachhausekommen auch der Schulmeister bestätigt hatte, daß die Bilder von der Hand seines jungen Schülers seien, verbarg ich für diesen Abend die eroberten Schätze in meinem Skizzenbuch.

„Am andern Morgen trat ich früh mit der Sonne meine gewöhnliche Wanderung an. Als ich an der Kirchhofsmauer entlang ging, sah ich jenseit derselben einen jungen Mann auf einem Grabe sitzen. Während ich durch das Kreuz der Kirchhofspforte trat, wandte er den Kopf zu mir, und ich sah nun zum ersten Mal in jenes blasse Antlitz mit den tiefliegenden Augen, welche das Wesen der Dinge einzusaugen scheinen;

mit einem Wort, ich sah den Jungen, in dessen aufstrebender Kunst ich jetzt fast mehr lebe als in meiner eigenen. Aber während ich auf ihn zugin, stand er auf und entfernte sich nach der andern Seite des Kirchhofs; er überschritt den Fahrweg jenseit desselben und entschwand meinen Augen zwischen den Bäumen eines anliegenden Gehölzes. Ich ging zu dem Nasenhügel, den er soeben verlassen, und da ich hier auf dem Grabsteine den Familiennamen unseres Nachbars las, so wußte ich auch, daß ich Paul Werner auf dem Grabe seiner Mutter gesehen hatte. Jetzt machte ich lange Beine; du weißt, daß ich diese Fähigkeit besaß, die mir auch bis jetzt noch nicht abhanden gekommen ist. Als ich meinen Flüchtling drüben auf dem Fußsteige des Wäldchens wieder zu Gesicht bekommen hatte, rief ich ihm schon von Weitem meinen »Guten Morgen« nach. Er blickte um, erwiderte meinen Gruß und ging dann nur um so schneller vorwärts.

„Ich strengte also noch einmal meine Zungen an. »Paul Werner!« rief ich. »Warte, ich habe mit dir zu reden!«

„Jetzt blieb er stehen. »Ich kenne Sie nicht, Herr,« sagte er; — übrigens, dank seinem alten Schulmeister, in reinem Hochdeutsch.

„Aber ich möchte dich kennen lernen,« erwiderte ich.

„Mich?« fragte er befremdet.

„Dich, Paul!« versetzte ich, »denn ich höre, du willst Maler werden.«

„Ich will kein Maler werden, Herr.«

„Aber der Schulmeister sagt es doch.«

„Er schüttelte den Kopf. »Das ist vorbei,« sagte er.

„Ich nahm nun die erhandelten Bilderchen aus meinem Skizzenbuch. »Sind das deine Malereien?« fragte ich.

„Er nickte.

„Wie hast du denn das zu Stande gebracht?«

„Ich habe es so gesehen,« erwiderte er.

„Recht so!« rief ich. »Und es ist auch so; es ist nur

seltsam, daß nicht auch die Andern« — fast hätte ich gesagt: wir Andern — »es so sehen.«

„Er blickte mich fragend an, er verstand das nicht. Aber ich schrie ihm zu: »Und du willst kein Maler werden, Junge? Was in aller Welt denn sonst?«

„Eine Weile zupfte er schweigend an seinen Fingern; dann sagte er: »Ich werde ein Bauer, wie mein Vater.«

„Und doch, Paul,« begann ich noch einmal, »hast du nicht leben wollen, weil du nicht malen durftest.«

„Eine jähe Röthe schoß über das blasse Antlitz. »Weshalb sagen Sie mir das?« sagte er zitternd.

„Weil ich dir helfen möchte, Paul,« erwiderte ich; »denn bei den Todten ist nun einmal keine Hülfe.«

„Er schlug langsam die Augen zu mir auf und blickte mich fast angstvoll an. »Ich suche einen tüchtigen Schüler,« fuhr ich fort. »Was meinst du, willst du es mit mir versuchen?« Dabei gab ich ihm das Skizzenbüchlein aufgeschlagen in die Hand.

„Es war doch, als wenn es plötzlich in den dunklen Augen blitzte; wie auf eine Offenbarung schaute er auf die kleine Aquarellskizze. — Und doch, sage ich dir, ist die Zeit nicht fern, daß meine Augen ebenso an seinen Blättern haften werden; denn er ist einer von jenen, nach deren Tode man noch die Papierschnitzel aus dem Kehrriecht sammelt, auf welchen ihre Hand einmal gekritzelt hat.«

„Mein Freund war aufgestanden und stützte sich mit beiden Händen auf den vor uns stehenden Gartentisch; auch in seinen Augen blitzte es jetzt von Liebe und Begeisterung.

„Doch,« fuhr er fort, »damals war er noch ein Bauerbursche und konnte sich nicht satt staunen an meinem Nachwerk. — Was soll ich dir das lange noch erzählen! Als ich ihm Alles, was ich beabsichtigte und was ich Tags zuvor mit seinem Vater verhandelt, mitgetheilt hatte, da habe ich ihn wie einen Trunkenen heimgeführt; denn wir

gingen gradeswegs zum alten Werner. Und nachdem ich diesem noch einmal eine Stunde lang tüchtig Stand gehalten, war endlich Alles, so wie ich es wünschte, abgemacht.

„Mein alter Schulmeister staunte nicht schlecht, als ich nach dem Frühstück Farben und Palette auspackte und nun mit beiden Beinen als ein fix und fertiger Maler vor ihn hinsprang; und gar als er von der Befehung seines Widersachers hörte. »Da käme ich ja auch wohl wieder zu Ehren!« rief er lachend. — Und wirklich, die Versöhnung der beiden langjährigen Nachbarn war denn noch die Krone meines Werkes. Freilich, als dabei der Schulmeister so etwas wie einen Triumphton anstimmen wollte, fuhr der Bauer auf: »Red't nicht so viel, Schulmeister! Es könnt mir leid werden!« Und seitdem genossen wir weislich unseren Sieg im Stillen.

„Schon am ersten Morgen hatte ich beschlossen, der Verfolgung des Dämon Amor durch rasche Flucht ein Ziel zu setzen. Nun schrieb ich meiner Schwester, die seit Kurzem Wittwe war, und schlug ihr vor, mit mir hierher zu ziehen; und als ihre Zustimmung nach einigen Tagen erfolgte, so war das Fundament dieses wackeren Hauses damit gelegt.

„Noch acht Tage blieb ich in dem Dorfe und streifte mit meinem neuen Schüler, der nun plötzlich in reiner Lebenslust athmete, plaudernd und arbeitend durch Berg und Wald. Ich wurde mit jedem Tage gesunder; die freie Luft, das derbe praktische Leben um mich her thaten mir wohl. Hier war einmal eine Welt ohne jene bethörende Liebe; die Mädchen heiratheten, je nachdem, eine ganze, halbe oder viertel Hufe; die respectiven Besitzer gingen mit in den Kauf; — scheußliche Kerle, sag ich dir, mitunter. Mein Bauer war auch mit einem solchen Schwiegerohn versehen; der Mensch war überdies ein Trunkenbold.

„Am letzten Abend meiner dortigen Sommerfrische kam die Frau, die übrigens nichts mit ihrem Bruder Paul ge-

mein hat, zu dem Hause ihres Vaters, wo ich mit diesem auf den großen Steinen vor der Thorfahrt saß. Sie hatte eines ihrer Kinder auf dem Arm, bei dessen Entstehung auch nicht die Grazien geholfen, dem sie aber doch mit mütterlichem Behagen das Näschen mit der Schürze schneuzte. — Die Frau stellte sich grade vor den Alten hin. »Vater,« sagte sie, »'s ist nicht mehr zum Aushalten!«

Der Alte blieb ruhig sitzen, that einen Zug aus seiner Pfeife und fragte: »Wo steckt's denn schon wieder einmal?«

»Wo es steckt?« rief das Weib; »der Kerl ist alle Tage dick und voll!«

»Sonst Nichts?« meinte der Alte. »Das haben wir schon allzeit gewußt.«

»Macht keinen Spaß, Vater; das paßt sich nicht dazu!«

»Ei was,« rief der Bauer, indem er aufstand und ins Haus ging. »Du mußt ihn eben schleifen; ich hab's dir vorher gesagt; 's hat alles sein End' in der Welt!«

Ich fiel über diese Worte in einen Abgrund der Betrachtung. Wem denn, als mir selber, lag die Verpflichtung näher, meine eigene werthe Person zu schleifen? — Freilich, wenn es vollbracht war, ich konnte keine Hufe dabei gewinnen; wenigstens keine irdische zu zehntausend Thalern Steuerwerth. Aber dennoch! — Und am Ende, war denn das Körperchen wirklich so übel? Hatte es mir nicht schon einen wesentlichen Dienst geleistet? Ich dachte an die Prügel des armen Paul. Hätte mein Vater mich nicht unzweifelhaft zum Schiffmaat geprügelt, wenn ich mit solchen Gliedmaßen auf die Welt gekommen wäre?

Als ich aus der Tiefe dieser Schlußfolgerungen auftauchte, sah ich das Weib schon wieder ruhig plaudernd bei einer Nachbarin stehen; und auch der Alte saß wieder, seine Pfeife schmauchend, neben mir. »Was simuliret Ihr denn, Herr Brunken?« sagte er, als ich mit der Hand mir die Gedanken aus den Augen wischte.

„Ich simulire,« erwiderte ich, »Vater Werner, man soll sein Leben aus dem Holze schnitzen, das man hat.«

„Da habt Ihr wacker Recht,« sagte der Alte und nickte dazu ein paar Mal derb mit seinem harten Kopfe. — Und siehst du, Arnold,« so schloß Freund Brunken seine Erzählung, »diese gute Lehre, die ich zuletzt noch auf den Weg bekam, habe ich festgehalten; ich würde mich jetzt ohne Gefahr sogar den schönen Augen deines Mühmchens aussetzen können.«

„Vielleicht um so mehr,« versetzte ich, »wenn du erfährst, daß sie inzwischen deinen Freund, den Assessor, geheirathet hat.«

„Er stuzte doch einen Augenblick. ‚Ich lasse ihr Glück wünschen,‘ sagte er dann, ‚möge sie es nie vermiffen! Denn, nichts für ungut, dein Herr Vetter gehört denn doch zu jener Sorte — nun, wir kennen sie sattfam; verderben wir uns die gute Stunde nicht!«

„Ich lachte.

„Gehen wir lieber einmal in meine Werkstatt, die du noch nicht gesehen hast,« fuhr er fort, »dort kann ich dir auch die Illustration zu meiner Geschichte zeigen.«

„Und so schlenderten wir durch den blühenden Garten nach dem Hause zurück und betraten bald im oberen Stockwerk ein geräumiges Zimmer mit der ganzen Ausstattung eines rüstigen Malerlebens. Als Brunken die grünen Fenstervorhänge zurückgezogen hatte, entwickelte sich eine reiche Bilderchau; aber er faßte meinen Arm. ‚Das nachher,‘ sagte er und führte mich vor ein kleines Bild, das seitwärts auf einer Staffelei lehnte.

„Es war fast dasselbe, wie jene bittere Caricatur seines eigenen Lebens, an der ich ihn einst so eifrig hatte arbeiten sehen; derselbe sonnige Park und im Vordergrund, aus dem blühenden Rosengebüsch emporsteigend, die Statue der Venus; nur die Stellung der Figuren war eine andere. Das junge Paar, das sich früher mit übermüthigem Lachen in dem

Laubgange entfernt hatte, sah man jetzt in harmloser Weltvergeffenheit zu den Füßen der huldreichen Göttin. Das Mädchen, wie ruhig athmend hingestreckt, lehnte ihr Köpfchen an das Postament, während der jugendliche Cavalier, welcher dem Beschauer jetzt ebenfalls sein Antlitz zeigte, damit beschäftigt war, eine rothe Rose in ihrem Haar zu befestigen, die er augenscheinlich eben frisch vom Strauch gebrochen hatte. — Im Hintergrunde des Bildes aber, in bescheidener Ferne, so daß sie nur bei genauerer Betrachtung bemerkt wurde, saß auf einer Bank die Gestalt meines Freundes. Bequem in die Ecke gelehnt, die Krücke seines Stöckleins unterm Kinn, schaute er unverkennbar in heiterer Behaglichkeit den Spielen zu, die bei dem warmen Sonnenschein unseres Herrgotts Gezierer vor ihm in den Lüften aufführten.

„Nun, Arnold?“ fragte Brunken, der während meiner langen Betrachtung des Bildes neben mir gestanden.

„Ich drückte ihm die Hand. ‚Da ist Friede,‘ sagte ich.

„Du siehst,“ versetzte er, „es galt nur die Kleinigkeit, das liebe Ich aus dem Vorder- in den Hintergrund zu practiciren. — Ihr großgewachsenen Menschen versteht es freilich nicht, was für Arbeit dem kleinen Kerl die kurze Strecke Wegs gekostet hat.“

„Als ich noch einmal auf das Bild blickte, sah ich auch jetzt wieder eine Ähnlichkeit, aber eine andere als in der ersten Auflage desselben. ‚Du bist auch hier meinem Mühmchen untreu geworden,‘ sagte ich lachend; ‚und wenn vor vier Jahren, da er noch den Laubgang hinabwandelte, der Cavalier sich umgesehen hätte, so würde auch er uns wohl ein anderes Gesicht gezeigt haben.“

„Hast du mich richtig ertappt, Doctor!“ rief mein kleiner Freund.

„Paul und Marie!“ sagte ich leise.

„Brunken lächelte. ‚Still, Arnold! Du siehst, ich habe

noch immer meine Träume. Möge das Leben einst deutlicher reden als das Bild!

„Noch drei heitere Tage verweilte ich auf der Villa Brunken; dann reiste ich ab und besorgte meine Übersiedlung in diese wohllobliche Stadt. — In den zwei Jahren, die seitdem verflossen, haben Brunken und ich uns nicht wieder vergessen; nach seinen letzten Briefen muß ich annehmen, daß seine selbstlosen Hoffnungen einer frohen Ernte entgegengehen.“

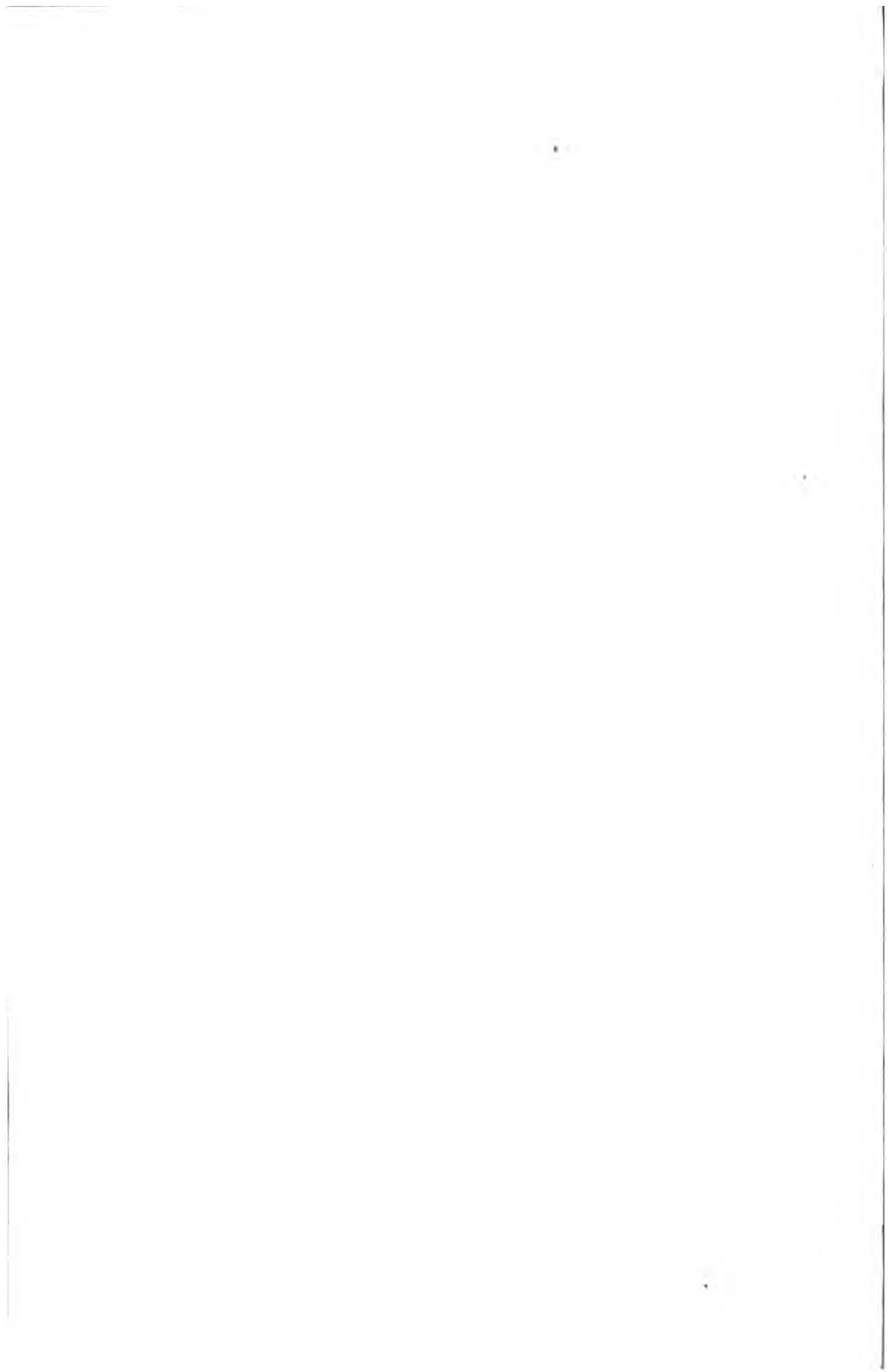
* * *

Der Arzt schwieg, und es trat eine kurze Stille ein. Dann aber rief die Hausfrau: „Doctor, Ihr Freund war ja nicht verheirathet. Wie paßt denn das auf unsern Fall?“

„Glauben Sie,“ erwiderte der Doctor, indem er wieder eine Priese nahm, „daß man sich selber leichter schleißt als seine Frau? — Unter Umständen können Sie Recht haben.“

Auf der Universität.





Core.

Ich hatte keine Schwester, welche mir den Verkehr mit Mädchen meines Alters hätte vermitteln können; aber ich ging in die Tanzschule. Sie wurde zweimal wöchentlich im Saale des städtischen Rathhauses gehalten, welches zugleich die Wohnung des Bürgermeisters bildete. Mit dessen Sohn, meinem treuesten Kameraden, waren wir acht Tänzer, sämmtlich Secundaner der lateinischen Schule unserer Vaterstadt. Nur in Betreff der Tänzerinnen hatte sich anfänglich eine scheinbar unüberwindliche Schwierigkeit herausgestellt; die achte standesmäßige Dame war nicht zu beschaffen gewesen.

Mein Fritz Bürgermeister mußte Rath. Eine frühere, bei allen Festschmäusen von der Frau Bürgermeisterin noch immer zugezogene Köchin seiner Eltern war an einen Flickschneider verheirathet, einen gelben hagern Menschen mit französischem Namen, der lieber im Wirthshaus das große Wort, als auf seinem Schneidertische die Nadel führte. Die Leute wohnten am Ende der Stadt, dort wo die Straße dem Schloßgarten gegenüber liegt. Das schmale Häuschen mit der großen Linde davor, welche das einzige neben der Thür befindliche Fenster fast ganz beschattete, war uns wohlbekannt; wir waren oft daran vorüber gegangen, um einen Blick des hübschen Mädchens zu erhaschen, das hinter den

Reseda- und Geranientöpfen an einer Näharbeit zu sitzen pflegte und in unseren Knabenphantasien eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Es war das einzige Kind des französischen Schneiders, ein dreizehnjähriges zierliches Mädchen, das auch in der Kleidung, trotz der geringen Mittel, von der Mutter in großer Sauberkeit gehalten wurde. Die bräunliche Hautfarbe und die großen dunkeln Augen befundeten die fremdländische Abkunft ihres Vaters; und ich entsinne mich noch, daß sie ihr schwarzes Haar sehr tief und schlicht an den Schläfen herabgestrichen trug, was dem ohnehin kleinen Kopfe ein besonders feines Aussehen gab. Fritz und ich waren bald mit einander einig, daß Lenore Beauregard die achte Dame werden müsse. Zwar hatten wir mit Hindernissen zu kämpfen; denn die übrigen kleinen Fräulein und „gnädigen“ Fräulein wurden sehr seriös und einsilbig, als wir unsern Vorschlag mitzutheilen wagten; allein die Künste ihres Lieblingssohnes hatten die Bürgermeisterin auf unsere Seite gebracht, und vor dem heitern und resoluten Wesen dieser wackern Frau vermochten weder die gerümpften Näschen der kleinen Damen, noch, was gefährlicher war, die bestimmten Einwendungen ihrer Mütter Stand zu halten.

So waren wir denn eines Nachmittags unterwegs nach dem Häuschen des französischen Schneiders. — Sonst hatte ich oft wohl bedauert, daß meine Kameradschaft mit dem Sohne unsers Haustischlers eingegangen war, dessen Schwester fast täglich mit der kleinen Beauregard verkehrte; ich hatte auch wohl daran gedacht, die Bekanntschaft wieder anzuknüpfen und mich in der Werkstatt seines Vaters in der Schreinerei unterweisen zu lassen; denn Christoph war im Übrigen ein ehrlicher Junge und keineswegs auf den Kopf gefallen; nur daß er auf die Schüler der Gelehrtenschule, „die Lateiner“, wie er mit einer unangenehmen Betonung zu sagen liebte, einen wunderlichen Haß geworfen hatte; auch pflegte er sich unter Beihülfe gleichgesinnter Freunde auf

dem Exercirplaze von Zeit zu Zeit mit den „Lateinern“ nach Leibeskräften durchzuprügeln, ohne daß jedoch durch diese Schlachten ein Ende des Krieges erzielt wäre.

Nun bedurfte ich jener Vermittlung nicht; denn schon waren wir vor dem Hause und schritten über die gelben Blätter der Linde, die der Novemberwind herabgefegt hatte, auf die niedrige Hausthür zu. Bei dem Klingeln der Schelle kam uns Frau Beauregard aus der Küche entgegen, und nachdem sie sich sorgsam ihre Hände an der weißen Schürze abgetrocknet, wurden wir in das kleine Wohnstübchen genöthigt.

Es war schwer, in dieser blonden untersezten Frau die Mutter der zarten dunkeln Mädchengestalt zu erkennen, die jetzt bei unserm Eintritt von der Näharbeit aufsprang und sich dann mit einem Ausdruck zwischen Neugier und Verlegenheit an die Schatulle lehnte. Während Fritz unser Anliegen vorbrachte, überflog ein helles Roth ihr Gesichtchen, und ich sah, wie ihre Augen leuchteten und größer wurden; als aber die Mutter schwieg und nachdenklich den Kopf schüttelte, stahl sie sich leise hinter ihrem Rücken fort und verschwand durch eine anscheinend in die Schlafkammer führende Thür. — Ich warf einen Blick nach dem Tische, vor dem sie bei unserm Eintritte gegessen hatte. Zwischen Bän- dern und anderm Mädchentram standen ein Paar schmale Lastingschühchen, fertig bis auf die Einfassung, womit, wie es schien, das Mädchen sich soeben noch beschäftigt hatte. Die Dinger waren beunruhigend klein, und meine Knabenphantasie ließ nicht nach, sich die Füßchen vorzustellen, die muthmaßlich da hinein gehörten; mir war, als sah ich sie schon im Tanze um die meinen herumwechseln, ich hätte sie bitten mögen, nur einen Augenblick Stand zu halten; aber sie waren da und waren wieder fort, und neckten mich unaufhörlich.

Während dieser visionären Träumerei hatte die Frau

Beauregard mit meinem Freunde, dem ich, wie billig, das Wort überlassen mußte, Gründe und Gegengründe auszutauschen begonnen, bis sich die Sache, nachdem auch der Name der Bürgermeisterin in die Wagschale gelegt war, mehr und mehr zu unsern Gunsten neigte.

„Und da stehen ja schon die Tanzschuhe!“ sagte Fritz. „Ist Herr Beauregard denn auch ein Schuhmacher?“

Die Frau schüttelte den Kopf. „Sie wissen ja wohl, Fritz, daß er, leider Gottes, ein Tausendkünstler ist! Er mußte Ihnen doch auch Ihre Taschenuhr im Frühjahr repariren! — Die Schühchen hat er dem Kinde auf Weihnachten schon im Voraus gemacht.“

„Nun, Margreth, und meine Mutter hat einen ganzen Koffer voll schöner alter Kleider; da könnt Ihr neue daraus schneiden für die Lore; es reicht jedes wenigstens ein viertel Duzend Mal für sie.“

Die Alte lächelte; aber sie wurde wieder ernst. „Ich weiß nicht,“ sagte sie, „es sollte nicht sein; aber wenn die Frau Bürgermeisterin es meint!“

Das Mädchen war indessen wieder eingetreten und hatte sich neben die Mutter gestellt. Es entging mir nicht, daß sie ein weißes Krägelchen umgethan hatte; auch meinte ich die Ohrringe mit den rothen Korallenknöpfchen vorhin nicht an ihr gesehen zu haben.

„Was meinst du, Lore?“ sagte Fritz, während die Mutter noch immer nachdenklich und unschlüssig drein sah, „hast du Lust mit uns zu tanzen!“

Sie antwortete nicht; aber sie faßte die Mutter mit beiden Händen um den Hals und flüsterte ihr zu, während ihr Antlitz mit immer tieferm Roth überzogen wurde.

„Fritz,“ sagte die Alte, indem sie sich sanft des ungestümen Mädchens erwehrte, „ich wollte, Sie hätten mir die Geschichte erst allein erzählt; es wäre dann nichts daraus geworden. So habt ihr mir nun einmal das Mädel auf

den Hals gehezt; ich weiß es schon, sie läßt mir keine Ruh!" — —

Wir hatten also gesiegt. „Mittwoch Abend um sieben Uhr!" rief Fritz noch im Fortgehen; dann traten wir, von Mutter und Tochter zur Thür begleitet, aus dem Hause. — Als wir uns nach einer Weile umblickten, stand nur noch unsere junge Freundin da; sie nickte uns ein paar Mal zu und lief dann rasch ins Haus zurück.

In der Tanzstunde.

Am Tage darauf war, wie mir Fritz vertraute, die Frau Beaugard bei seiner Mutter gewesen, hatte mit ihr eine geraume Zeit in der Kleiderkammer gekramt und dann mit einem wohlgefüllten Päckchen das Haus verlassen.

Am Mittwoch Abend war die Tanzstunde. Ich hatte mir die lackirten Schuhe mit Stahlschnallen und die neue Jacke erst im letzten Augenblick von Schuster und Schneider herausgepocht und fand schon Alles versammelt, als ich in den Saal trat. Meine Kameraden standen am Fenster um den alten Tanzmeister, der mit den Fingern auf seiner Geige kimperte und dabei die Wünsche seiner jungen Scholaren entgegennahm. Unsere Tänzerinnen gingen in Gruppen, die Arme in einander verschränkt, im Saale auf und ab.

Lenore war nicht unter ihnen; sie stand allein unweit der Thür und blickte finster zu den lebhaft plaudernden Mädchen hinüber, die sich so frei und unbehindert in dem fremden vornehmen Hause zu fühlen schienen und sich so gar nicht um sie kümmerten.

Nichts ist selbstfüchtiger und erbarmungsloser als die Jugend. Aber gleich nach mir war die Bürgermeisterin eingetreten. Nachdem sie die junge Gesellschaft begrüßt und, wie Fritz sich ausdrückte, einen ihrer Generalsblicke im Saale umhergeworfen hatte, schritt sie auf Lore zu und

nahm sie bei der Hand. „Damit die Pärchen zu einander passen!“ sagte sie zu dem Tanzmeister. „Rangiren Sie einmal die Cavaliere!“ — Dann, während dieser ihrem Auftrage Folge leistete, wandte sie sich zu den Mädchen und begann mit ihnen dieselbe Procedur. Die blonde Postmeistertochter war die Längste, fast um einen Kopf höher als alle übrigen. Sie wurde uns gegenüber an der Wand aufgestellt; dann aber war die Sache zweifelhaft. „Ich weiß nicht, Charlott“, sagte die Bürgermeisterin, „du oder Lore! Ihr scheint mir ziemlich egal zu sein!“

Die Angeredete, die Tochter des Kammerherrn und Amtmanns, retirirte einen Schritt. „Mamsell Lore wird wohl die Größere sein“, sagte sie leichthin.

„Ei was, kleine Gnädige“, rief die Mutter meines Freundes, „komm nur heraus aus deiner Ecke und miß dich einmal mit der Mamsell Lore!“

Und die kleine Dame mußte hervor und sich dos à dos mit der Schneidertochter messen; aber — ich hatte ein scharfes Auge darauf — sie wußte es dennoch so zu machen, daß sie den dunkeln Kopf der Handwerkerin mit dem ihrigen kaum berührte.

Das junge Fräulein war in lichte Farben gekleidet; Lenore trug ein schwarz und roth gestreiftes Wollenkleid, um den Hals einen weißen Florshawl. Die Kleidung war fast zu dunkel; sie sah fremdartig aus; aber es stand ihr gut.

Die Bürgermeisterin musterte die beiden Mädchen. „Charlott“, sagte sie, „du bist sonst immer die Meisterin gewesen; nimm dich in Acht, daß die dir nicht den Rang abläuft; sie sieht mir grade darnach aus.“

Mir war, als sah ich bei diesen Worten die schwarzen Augen des Mädchens blißen.

Nach einer Weile wurden die Paare formirt. Ich war der zweite in der Reihe der Knaben, und Lore wurde meine Dame. Sie lächelte, als sie ihre Hand in meine legte.

„Wir wollen sie um und um tanzen!“ sagte ich. — Und wir hielten Wort. Es sollte zunächst eine Mazurka eingeübt werden, und schon zu Ende dieser ersten Lehrstunde, da eine Tour nicht gehen wollte, klopfte unser alter Maëstro mit dem Bogen auf den Geigendeckel: „Kleine Beauregard! Herr Philipp! Machen Sie einmal vor!“ und während er die Melodie zugleich geigte und sang, tanzten wir. — Es war keine Kunst, mit ihr zu tanzen, ich glaube, es hätte Niemandem mißglücken können; aber der alte Herr rief ein begeistertes „Bravo!“ nach dem andern, und die wackere Frau Bürgermeisterin lehnte sich vor Behagen lächelnd weit zurück in ihren Sopha, wo sie seit Beginn des Unterrichts als aufmerksame Zuschauerin Platz genommen hatte.

Fräulein Charlotte war meinem Freunde Frik als Partnerin zugefallen, und ihr lebhaftes Wesen schien, wie ich gern bemerkte, ihn bald seine anfängliche Begeisterung für die Schneidertochter vergessen zu machen. Da ich die Letztere aber jetzt gewissermaßen als mein Eigenthum betrachtete, so war ich eifersüchtig auf die Schönheit und Eleganz meiner Dame; und ein verweilender Blick ihrer tadellos gekleideten Nebenbuhlerin, dem meine Augen gefolgt waren, hatte mich belehrt, daß die Beschützerin des schönen Mädchens dennoch Eines nicht genügend bedacht hatte. Die Handschuhe waren zu groß für diese schmalen Hände: sie waren offenbar auch schon gewaschen.

Am andern Morgen, sobald ich aus der Klasse kam, ließ es mir keine Ruhe mehr. Ich machte mich über den Schrank, worin meine blecherne Sparbüchse aufbewahrt wurde, und grub und schüttelte so lange, bis ich aus dem Spalt einen harten Thaler neben der rothen Tuchzunge hervorgearbeitet hatte. Dann rannte ich in einen Kaufladen. „Ich wollte kleine weiße Handschuhe!“ sagte ich nicht ohne Beklommenheit.

Der Ladendiener warf einen sachverständigen Blick auf meine Hand. „Nummer sechs!“ meinte er, während er die

Handschuh-Schachtel auf den Tisch stellte. „Geben Sie mir Nummer Fünf!“ bemerkte ich kleinlaut.

„Nummer Fünf? — Wird wohl nicht passen!“ Und er machte Anstalt, die Handschuhe über meine Hand zu spannen.

Es stieg mir siedendheiß ins Gesicht. „Sie sollen nicht für mich!“ sagte ich und bedauerte mehr als jemals den Mangel einer Schwester, auf die ich den Handel hätte bringen können. Aber ich war entzückt von den kleinen Handschuhen mit den weißen seidnen Bändchen, die nun vor mir ausgebreitet lagen. Ich kaufte zwei Paar, und bald nachdem ich den Laden verlassen, hatte ich einen Jungen von der Straße aufgefischt. „Bring das an die Lore Beauregard,“ sagte ich, „einen Gruß von der Frau Bürgermeisterin, hier wären die Handschuhe für die Tanzstunde! Und dann bring mir Bescheid; ich warte hier an der Ecke auf dich.“

Nach zehn Minuten war der Junge wieder da.

„Nun?“

„Ich hab sie der Alten gegeben.“

„Was sagte die Alte?“

„Es wäre zu viel; die Frau Bürgermeisterin hätte diesen Morgen ja schon ein Paar geschickt.“

„Gut!“ dachte ich; „so merkt sie nichts.“

In der nächsten Tanzstunde trug Lore die neuen Handschuhe; ich weiß nicht, ob die meinen oder die von der Bürgermeisterin; aber sie lagen wie angegossen um das schlanke Handgelenk; und nun sah keine vornehmer aus als Lore in ihrem dunkeln Kleide.

* *

*

Die Lehrstunden gingen nun ihren ebenen Lauf. Nachdem die Mazurka eingeübt war, kam ein Contretanz an die Reihe, in welchem Fritz und Lore zusammen tanzten. — Ein Verhältniß dieser zu den andern Mädchen wollte sich

indessen nicht herausstellen; nur mit der langen Jenni, welche die Älteste und, wie ich glaube, die Klügste von ihnen war, sah ich sie ein paar Mal im Gespräch zusammensitzen; auch auf dem Heimwege, der Beiden bis auf eine kleine Strecke gemeinschaftlich war, legte Jenni wohl einmal ihren Arm auf den der Schneidertochter. Sonst stand diese zwischen dem Tanzen meist allein, wenn nicht der alte Lehrer mit seiner Geige einmal zu ihr trat und ihr einen oder andern Balletsprung aus den Zeiten seiner Jugend vormachte, um seinen Liebling in die äußersten Feinheiten der Kunst einzuweihen. Oft habe ich verstohlen zu ihr hinübergeblickt, wie sie scheinbar theilnahmslos dem alten Manne zuhörte, nur mitunter die schwarzen Augen zu ihm aufschlagend oder still und wie nur andeutungsweise eine seiner künstlichen Figuren nachmachend. Aber wenn wir angetreten waren und der Maestro seine Geige zu streichen begann, wurde es anders. Zwar schien sie an nichts weniger zu denken als an die Tritte und Wendungen des Tanzes, es war fast, als blickten ihre Augen in entlegene Fernen; aber, während ihre Gedanken weit entrückt schienen, lächelte ihr Mund, und ihre kleinen Füße streiften lautlos und spielend über den Boden. — „Lenore, wo bist du?“ fragte ich dann wohl, während ich ihr in der Tour die Hand reichte. — „Ich?“ rief sie und strich wie aus Träumen auffahrend ihr schwarzes Haar zurück, während die Wendung des Tanzes sie mir schon wieder entführt hatte. — Noch jetzt, wenn ich die spanische Tanzweise in Silchers ausländischen Volksmelodien höre, kann ich immer nur an sie denken.

Einigermassen hinderlich — ich will es nicht leugnen — war es mir, daß seit den Tanzstunden der französische Schneider mich mit einer auffälligen Gunst beehrte. Wo er mir nur begegnete, auf Straßen oder Spazierwegen, suchte er mich zu stellen und ein möglichst lautes und langes Gespräch mit mir anzuknüpfen. Schon das erste

Mal erzählte er mir, daß sein Großvater unter Louis seize Ofenheizer in den Tuilerien gewesen war.

„Ja, Monsieur Philipp,“ sagte er mit einem Seufzer und präsentirte mir seine porzellanene Schnupftabacksdose, „so kann eine Familie herunterkommen! — — Aber meine Lore — Sie verstehen mich, Monsieur Philipp!“ — Er zog ein bunt gewürfeltes Schnupftuch aus der Tasche und trocknete sich die kleinen schwarzen Augen. „Was wollen Sie! Ich bin ein armer Kerl, aber das Kind — — sie ist mein Bijou, der Abgott meines Herzens!“ Und dabei blinzelte er und warf mir einen so väterlichen Blick zu, als gedenke er auch mich in die heruntergekommene Familie aufzunehmen.

Mittlerweile kam die letzte Tanzstunde heran, die zu einem kleinen Ball erweitert werden sollte. Die Eltern waren eingeladen, um uns tanzen zu sehen; von den meinen hatte indessen nur meine Mutter zugesagt, mein Vater wurde durch seinen Beruf als Arzt und Bezirksphysikus von jeder Geselligkeit fern gehalten. Da meine Ungeduld, sobald der Abend anbrach, mir keine Ruhe ließ, so trat ich schon vor der angelegten Stunde in den Saal, in welchem heute auf den Wandleuchtern und in den Glaskronen alle Kerzen brannten. Als ich mich umblickte, bemerkte ich Lore ganz allein mit dem Rücken gegen mich an einem Fenster stehend. Bei dem Geräusch der zufallenden Thür schrak sie sichtlich zusammen, während sie mit Hast bemüht schien, einen goldenen Schmuck von ihrer Hand zu streifen. Als ich zu ihr getreten, sah ich, daß es ein Armband war, dessen Schloß sie vergeblich zu öffnen sich bemühte.

„So laß doch sitzen, Lore!“ sagte ich.

„Es gehört nicht mein!“ antwortete sie verlegen, „Jenni hat es hier vergessen.“

Die feine Blumenrosette von mattem venetianischem Golde lag so schimmernd auf dem braunen schlanken Handgelenk.

„Es sollte bleiben, wo es ist,“ sagte ich leise.

Lore schüttelte traurig den Kopf; und ihre Finger begannen aufs Neue, an dem Schloß zu nesteln.

„Komm,“ sagte ich, „es geht ja nicht; ich will dir helfen!“ — Ich fühlte die leichte Last ihrer schmalen Hand in der meinen; ich zögerte, meine Augen waren wie verzaubert.

„O, bitte, geschwind!“ bat sie. Mit niedergeschlagenen Augen, wie mit Blut übergossen stand das Mädchen vor mir.

Endlich sprang das Schloß auf, und Lore legte den goldenen Schmuck schweigend zwischen die Blumentöpfe auf die Fensterbank.

Gleich darauf füllte sich der Saal. Auch Frau Beau regard hatte es sich nicht nehmen lassen, wenigstens als Aufwärterin an dem Ehrenfeste ihres Kindes Theil zu nehmen. In einer frisch gestärkten Haube, bald mit Kuchenkörben, bald mit einem großen Präsentirteller beladen, ging sie zwischen den Gästen ab und zu. — Endlich begannen die Musikanten aufzustreichen, deren heute vier an einem Tische saßen. Der alte Tanzmeister klopfte auf den Geigendeckel, und Lore reichte mir die Hand zur Mazurka. — Und, o, wie tanzten wir! Wie sicher lag sie in meinem Arm, mit welcher Verachtung stampften die kleinen Füße den Boden! Auch mich riß es hin, als wenn ich von den Rhythmen der Musik getragen würde. Es war wie eine schmerzliche Leidenschaft; denn wir tanzten heute, vielleicht auf immer, zum letzten Mal zusammen.

Erst jetzt hatte ich bemerkt, daß Lore ein Kleid von leichtem hell geblühten Wollenstoff trug. Es war wie das vorige augenscheinlich aus der Garderobe ihrer Gönnerin hervorgegangen; denn auf der breiten Brust und bei den etwas kupferigen Wangen der Frau Bürgermeisterin hatten diese farbigen Rosenbouquets im letzten Winter eine Art von komischer Berühmtheit erlangt; nun aber kam das zarte

Muster zu seiner Geltung; dem frischen braunen Mädchenantlitz stand es wunderhübsch.

Die Mazurka war getanzt; Lore ließ wieder ihr dunkles Köpfcgen und die schlanken Arme sinken, und ich führte sie an ihren Platz. — Fritz und Charlotte, die ebenfalls abgetreten waren, saßen dicht daneben. In demselben Augenblick kam auch Frau Beauregard mit Thee und Kuchen; sie sprach nicht zu ihrer Tochter, sie warf nur einen lächelnden stolzen Blick auf sie, als sie nach der vornehmen Dame auch ihr präsentiren durfte. Die kleine Gnädige hatte schon eine Weile Beide mit der ihr eigenthümlichen Vässigkeit gemustert. „Ihre Tochter ist ja heute sehr schön, Frau Beauregard!“ sagte sie, während sie den Zucker in die Tasse fallen ließ.

Die geschmeichelte Frau neigte sich verbindlich. „Gnädiges Fräulein, Frau Bürgermeisterin haben auch ausgeholfen.“

„Ach! — darum auch! — die Rosenbouquets!“ — Und sie ließ einen langen Blick über Lenore hingleiten. Diese wollte ihn erwidern, aber ihre Augen verdunkelten sich; ich sah, wie ein Paar Thränen ihr über die Wangen herabfielen.

Charlotte schien dies nicht zu bemerken; ihre Aufmerksamkeit hatte sich nach der offen stehenden Thür gerichtet, wo ich zu meinem Schrecken unter den Köpfen der zuschauenden Dienstboten das gelbe Gesicht des französischen Schneiders auftauchen sah. Er schien ganz à son aise, drehte die Porzellandose in der Hand und blickte mit seinen schwarzen Augen freudestrahlend in den Saal hinein.

„Ist das Ihr Vater, Mamsell Lore?“ fragte Charlotte, indem sie mit dem Finger nach der Thür wies.

Lenore blickte hin und fuhr zusammen. „Mutter!“ rief sie und sagte wie unwillkürlich den Arm der noch vor uns beschäftigten Frau.

Frau Beauregard, als nun auch sie ihren lebhaft gefticulirenden Eheherrn bemerkte, schien von deffen Anweſenheit keineswegs erbaut; aber ſie nahm ſich zuſammen. „Er kommt aus der Herberge,“ ſagte ſie, „er will dich einmal tanzen ſehen.“

Während Lore, der ich unwillkürlich folgte, ſich der Thür genähert hatte, war ſchon der Bürgermeiſter zu ihrem Vater getreten und lud ihn ein, ſich ein Glas Punsch im Saal gefallen zu laſſen. Aber der Schneider war nicht zu bewegen. „Submiſſeſter Serviteur, Herr Bürgermeiſter!“ ſagte er, indem er mit einem Raſenbuckel noch einen Schritt weiter retirirte. „Wenn ich mein Großvater vom Hofe Ludwigs XVI. wäre! — So aber kenne ich meine Stellung.“

Als der Bürgermeiſter weggegangen, brachte Friß ihm ein Glas an die Thür. „Wohl bekomm's, Meiſter!“ ſagte er gutmüthig. „Jetzt werde ich mit der Lore tanzen! die verſteht's.“

Aber in demſelben Augenblicke war auch der Schwarm der andern Knaben mit vollen Gläſern in der Hand herangekommen. Sie ſtießen mit ihm an, machten ihm ſeinen Raſenbuckel nach, den er ihnen jedesmal beim Anflingen zum Beſten gab, und ergingen ſich in allerlei poſſenhaften Complimenten.

Lore ſtand, ohne ſich zu rühren, und ließ kein Auge von ihrem Vater; aber ich hörte, wie ihre kleinen Zähne auf einander knirſchten.

Als die Muſikanten wieder zu ſtimmen begannen, ließen die übrigen Knaben in den Saal zurück. Ich ſtand noch mit Lore an der Thür.

„Ach, Monsieur Philipp,“ rief der Schneider, während er mir die Hand reichte, „lauter liebe, charmante junge Herrn! Aber im Vertrauen — Sie und die Lore, Sie und die Lore, Monsieur Philipp!“ Die kleinen ſchwarzen Augen richteten ſich dabei mit bewundernder Bärtlichkeit auf das

Antlig seines Kindes; wie aus unwiderstehlichem Antriebe streckte er seinen langen Arm in den Saal hinein und zog sie an seine Brust. „Mein Kind, mon bijou!“ flüsterte er. Und das Mädchen küßte ihn und warf ihre Arme mit leidenschaftlicher, schmerzlicher Zärtlichkeit um seinen Hals, während ihr feines Köpfchen an seiner Schulter ruhte. Dann aber machte sie sich los und faßte seine Hände und sprach leise und eindringlich zu ihm. Ich verstand ihre Worte nicht; aber ich sah ihre Augen bittend auf die seinen gerichtet, und ihre kleine Hand, die mitunter, als wolle sie ihm ein Leid vergüten, zitternd über seine hageren Wangen hinstrich. Zuerst schüttelte er lächelnd und wie ungläubig den Kopf; allmählich aber verschwand aus seinen Augen die freudestrahlende Sicherheit, womit er bisher seinen Platz behauptet hatte. „Ich weiß, ich weiß,“ murmelte er, „du liebst deinen armen alten Vater!“ Und als nun die Musik zum Contretanz begann, drückte er seiner Tochter die Hand und ging stumm, und ohne auch nur einen Blick noch in den Saal hinein zu werfen, den langen Hausflur hinab.

In diesem Augenblick kam Fritz und holte seine Dame. — Sie tanzte mit der gewohnten Sicherheit; nur war es nicht die sonstige sorglose Träumerei, als vielmehr eine graziöse Feierlichkeit, womit sie die Touren dieses Tanzes ausführte. Mitunter in den Pausen blickte sie wie versteinert vor sich hin, während sie mit beiden Händen ihr glänzend schwarzes Haar an den Schläfen zurückstrich. Die Scherze ihres Tänzers schienen ungehört ihrem Ohr vorbeizugehn.

Mit dem Contretanz waren unsere einstudirten Tänze zu Ende; aber nicht unsere Tanzlust. Wir hatten noch Walzer, Schottisch und Galoppaden auf unserm Zettel; sogar einen Cotillon, wozu ich in Gedanken an Lore einen ausgefuchten Beitrag an Schleifen und frischen Blumensträußen geliefert hatte.

Aber Lore war nicht mehr im Saal. Die andern Mädchen standen bei ihren Müttern und ließen sich von ihnen die verschobenen Schärpen und Haarbänder zurecht zupfen. Frau Beauregard kam eben mit neuen Erfrischungen zur Thür herein; sie hatte ihre Tochter nicht gesehen. Nun suchte ich Fritz. Er stand in der Ecke am Musikantentisch und füllte die leeren Gläser wieder. „Wo ist Lore?“ fragte ich.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte er verdrießlich; „sie war verdammt einsilbig, mir hat sie's nicht verrathen.“

Ich zog ihn mit auf den Flur hinaus. Als wir an die Kammer kamen, worin die Gesellschaft ihre Mäntel abgelegt hatte, trat sie uns entgegen; sie hatte ihr Mäntelchen umgethan und ihr schwarzes Seidenkappchen auf dem Kopfe. „Lore!“ rief ich und suchte ihre Hand zu fassen; aber sie entzog sie mir und ging an uns vorbei.

„Laß!“ sagte sie kurz, „ich will nach Haus!“

Einen Augenblick später hatte sie die schwere, nach der Straße führende Thür aufgerissen und sprang draußen an dem Eisengeländer die Steintreppe hinab; und als auch Fritz neben mir draußen auf den Fliesen stand, war sie schon weit drunten in der Straße, daß wir in der Dunkelheit ihre leichte flüchtige Gestalt nur kaum noch zu erkennen vermochten.

„Laß sie!“ sagte Fritz, „oder hast du Lust auf die Wilde-Gans-Jagd?“

Ich hatte zwar die Lust; ich wußte aber nicht recht, wie ich es mit Fug beginnen sollte. — So kehrten wir denn in den Saal zurück. Frau Beauregard ging nach ihrer Wohnung; aber sie kehrte unverrichteter Sache wieder. Der Lore sei unwohl geworden, sagte sie; sie liege schon im Bett, der Vater sitze bei ihr.

Mir war nun der Rest des Abends verdorben; und als der Cotillon beginnen sollte, den ich mit Lore zu tanzen gedachte, schlich ich mich still und trübselig nach Hause.

Auf dem Mühlenteich.

Neujahr war vorüber. Schon längst hatte ich mit der glatten Stahlsohle meiner holländischen Schlittschuhe geliebt-äugelt, nicht ohne eine kleine Verachtung gegen meine Kameraden, welche sich noch der hergebrachten scharffantigen Eisen zu bedienen pflegten. Aber erst jetzt war ein dauernder Frost eingetreten.

Es war an einem Sonntagnachmittag; über dem Mühlenteich, einem mittelgroßen Landsee unweit der Stadt, lag ein glänzender Eispiegel. Die halbe Einwohnerschaft versammelte sich draußen in der frischen Winterluft; von Alt und Jung, auf zweien und auf einem Schlittschuh, sogar auf einem untergebundenen Kalbsknöchlein, wurde die edle Kunst des Eislaufs geübt. — In der Nähe des Ufers waren Zelte aufgeschlagen, daneben auf dem Lande über flackerndem Feuer dampften die Kessel, mit deren Hülfe allerlei wärmendes Getränk verabreicht wurde. Hier und da sah man einen Schiebschlitten, in dem eine eingehüllte Mädchengestalt saß, aus dem Gewühl auf die freie Fläche hinauschießen; aber alle hielten sich am Rande des Sees; die Mitte mochte noch nicht geheuer scheinen.

Ich schnallte meine Stahlschuhe unter und machte einen einsamen Lauf an dem Ufer entlang. — Als ich zurückkehrte, fand ich fast die ganze Gesellschaft unserer Tanzstunde bei den Zelten versammelt; prüfend mit vorgestreckten Händen schritten die kleinen Damen in ihren neuen Weihnachtsmänteln über die dort bereits ziemlich zerfahrene Eisdecke. Fritz, der schon Abends zuvor seinen gelben Schlitten mit dem geschnitzten Hirschkopfe in der Mühle eingestellt hatte, war eben von einer Fahrt mit Fräulein Charlotte zurückgekehrt; und schon hatte eine andere unserer Tänzerinnen den Platz unter der prächtigen Tigerdecke eingenommen. Der Cavalier zögerte indessen noch und schien sich nach einem

Gehülfen für den anstrengenden Damendienst umzusehen; aber ich schwenkte zeitig ab; denn weiterhin unter einer Gesellschaft von Frauen und Mädchen aus dem Handwerkerstande hatte ich Lenore Beauregard bemerkt, mit der ich seit jenem letzten Tanzabende nicht wieder zusammengetroffen war. Die jungen Dirnen ließen sich, eine nach der andern, von einem Lehrburschen unseres Hausstischlers in einem leichten Schiebschlitten fahren, den ich sofort als den meines frühern Spielgenossen Christoph erkannte. Auch seine Schwester bemerkte ich; er selbst war nicht dabei. Der Glanz des Eisspiegels mochte ihn weiter auf den See hinausgelockt haben; denn er war einer der besten Schlittschuhläufer unter den Knaben der Stadt.

Ich schwärmte eine Zeit lang umher, unschlüssig, wie ich am manierlichsten Lenoren meine Dienste anbieten möchte; aber jedesmal, wenn ich mich näherte, wich sie sichtlich aus und verbarg sich zwischen den Andern. Eben kam der Bursche wieder von einer Fahrt zurück. „Lore ist an der Reihe!“ hieß es; aber Lore wollte nicht. „Barthel muß erst einmal trinken,“ sagte sie und drückte dem Jungen etwas in die Hand.

Ich hörte dies kaum, so hatte ich auch schon meinen Plan gefaßt. Als ginge mich Alles nichts mehr an, lief ich so rasch wie möglich nach den Zelten zu. Dicht davor wurde ich von Frikens Mutter angerufen. „Philipp,“ sagte sie neckend und mit dem Daumen nach der Seite weisend, von wo ich hergekommen, „wenn du die Lore wieder fangen willst — da ist sie!“

„Freilich will ich sie fangen!“ rief ich und segelte vorbei.

„Ja, ja; aber sie will nichts mehr wissen von euch jungen Herren!“

Ich hörte nur noch aus der Ferne. Schon stand ich vor dem großen Weinzelte; und als auch Barthel sich bald darauf einfand, hatte ich mit dem Opfer meiner ganzen

Baarschaft ein Glas Punsch und ein mit Wurst belegtes Butterbrot für ihn in Bereitschaft. „Laß dir's schmecken,“ sagte ich, indem ich Beides vor ihn hinschob, „die Mädchen machen dir das Leben gar zu sauer.“

Der Junge aß und trank mit solchem Appetit, daß ich meinen Bestechungsversuch fortzusetzen wagte. „Wie wär es, Barthel, wenn ich dich einmal ablöste?“

Er wischte sich mit der Hand den Schweiß von der Stirn und kaute ruhig weiter; nur mitunter, während ich ihm meine Verhaltensregeln aus einander setzte, nickte er zum Zeichen, daß er mich verstanden habe. Als seine Mahlzeit beendigt war, kehrte er zu seiner Gesellschaft zurück; und bald darauf sah ich Lore, ihr schwarzseidenes Pelzkäppchen auf dem Kopf, die Hände in ihren kleinen Muff gesteckt, im Schlitten sitzen, und Barthel steuerte langsam und schwerfällig am Rande des Sees dahin. — Als sie aus dem Menschengewühl heraus waren, fuhr ich unhörbar auf meinen ebenen Schlittschuhen hinterher. Noch ein paar Augenblicke; dann legte meine Hand sich auf den Schlitten, und der Bursche blieb zurück. Ich hätte aufjauchzen mögen; aber ich biß die Zähne zusammen; und fort wie auf Flügeln schoß das leichte Gefährt über die glänzende Eisfläche.

„Barthel, du fliegst ja!“ sagte Lore.

Ich hielt ein wenig inne; ich fürchtete, mich verrathen zu haben, und suchte, so gut es gehen wollte, das Scharren von Barthels rostigen Schlittschuhen nachzuahmen. Aber meine Besorgniß war unnöthig. Lore steckte ihre Hände tiefer in den Muff und lehnte sich behaglich zurück, so daß das Pelzkäppchen fast auf meinem Arm ruhte. „Nur immer zu, Barthel!“ sagte sie. Und Barthel ließ sich das nicht zweimal sagen.

Schon hatten wir den Bereich der gewöhnlichen Schlittschuhläufer hinter uns gelassen; kein Lüftchen regte sich, das weiß bereifte Schilf, das sich weithin dem Ufer entlang

zieht, glitzerte blendend in den schräg fallenden Sonnenstrahlen. Immer weiter ging es; wenn ich niederblickte, konnte ich die schlangenartigen Triebe des Alkrautes unter der durchsichtigen Glasdecke erkennen.

Aber die Mitte des Sees lockte mich; unmerklich wandte ich den Schlitten, und immer größer wurde der Raum, der uns vom Ufer trennte. Schon konnte ich beim Zurückblicken nur noch kaum das Blinken des Schilfs unterscheiden; geheimnißvoll dehnte sich die dunkle Spiegelfläche bis zum andern weit entfernten Ufer, kaum erkennbar, ob eine feste tragende Eisdecke oder nur ein regungsloses trügliches Gewässer. Endlich war die Mitte erreicht. Jede Spur eines menschlichen Fußes hatte aufgehört; wie verloren schwebte der Schlitten über der schwarzen Tiefe. Keine Pflanze streckte ihr Blatt hinauf an die dünne krystallene Decke; denn der See soll hier ins Bodenlose gehen. Nur mitunter war es mir, als husche es dunkel unter uns dahin. — — War das vielleicht der Sargfisch, der in den untersten Gründen dieses Wassers haufen soll, der nur heraufsteigt, wenn der See sein Opfer haben will? — „Wenn es wäre,“ dachte ich, „wenn es bräche!“ Und meine Augen suchten die dunkeln Hüllen zu durchdringen, in denen ich die liebliche Gestalt verborgen mußte. — —

Wieder hatte ich den Schlitten gewandt und fuhr jetzt grade aus, mich immer in der Mitte haltend. Vor uns, dort wo der See seine Ufer zu einem schmalen Strom zusammen drängt, war in der Ferne schon die Brücke zu erkennen; wie ein Schatten stand sie in der grauen Luft.

„Nach zurück, Barthel! Es wird kalt!“ sagte Lore.

Ich achtete nicht darauf. „Mag sie sich umblicken!“ dachte ich und schob nur um so rascher vorwärts. Ich wartete jetzt fast mit Ungeduld darauf. Aber sie schien ihre Mahnung schon vergessen zu haben; denn sie senkte schweigend den Kopf und wickelte sich fester in ihren Mantel. —

Und weiter flog der Schlitten. Mitunter war mir, als spürte ich unter uns eine leise Wellenbewegung, als hebe und senke sich die dünne Krystalldecke unter der über sie hinfliegenden Last; aber ich hatte keine Furcht, ich wußte, was man dem jungfräulichen Eise bieten darf.

Der kurze Winternachmittag war indessen fast zu Ende gegangen; schon lag der Sonnenball glühend am Rande des Horizonts. Es wurde kalt, das Eis tönte. Und jetzt, in stetem Wachsen, lief ein donnerndes Krachen von einem Ufer zum andern über den ungeheuern, immer dunkler werdenden Eispiegel.

Lore warf sich zurück und stieß einen lauten Schrei aus.

„Erschrick nicht!“ sagte ich leise, „es hat nicht Noth, es kommt nur von der Abendluft.“

Sie wandte sich um und starrte mich wie verwirrt an.

„Du!“ rief sie, „was willst du hier?“

„So mach doch nicht so böse Augen!“ sagte ich und suchte ihre Hand zu fassen.

Sie entriß sie mir. „Wo ist Barthel?“

„Er ist zurückgeblieben; ich habe dich über den See gefahren.“

Sie richtete sich auf. „Laß mich hinaus!“ rief sie, indem ihr die Thränen aus den Augen sprangen.

Ich hörte nicht auf sie; ich wandte nur den Schlitten nach der Stadt zurück. „Lore,“ sagte ich, „was habe ich dir gethan?“

Aber sie stieß mich mit der kleinen geballten Faust vor die Brust. „Geh doch zu deinen feinen Damen! Ich will nichts mit euch zu thun haben, mit dir nicht, mit keinem von euch!“

Es war wie Wuth, was mich überfiel. Ich faßte sie mit beiden Armen und drückte sie hart auf den Sitz nieder.

„Du bist ruhig, Lore,“ sagte ich, und die Stimme bebte mir, „oder ich wende noch einmal den Schlitten, und ich

fahre dich in die Nacht hinaus, unter der Brücke durch, so weit der Strom ins Land hinaus reicht; mir gleich, ob es hält oder bricht!"

Sie hatte während dessen, fast als beachte sie meine Worte nicht, seitwärts über den See geblickt; aber sie blieb sitzen und ließ sich ruhig von mir fahren. Nur fiel es mir auf, daß sie bald darauf wiederholt und wie verstohlen nach derselben Seite blickte. Als auch ich den Kopf dahin wandte, sah ich einen Schlittschuhläufer in nicht gar weiter Ferne auf uns zu streben. Er mußte bemerkt haben, was soeben vorgefallen; denn er strengte sich augenscheinlich an, uns zu erreichen.

Und schon hatte ich ihn erkannt; es war Christoph, mein alter Spielfamerad, der große Feind der Lateiner. Ich wußte auch wohl, was jetzt bevorstand; es galt nur noch, wer von uns der Schnellste sei.

„Nur zu!“ sagte Lore, indem sie ihr Pelzkäppchen zurückschob, daß ihr schwarzes Haar sichtbar wurde. „Er kriegt dich doch!“

Ich konnte nicht antworten; schneller als je zuvor trieb ich den Schlitten vorwärts; aber ich keuchte, und meine Kräfte, von der langen Fahrt geschwächt, begannen nachzulassen. Immer näher hörte ich den Verfolger hinter mir; rastlos und schweigend war er uns auf den Fersen; dann plötzlich hörte ich dicht an meiner Seite seine Schlittschuhe scharf im Eise hemmen, und eine schwere Hand fiel neben der meinen auf die Lehne des Schlittens. „Halb Bart, Philipp!“ rief er, indem er mit der andern an meine Brust griff.

Ich riß seine Hand los und stieß den Schlitten fort, daß er weit vor uns hinslog. Aber in demselben Augenblick erhielt ich einen Faustschlag und stürzte rücklings mit dem Hinterkopfe auf das Eis. Nur undeutlich hörte ich noch das Fortschurren des Schlittens; dann verlor ich die Besinnung.

Ich blieb indeß nicht lange in dieser Lage. Wie ich später von ihm hörte, hatte Christoph bald darauf sich nach mir umgesehen und war, da er mich nicht nachkommen sah, auf den Platz unseres Kampfes zurückgekehrt. Nicht ohne große Bestürzung hatten dann Beide, nachdem Lore ausgestiegen, mich in den Schlitten gehoben. — Mir selbst kam nur ein dunkles Gefühl von alle dem; es war wie Traumwachen. Mitunter verstand ich einzelne Worte ihres Gesprächs. „Behalt doch deinen Mantel, Lore!“ hörte ich Christoph sagen. — „O nein; ich brauch ihn nicht; ich laufe ja.“ — Und zugleich fühlte ich, daß etwas Warmes auf mich niederfiel. Der Schlitten bewegte sich langsam vorwärts. Dann kam es wieder wie Dämmerung über mich; immer aber war es mir, als ginge ein leises Weinen neben mir her.

Zum völligen Bewußtsein erwachte ich erst in der Wohnstube und auf dem Sopha des Wassermüllers, der hart am Ufer des Mühlenteichs wohnte. Lore hatte mit ihrer Mutter, die mittlerweile auch herausgekommen war, nach Hause gehen müssen; Christoph aber war zurückgeblieben und hatte sich auf den Rath der Müllersfrau damit beschäftigt, mir nasse Umschläge auf den Kopf zu legen. Als ich die Augen aufschlug, saß er neben mir auf dem Stuhl, eine irdene Schüssel mit Wasser zwischen den Knien. Er wollte eben das Leintuch erneuern; aber er zog jetzt die Hand zurück und fragte schüchtern: „Darf ich dir helfen, Philipp?“

Ich setzte mich aufrecht und suchte meine Gedanken zu sammeln; der Kopf schmerzte mich. „Nein,“ sagte ich dann, „ich brauche deine Hülfe nicht.“

„Soll ich Jemanden für dich aus der Stadt holen?“

„Geh nur; ich werde schon allein nach Haus kommen.“

Christoph stand zögernd auf und setzte die Schüssel auf den Tisch.

Bald darauf knarrte die Stubenthür; er hatte die Klinke

in der Hand; aber er ging nicht fort. Als ich mich umwandte, sah ich die Augen meines alten Kameraden mit dem Ausdruck der ehrlichsten Traurigkeit auf mich gerichtet.

Nur eine Secunde noch war ich unschlüssig. „Christoph,“ sagte ich, indem ich aufstand und ihm die Hand entgegenstreckte, „wenn du Zeit hast, so bleibe noch ein wenig bei mir; du kannst mir deinen Arm geben; wir gehen dann zusammen in die Stadt.“

Wie ein Blitz der Freude fuhr es über sein Gesicht. Er ergriff meine Hand und schüttelte sie. „Es war ein schändlicher Stoß, Philipp!“ sagte er.

Eine halbe Stunde später, da es schon völlig finster war, wanderten wir langsam nach der Stadt zurück.

* * *

Aber die Sache ging nicht so leicht vorüber. Ich konnte am folgenden Morgen das Bett nicht verlassen und mußte meinen Eltern gestehen, daß ich einen schweren Fall auf dem Eise gethan habe.

Am Abend des folgenden Tages, da ich schon fast wieder hergestellt war, setzte meine Mutter ein Federkästchen von polirtem Zuckerkistenholz vor mir auf den Tisch. „Der Christoph Werner hat es gebracht,“ sagte sie; „er habe es selbst für dich gearbeitet.“

Ich nahm das Kästchen in die Hand. Es war zierlich gemacht, sogar auf dem Deckel mit einer kleinen Bildschnitzerei versehen.

„Er hat sich auch nach deinem Befinden erkundigt,“ fuhr meine Mutter fort; „habt ihr denn draußen eure alte Freundschaft wieder neu besiegelt?“

„Besiegelt, Mutter? — Wie man's nehmen will,“ sagte ich lächelnd.

Und nun ließ die gute Frau nicht nach, bis ich, von

manchen Fragen und zärtlichen Vorwürfen unterbrochen, ihr mein ganzes kleines Abenteuer gebeichtet hatte. — Aber es wurde, wie sie gesagt; der Lateiner und der Tischlerlehrling erneuerten ihre Kameradschaft; und zwei Mal wöchentlich zur bestimmten Stunde ging ich von nun an regelmäßig in die Werkstatt des alten Tischlers Werner, um unter der Anleitung des geschickten Mannes wenigstens die Anfangsgründe seines Handwerks zu erlernen.

Im Schloßgarten.

Das ist die Drossel, die da schlägt,
Der Frühling, der mein Herz bewegt,
Ich fühle, die sich hold bezeigen,
Die Geister aus der Erde steigen;
Das Leben fließet wie ein Traum,
Mir ist wie Blume, Blatt und Baum.

Es war Frühling geworden. Die Nachtigall zwar verfündigte ihn nicht; denn, wenn auch mitunter eine sich zu uns verflog, die Nordwestwinde unserer Küste hatten sie bald wieder hinweg geweht; aber die Drossel schlug in den Baumgängen des alten Schloßgartens, der im Schutze der Stadt, in dem Winkel zweier Straßen lag. Dem Haupteingange gegenüber auf einem Rasenplatz hinter den Gärten der großen Marktstraße war seit gestern ein Carrousel aufgeschlagen; denn es war nicht nur Frühling, es war auch Jahrmart, eine ganze Woche lang. Die Leierkastenmänner waren eingezogen und vor Allem die Harfenmädchen; die Schüler mit ihren rothen Mützen streiften Arm in Arm zwischen den aufgeschlagenen Marktbuden umher, um wo möglich einen Blick aus jungen asiatischen Augen zu erhaschen, die zu gewöhnlichen Zeiten bei uns nicht zu finden waren. — Daß während des Jahrmarktes die Gelehrtenschule, wie alle anderen, Ferien machte, verstand sich von selbst. — Ich hatte das vollste Gefühl dieser Feiertage, zumal ich seit Kurzem Primaner war und in Folge dessen

neben meiner rothen Mütze einen schwarzen Schnürenrock nach eigener Erfindung trug. Brauchte ich nun doch auch nicht mehr wie sonst Abends an dem Treppeneingange des erleuchteten Rathskellers stehen zu bleiben, wo sich allzeit das schönste lustigste Gefindel bei Musik und Tanz zusammenfand; ich konnte, wenn ich ja wollte, nun selbst einmal hinabgehen und mich mit einem jener fremdartigen Mädchen im Tanze wiegen, ohne daß irgend Jemand groß danach gefragt hätte. — Aber grade zu solchen Zeiten liebte ich es mitunter, allein ins Feld hinaus zu streifen und in dem sichern Gefühl, daß sie da seien und daß ich sie zu jeder Stunde wieder erreichen könne, alle diese Herrlichkeiten für eine Zeit lang hinter mir zu lassen.

So geschah es auch heute. Unter der Beihülfe meines Vaters, der ein leidlicher Entomologe war, hatte ich vor einigen Jahren eine Schmetterlingsammlung angelegt und bisher mit Eifer fortgeführt. Ich war nach Tische auf mein Zimmer gegangen und stand vor dem einen Glaskasten, deren schon drei dort an der Wand hingen. Die Nachmittags-sonne schimmerte so verlockend auf den blauen Flügeln der Argusfalter, auf dem Sammetbraun des Trauermantels; mich überkam die Lust, einmal wieder einen Streifzug nach dem noch immer vergebens von mir gesuchten Brombeerfalter zu unternehmen. Denn dieses schöne olivenbraune Sommer-[?]vögelchen, welches die stillen Waldwiesen liebt und gern auf sonnigen Gesträuchen ruht, war in unserer baumlosen Gegend eine Seltenheit. — Ich nahm meinen Netzer vom Nagel; dann ging ich hinab und ließ mir von meiner Mutter ein Weißbrötchen in die Tasche stecken und meine Feldflasche mit Wein und Wasser füllen. So ausgerüstet schritt ich bald über den Carrousselplatz nach dem Schloßgarten, dessen Baumgänge schon von jungem Laube beschattet waren, und von dort weiter durch die dem Haupteingange gegenüberliegende Pforte ins freie Feld hinaus. Es hatte die Nacht

zuvor geregnet, die Luft war lau und klar; ich sah drüben am Rande des Horizonts auf der hohen Seeft die Mühle ihre Flügel drehen.

Eine kurze Strecke führte noch der Weg an der Außenseite des Schloßgartens entlang; dann wanderte ich auf's Gerathewohl auf Feldwegen oder Fußsteigen, welche quer über die Äcker führen, in die sonnige schattenlose Landschaft hinaus. Nur selten, soweit das Auge reichte, stand auf den Sand- und Steinwällen, womit die Grundstücke umgeben sind, ein wilder Rosenstrauch oder ein anderes dürftiges Gebüsch; aber hier, wo in der Morgenfrühe die rauhen Seewinde ungehindert überhin fahren, waren nur kaum die ersten Blätter noch entfaltet. Ich schlenderte behaglich weiter; mehr die Augen in die Ferne als nach dem gerichtet, was etwa neben mir am Wege zwischen Gräsern und rothblühenden Nesseln gaukeln mochte.

So war, ohne daß ich es merkte, der halbe Nachmittag dahin. Ich hörte es von der Stadt her vier schlagen, als ich mich an dem Ufer des Mühlenteichs ins Gras warf und mein bescheidenes Vesperbrot verzehrte. Eine angenehme Kühlung wehte von dem Wasserspiegel auf mich zu, der groß und dunkel zu meinen Füßen lag. — Dort in der Mitte, wo jetzt über der Tiefe die kleinen Wellen trieben, mußte der Schlitten gestanden haben, als Lore ihren Mantel über mich legte. Ich blickte eine ganze Weile nach dem jetzt unerreichbaren Punkte, den meine Augen in dem Fluthen des Wassers nur mit Mühe festzuhalten vermochten. — —

Aber ich wollte ja den Brombeersalter fangen! Hier, wo es weit umher kein Gebüsch, kein stilles vor dem Winde geschütztes Fleckchen gab, war er nicht zu finden. Ich entsann mich eines andern Ortes, an dem ich vor Jahren unter der Anführung eines ältern Jungen einmal Vogeleiter gesucht hatte. Dort waren Koppel an Koppel die Wälle mit Hagedorn und Rußgebüsch bewachsen gewesen; an den Dornen

hatten wir hie und da eine Hummel aufgespießt gefunden, wie dies nach der Naturgeschichte von den Neuntödtern geschehen sollte; bald hatten wir auch die Vögel selbst aus den Bäumen fliegen sehen und ihre Nester mit den braun gesprenkelten Eiern zwischen dem dichten Laub entdeckt. Dort in dem heimlichen Schuß dieser Hecken war vielleicht auch das Reich des kleinen seltenen Sommervogels! Das „Sietland“ hatte der Junge jene Gegend genannt, was wohl soviel wie Niederung bedeuten mochte. Aber wo war das Sietland? — Ich wußte nur, daß wir in derselben Richtung, wie ich heute, zur Stadt hinausgegangen waren und daß es unweit der großen Haide gelegen, welche etwa eine Meile weit von der Stadt beginnt.

Nach einigem Besinnen nahm ich mein Fanggeräth vom Boden und machte mich wieder auf die Wanderung. Durch einen Hohlweg, in den sich das Ufer hier zusammendrängt, gelangte ich auf eine Höhe, von der ich die vor mir liegende Ebene weithin übersehen konnte; aber ich sah nichts als Feld an Feld die fahlen ebenmäßigen Sandwälle, auf denen die herbe Frühlingssonne flimmerte. Endlich, dort in der Richtung nach einem Häuschen, wie sie am Rande der Haide zu stehen pflegen, glaubte ich etwas wie Gebüsch zu entdecken. — Es war mindestens noch eine halbe Stunde bis dahin, aber ich hatte heute Lust zum Wandern und schritt rüstig darauf los. Hie und da flog ein gelber Citronenfalter oder ein Kreuzweißling über meinen Weg, oder eine graue Leineule kletterte an einem Grassängel; von einem Brombeerfalter aber war keine Spur.

Doch ich mußte schon mehr in einer Niederung sein, denn die Luft wurde immer stiller; auch ging ich schon eine Zeit lang zwischen dichten Hagedornhecken. Ein paar Male, wenn sich ein Lusthauch regte, hatte ich einen starken lieblichen Geruch verspürt, ohne daß ich den Grund davon zu entdecken vermocht hätte; denn das Gebüsch an meiner Seite

verwehrte mir die Aussicht. Da plötzlich sprang zur Rechten der Wall zurück, und vor mir lag ein Fleckchen hügeligen Haidelandes. Brombeerranken und Dickbeerengesträuch bedeckte hie und da den Boden; in der Mitte aber an einem schwarzen Wässerchen stand vereinzelt im hellsten Sonnenglanz ein schlanker Baum. Aus den blendend grünen Blättern, durch die er ganz belaubt war, sprang überall eine Fülle von zarten weißen Blüthentrauben hervor; unendliches Bienengesumme klang wie Harfenton aus seinem Wipfel. Weder in den Gärten der Stadt, noch in den entfernteren Wäldern hatte ich jemals seines Gleichen gesehen. Ich staunte ihn an; wie ein Wunder stand er da in dieser Einsamkeit.

Eine Strecke weiter, nur durch ein paar dürftige Ackerfelder von mir getrennt, dehnte sich unabsehbar der braune Steppenzug der Haide; die äußersten Linien des Horizonts zitterten in der Luft. Kein Mensch, kein Thier war zu sehen, so weit das Auge reichte. — Ich legte mich neben dem Wässerchen im Schatten des schönen Baumes in das Kraut. Ein Gefühl von süßer Heimlichkeit beschlich mich; aus der Ferne hörte ich das sanfte träumerische Singen der Haidelerche; über mir in den Blüthen sumimte das Bienengetön; zuweilen regte sich die Luft und trieb eine Wolke von Duft um mich her; sonst war es still bis in die tiefste Ferne. Am Rand des Wassers sah ich Schmetterlinge fliegen; aber ich achtete nicht darauf, mein Netzchen lag müßig neben mir. — Ich gedachte eines Bildes, das ich vor Kurzem gesehen hatte. In einer Gegend, weit und unbegrenzt wie diese, stand auf seinen Stab gelehnt ein junger Hirte, wie wir uns die Menschen nach den ersten Tagen der Welterschöpfung zu denken gewohnt sind, ein rauhes Ziegenfell als Schurz um seine Hüften; zu seinen Füßen saß — er sah auf sie herab — eine schöne Mädchen-gestalt; ihre großen dunkeln Augen blickten in seliger Ge-

lassenheit in die morgenhelle Einsamkeit hinaus. — „Allein auf der Welt“ stand darunter. — Ich schloß die Augen; mir war, als müsse aus dem leeren Raum dies zweite Wesen zu mir treten, mit dem selbender jedes Bedürfniß aufhöre, alle keimende Sehnsucht gestillt sei. „Lore!“ flüsterte ich und streckte meine Arme in die laue Luft.

Indessen war die Sonne hinabgesunken, und vor mir leuchtete das Abendroth über die Haide. Der Baum war stumm geworden, die Bienen hatten ihn verlassen; es war Zeit zur Heimkehr. Meine Hand faßte nach dem Retscher. — Aber was künimerte mich jetzt dies Knabenspielzeug. Ich sprang auf und hängte ihn hoch, so hoch, wie ich vermochte, zwischen den dichtbelaubten Zweigen des Baumes auf. Dann, das Bild der schönen Schneidertochter vor meinen trunkenen Augen, machte ich mich langsam auf den Rückweg.

* * *

Die Dämmerung war stark hereingebrochen, als ich aus dem Portale des Schloßgartens trat. Drüben am Carrousel waren schon die Lampen angezündet; Leierkastenmusik, Lachen und Stimmengewirr scholl zu mir herüber; dazwischen das Mirren der Florets an den eisernen Ringhaltern. Ich blieb stehen und blickte durch die Linden, welche den Platz umgaben, in das bewegte Bild hinein. Das Carrousel war in vollem Gange; Sitzplätze und Pferde, Alles schien besetzt, und ringsumher drängte sich eine schaulustige Menge jedes Alters und Geschlechts. Jetzt aber wurde die Bewegung langsamer, so daß ich unter den grünen Zweigen durch die einzelnen Gestalten ziemlich bestimmt erkennen konnte.

Unwillkürlich war ich indessen näher getreten und hatte mich bis an den Eisendraht gedrängt, der ringsherum gezogen war. — Das Mädchen dort auf dem braunen Pferde war die Schwester meines Freundes Christoph. Aber es

kam noch eine Reiterin, eine feinere Gestalt; sie saß seitwärts, ein wenig lässig, auf ihrem hölzernen Gaul. Und jetzt, während sie langsam näher getragen wurde, wandte sie den Kopf und blickte lächelnd in die Runde. — Es war Lore; fast wie ein Schrecken schlug es mir durch die Glieder. Auch sie hatte mich erkannt; aber nur eine Secunde lang hasteten ihre Augen wie betroffen in den meinen; dann bückte sie sich zur Seite und machte sich an ihrem Kleide zu schaffen. Das schwere eiserne Floret, das sie in der kleinen Faust hielt, schien nicht umsonst von ihr geführt zu sein; denn es war fast bis an den Knopf mit Ringen angefüllt.

Mittlerweile war der Eigenthümer des Carroufells herangetreten, um für die neue Runde einzusammeln. Sie richtete sich auf und hielt ihm ihr Floret entgegen. „Freigeritten!“ sagte sie, indem sie es umstürzte und die Ringe in die Hand des Mannes gleiten ließ.

Er nickte und ging an den nächsten Stuhl, wo eine Anzahl Kinder sich um die besten Plätze zankten. — Als ich von dort wieder zu Lore hinüber sah, stand Christophs Schwester neben ihr; aber sie wandte mir den Rücken und schien mich nicht bemerkt zu haben.

„Gehst du mit, Lore?“ hörte ich sie fragen; „ich muß nach Hause.“

Lore antwortete nicht sogleich; ihre Augen streiften mit einem unsichern Blick zu mir hinüber. Ich wagte mich nicht zu rühren; aber meine Augen antworteten den ihren, und mir selber kaum vernehmlich flüsterten meine Lippen: „Bleib!“

„So sprich doch!“ drängte die Andere; „es hat schon acht geschlagen.“ Lore steckte ihr Füßchen wieder in den Steigbügel, den sie hatte fahren lassen, und die Augen auf mich gerichtet, erwiderte sie: „Ich bleibe noch, ich hab mich frei geritten!“ Und leise setzte sie hinzu: „Meine Mutter wollte vielleicht noch hier vorüberkommen!“

Ich fühlte, daß das gelogen sei. Das Blut schoß mir siedendheiß ins Gesicht, es brauste mir vor den Ohren; die kleine Lügnerin hatte plötzlich den Schleier des Geheimnisses über uns beide geworfen. Es war zum ersten Mal in meinem Leben, daß ich eine so berauschte Zusage erhielt; bisher hatte ich nur manchmal darüber nachgedacht, wie in der Welt so etwas möglich sei.

Christoph's Schwester hatte sich entfernt. Der Leierkasten begann wieder seine Musik, die Peitsche klatschte über dem alten Gaul, und unter dem Zuruf der Bauerburschen und -Mädchen, die inzwischen die meisten Plätze eingenommen hatten, setzte das Carrousel sich wieder in Bewegung. Lore sah nach mir zurück, sie hatte ihr Floret in den Sattelknopf gestoßen und saß wie in sich versunken, die Hände vor sich auf dem Schoß gefaltet. Das rothe Tüchelchen an ihrem Halse wehte in der Luft, und in immer rascherem Kreisen wurde die leichte Gestalt an mir vorüber getragen; kaum fühlte ich den Blick ihres Auges in den meinen, so war sie schon fort, und nur der Schimmer ihres hellen Kleides tauchte in der trüben Lampenbeleuchtung noch ein paar Mal flüchtig aus den immer tiefer fallenden Schatten auf. — Plötzlich krachte etwas; die in den Stühlen sitzenden Mädchen kreischten, und das Carrousel stand.

„Bleiben Sie sitzen, meine Herrschaften!“ rief der Eigenthümer, indem er mit seinem Gehülfen über die Querbalken stieg, um den Schaden zu untersuchen. Eine Laterne wurde herunter genommen, es wurde geklopft und gehämmert; aber es schien sich so bald nicht wieder fügen zu wollen. Mir wurde die Zeit lang; meine Augen suchten vergebens nach der kleinen Reiterin. Ich drängte mich aus der Menschenmasse heraus, in die ich eingekleidet war, und ging von außen nach der gegenüberliegenden Seite des Platzes. Als ich mich hier mit Bitten und Gewalt bis an die Barriere durchgearbeitet hatte, stand ich dicht neben ihr. Sie war

von dem Holzgaul herabgestiegen und blickte wie suchend um sich her.

Nach einer Weile steckte sie das Floret, das sie spielend in der Hand gehalten, wieder in den Sattelknopf und machte Miene, herab zu springen. Aber während sie ihre Kleider zusammen nahm, war ich in den Kreis geschlüpft.

„Guten Abend, Lore!“

„Guten Abend!“ sagte sie leise.

Dann, während die Bauerburschen immer lauter ihr Eintrittsgeld zurückforderten, faßte ich ihre Hand und zog sie mit mir hinaus ins Freie. Aber hier war meine Beweglichkeit zu Ende. Lore hatte mir ihre Hand entzogen, und wir gingen wortlos und befangen neben einander der Straße zu, an deren äußerstem Ende sich das Haus ihrer Eltern befand. — Als wir den zur Seite liegenden Eingang des Schloßgartens erreicht hatten, kam uns von der Straße her ein Trupp von Menschen entgegen, an deren lauten Stimmen ich einzelne meiner ausgelassensten Commilitonen erkannte. Unwillkürlich blieben wir stehen.

„Wir wollen durch den Schloßgarten!“ sagte ich.

„Es ist so weit!“

„O, es ist nicht so viel weiter!“

Und wir gingen durch das Portal in den breiten Steig hinab, welcher zwischen niedrigen Dornhecken zu einem Laubgange von dicht verwachsenen Hagebuchen führte. Da hier vorne auch hinter den Bäumen nur bebautes baumloses Gartenland lag, so verhinderte mich die einbrechende Dunkelheit nicht, die neben mir wandelnde Mädchengestalt zu betrachten. Mich schauerte, daß sie jetzt wirklich in solcher Einsamkeit mir nahe war.

Kein Mensch außer uns schien in dem alten Park zu sein; es war so still, daß wir jeden unserer Tritte auf dem Sande hörten.

„Willst du mich nicht anfassen?“ fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf.

„Warum nicht?“

„Nein — wenn Jemand käme!“

Wir hatten den gewölbten Buchengang erreicht. Es war sehr dunkel hier; denn in geringer Entfernung zu beiden Seiten waren ähnliche Laubgänge, und auf den dazwischen befindlichen Nasenflecken lagerten undurchdringliche Schatten. Ich mußte nur noch, daß Lore neben mir ging, denn ich hörte ihren Athem und ihren leichten Schritt; zu sehen vermochte ich sie nicht. Wie neckend schoß es mir durch den Kopf, daß ich am Nachmittag auf einen Sommervogel ausgegangen war. „Nun bist du doch gefangen!“ sagte ich, und durch die Dunkelheit ermuthigt, ergriff ich ihre herabhängende Hand und hielt sie fest. Sie duldete es; aber ich fühlte, wie sie zitterte, und auch mir schlug mein Knabenherz bis in den Hals hinauf.

So gingen wir langsam weiter. Von der Stadt her kam der gedämpfte Ton der Drehorgeln und das noch immer fortdauernde Getöse des Jahrmarkttreibens; vor uns am Ende der Allee in unerreichbarer Ferne stand noch ein Stückchen goldenen Abendhimmels. Ich legte ihre Hand in meinen Arm und faßte sie dann wieder. In diesem Augenblick trollte vor uns etwas über den Weg; es mag ein Igel gewesen sein, der auf die Mäusejagd ging. — Sie schrak ein wenig zusammen und drängte sich zu mir hin; und als ich, unabsichtlich fast, den Arm um sie legte, fühlte ich, wie ihr Köpfchen auf meine Schulter glitt.

Als aber dann, nur eine flüchtige Secunde lang, ein junger Mund den andern berührt hatte, da trieb es uns wie thöricht aus den schützenden Baumschatten ins Freie. So hatten wir bald, während ich nur noch ihre Hand gefaßt hielt, das Ende der Allee erreicht und traten durch eine Pforte auf einen Feldweg hinaus, der seitwärts auf die letzten Häuser der Stadt zuführte. Wir gingen eilig

neben einander her, als könnten wir das Ende unseres Zusammenseins nicht rasch genug herbeiführen.

„Mein Vater wird mich suchen; es ist gewiß schon spät!“ sagte Lore, ohne aufzusehen.

„Ich glaube wohl!“ erwiderte ich. Und wir gingen noch eiliger als zuvor.

Schon standen wir am Ausgang des Weges, den letzten Häusern der Straße gegenüber. In dem Lichtschein, der unter der Linde aus dem Fenster des Schneiderhäuschens fiel, sah ich unweit davon ein Mädchen an einem Brunnen stehen. Ich durfte nicht weiter mit. Als aber Lore den Fuß auf das Straßenpflaster hinaussetzte, war mir, als dürfe ich sie so nicht von mir gehen lassen.

„Lore,“ sagte ich beklommen, „ich wollte dir noch etwas sagen.“

Sie trat einen Schritt zurück. „Was denn?“ fragte sie.

„Warte noch eine Weile!“

Sie wandte sich um und blieb ruhig vor mir stehen. Ich hörte, wie sie mit den Händen über ihr Haar strich, wie sie ihr Tücheltchen fester um den Hals knüpfte; aber ich suchte lange vergebens des Gedankens habhaft zu werden, der wie ein dunkler Nebel vor meinen Augen schwamm.

„Lore,“ sagte ich endlich, „bist du noch böse mit mir?“

Sie blickte zu Boden und schüttelte den Kopf.

„Willst du morgen wieder hier sein?“

Sie zögerte einen Augenblick. „Ich darf des Abends sonst nicht ausgehen,“ sagte sie dann.

„Lore, du lügst; das ist es nicht, sag mir die Wahrheit!“

Ich hatte ihre Hand gefaßt; aber sie entzog sie mir wieder.

„So sprich doch, Lore! — Willst du nicht sprechen?“

Noch eine Weile stand sie schweigend vor mir; dann schlug sie die Augen auf und sah mich an. „Ich weiß es

wohl," sagte sie leise, „du heirathest doch einmal nur eine von den feinen Damen.“ //

Ich verstummte. Auf diesen Einwurf war ich nicht gefaßt; an so ungeheure Dinge hatte ich nie gedacht und wußte nichts darauf zu antworten.

Und ehe ich mich dessen versah, hörte ich ein leises „Gute Nacht“ des Mädchens; und bald sah ich sie drüben in dem Schatten der Häuser verschwinden. Ich vernahm noch das vorsichtige Aufdrücken einer Hausthür, das leise Anschlagen der Thürschelle; dann wandte ich mich und ging langsam durch den Schloßgarten zurück.

Ohne erst zum Abendessen in die Wohnstube meiner Eltern zu gehen, schlich ich die Treppe hinauf in meine Kammer. Wie trunken warf ich mich in die Kissen. Nach einer Viertelstunde hörte ich die Stubenthür gehen, und durch die halbgeöffneten Augenlider sah ich meine Mutter mit einer Lampe an mein Bett treten. Sie beugte sich über mich; aber ich schloß die Augen und träumte weiter. Trotz des wenig verheißenden Abschiedes war mir doch, als hätte meine Hand eine volle Rosenguirlande gefaßt, an welcher nun in alle Zukunft hinein der Lebensweg entlang gehen müsse.

So sehr ich aber an diesem Abend den Drang allein zu sein empfunden, ebenso sehr trieb es mich am andern Morgen unter Menschen. Ich hatte ein neues Gefühl der Freiheit und Überlegenheit in mir, das ich nun auch Andern gegenüber empfinden wollte. Sobald ich gefrühstückt und den etwas unbequemen Fragen meiner Mutter nothdürftig genuggethan hatte, ging ich in die Werkstatt meines Freundes Christoph. Er war eifrig beschäftigt, kleine Mahagonifourniere auszuwählen und zu schneiden. „Was machst denn du da für Schönes?“ fragte ich.

„Ein Nähkästchen,“ sagte er, ohne aufzublicken.

„Ein Nähkästchen? Für wen denn?“

„Für Lenore Beauregard; meine Schwester will's ihr zum Geburtstag schenken.“

Ich sah ihn von der Seite an; ein übermüthiges Lächeln stieg in mir auf. „Die Lore ist wohl dein Schatz, Christoph?“

Der eckige Kopf des guten Jungen wurde bis unter die Stirnhaare wie mit Blut übergossen bei dieser treulosen Frage. Er schien selbst über seine Verlegenheit in Born zu gerathen. „Ihr hättet sie nur aus eurer lateinischen Tanzschule fortlassen sollen!“ sagte er, indem er mit seinem Messer grimmig in die Fournierblättchen hineinfuhr.

„Du bist wohl eifersüchtig, Christoph?“ fragte ich.

Aber er antwortete nicht; er brummte nur halb für sich:

„Das hätte meine Schwester sein sollen!“ —

Dieser Triumph sollte indessen mein einziger bleiben; denn ich mühte mich vergebens, wieder allein mit Lore zusammen zu treffen. Ein paar Mal zwar im Laufe des Sommers begegnete sie mir an Sonntagnachmittagen hinter den Gärten auf dem Bürgersteige; aber Christoph und seine Schwester begleiteten sie, und der gute Junge ging so trotzig neben ihr, als wenn er sie einer ganzen Welt von Lateinern hätte streitig machen wollen; auch suchte sie selbst, wenn ich ein Gespräch mit ihnen begann, augenscheinlich die Andern zum Weitergehen zu veranlassen.

Als späterhin bei Beginn des Michaelismarktes das Carrousel wieder aufgeschlagen wurde, wagte ich noch einmal zu hoffen. Einen Abend nach dem andern, sobald die Dämmerung anbrach, fand ich mich auf dem Platze ein; zum großen Verdrusse meines Freundes Fritz, von dem ich mich unter immer neuen Vorwänden los zu machen suchte. Aber ebenso oft spähte ich vergebens unter den jungen Reiterinnen, die sich zuweilen einfanden, die schlanke Braune zu entdecken, um deren willen ich allein gekommen war. Einsam wanderte ich durch die dunkeln Gänge des Schloß-

gartens und zehrte trübselig von der Erinnerung eines entflohenen Glückes.

Dies Alles nahm ein plötzliches Ende, als ich zu Anfang des Winters nach dem Willen meines Vaters die Gelehrtenschule unserer Heimath verließ und zu meiner weitem Ausbildung auf ein Gymnasium des mittleren Deutschlands geschickt wurde. — Ob mein Schmetterlingsketcher noch in dem blühenden Baum am Rande der Haide hängt? — Ich weiß es nicht; ich bin nicht wieder dort gewesen; auch den Brombeerfalter habe ich bis auf heute noch nicht gefangen.

Auf der Universität.

Jahre waren seitdem vergangen.

Als ich den Zwang der klösterlichen Schulanstalt hinter mir hatte, brachte ich zum ersten Male wieder einige Herbstwochen im elterlichen Hause zu. Von allen meinen Kameraden fand ich nur noch Christoph im heimathlichen Neste; die übrigen, auch Fritz, waren alle schon ausgeflogen; ins lustige Studentenleben, aufs weite Meer hinaus, in die dunkle Schreibstube eines Kaufmanns oder wohin sonst Wahl und Verhältnisse sie geführt hatten. Auch Christoph, der zum stattlichen, etwas untersehten jungen Mann herangewachsen war, rüstete sich zum Abzug; er war Gesell geworden und wollte wandern. Aber zuvor arbeiteten wir noch einmal gemeinschaftlich in der Werkstatt seines Vaters; und ein ungeheurer Tabackskasten, der mit mir die Universität beziehen sollte, war das Resultat unserer Bemühungen. — Von meiner Mutter erfuhr ich, daß die rüstige Frau Beauregard vor Jahresfrist eines plötzlichen Todes verblieben und ihre Tochter bald darauf nach der kleinen Landesuniversitätsstadt zu einer alten unverheiratheten Tante gezogen sei, die sie testamentarisch zur Universalerbin ihres kleinen Vermögens eingesetzt hatte. Das schmale Häuschen

mit der Linde war nach dem Tode der Mutter Schulden halber verkauft worden, und der französische Schneider hatte froh sein müssen, bei einem der andern Meister als Gesell ein Unterkommen gefunden zu haben. Ich traf ihn am Sonntagnachmittag in einer Ecke des Kirchhofs auf der Bank sitzend. Seine Haut über den scharfen Backenknochen war noch gelber geworden, und sein schwarzes Haar war stark ergraut; er hustete, aber die Sonne schien ihm wohl zu thun. „Ach, Monsieur Philipp!“ rief er, da er mich erkannte, und streckte mir zwei Finger seiner langen knöchernen Hand entgegen, während die andern die alte wohlbekannte Porzellandoase umklammert hielten. „Damals — das waren andere Zeiten, Monsieur Philipp!“ fuhr er seufzend fort. „Meine Alte, sie hat sich mit ihrer Menage unter die schwarzen Kreuze dort begeben; und das Kind, die Lore,“ — er schluckte ein paar Mal und nahm eine starke Prise — „Sie werden es ja gehört haben! — Sie wollte nicht, sie wollte ihren armen Vater nicht allein lassen, ich mußte mit Gewalt ihre kleinen Hände von mir losreißen; aber was hilft es denn! Das Kind mußte doch sein Glück machen!“ Er ließ den Kopf sinken und legte schlaff seine Hände auf die Kniee. „Ich werde Ihnen ihre Briefe zeigen!“ begann er dann wieder. „Sie werden sehen, Monsieur Philipp, Sie sind ja ein Gelehrter! Die allerliebsten Buchstaben, und all die lieben guten Worte; eine Marquise könnte es nicht besser.“ —

— — So sprach er noch eine Weile fort, bis ich ihn verließ.

Ich habe den französischen Schneider nicht wieder gesehen; denn einige Tage darauf reiste ich ab, um zunächst auf einer ausländischen Universität meine juristischen Studien zu beginnen; und schon nach einem halben Jahre schrieb mir meine Mutter, der ich diese Begegnung erzählt hatte, daß auch Monsieur Beauregard, der Enkel des Ofen-

heizers vom Hofe Ludwigs XVI., unter den schwarzen Kreuzen eine Stelle gefunden habe.

* *
*

Drei Jahre später befand ich mich auf der Landesuniversität, um vor dem Examen noch das gesetzlich vorgeschriebene Jahr hier zu absolviren. Friß, mit dem ich das letzte Semester in Heidelberg zusammen gewohnt, wollte erst im nächsten Herbst zurückkehren. Aber mein Freund Christoph hatte die Universität bezogen; er war erster Arbeiter in einem großen Möbelmagazin. Ich traf ihn eines Nachmittags in einem öffentlichen Garten, wo er allein vor einem Seidel Lagerbier saß und, scheinbar in Sinnen verloren, den Rauch seiner Cigarre vor sich hinblies. Sein starker blonder Backenbart und seine feine feine bürgerliche Kleidung ließen mich ihn erst in nächster Nähe erkennen. Als ich schweigend meine Hand auf seine Schulter legte, warf er den Kopf rasch und trotzig nach mir herum; denn, wenn ich jetzt auch keine farbige Mütze trug, so gehörte ich doch unverkennbar genug zu den muthmaßlich noch immer nicht von ihm geliebten „Lateinern“. Allein kaum hatte er mich angesehen, als auch sogleich die freudigste Überraschung aus seinen Augen leuchtete. „Philipp! du bist es?“ sagte er, indem er mit einer fast mädchenhaften Bescheidenheit meine dargebotene Hand nahm und sie dann desto kräftiger drückte. — Wir sprachen lange zusammen; über unsere Heimath, über Eltern und Altersgenossen; als ich mich dann der verhängnißvollen Eisfahrt erinnerte, fragte ich auch nach unserer gemeinschaftlichen Knabenliebe.

Lenore lebte noch im Hause ihrer Verwandten, einer alten Schneiderin, mit der sie zum Nähen in die Häuser der vornehmen Einwohner ging. Aber Christoph wurde bei den Antworten auf diese Fragen immer wortfarger und

suchte endlich mit einer gewissen Hast das Gespräch auf andere Dinge zu bringen. Er schien in seinem treuen Gemüthe noch immer die Fesseln des schönen Mädchens zu tragen, die ich mit dem Staub der Heimath schon längst von mir abgeschüttelt zu haben glaubte.

Ich mochte mich darin indessen irren. — Einige Zeit darauf hatte ich mit befreundeten Damen jenseits der Meeresbucht, an welcher die Stadt liegt, einen damals beliebten Vergnügungsort besucht. Der Nachmittag war zu Ende, und wir gingen an den Strand hinab, um nach einem Fahrzeug für die Heimkehr auszusuchen. — Zwei Boote, beide schon fast besetzt, lagen zur Abfahrt bereit. Neben dem einen, das etwa dreißig Schritte von uns entfernt sein mochte, stand an der Seite einer ältlichen lahmen Nähterin, die ich mitunter im Wohnzimmer meines Hauswirths gesehen hatte, eine auffallend schöne Mädchengestalt. Sie hatte schon den Fuß auf den Rand des Bootes gesetzt und schien im Begriff hineinzusteigen; aber sie zögerte plötzlich, da sie den Kopf nach uns zurückwandte. Zwei schwarze fremdartige Augen, wie ich sie lange nicht, aber wie ich sie einst gesehen, trafen in die meinen; ich wußte jetzt, daß es Lenore Beauregard sei. Sie war größer geworden, und unter den braunen Wangen schimmerte das Roth der vollsten Jungfräulichkeit; aber noch immer war ihr in der Haltung jene graziöse Lässigkeit eigen, die mir unbewußt schon einst mein Knabenherz entführt hatte. Es wallte heiß in mir auf, und ich hatte der Damen neben mir fast ganz vergessen. Denn jene dunkeln Augen schienen mich bittend anzublicken; ich hörte, wie die alte Nähterin ihr zusprach, wie der Schiffer sie nicht eben in den höflichsten Worten zum Einsteigen drängte; aber noch immer stand die schlanke Mädchengestalt unbeweglich, wie im Traum, die Augen nach mir hingewandt.

Schon hatte ich, wie von dunkler Naturgewalt getrieben, ein paar Schritte nach dem Boote zu gethan; aber ich be-

zwang mich; ich dachte an Christoph; seine ehrlichen blauen Augen schienen mich plötzlich anzusehen. „Es wird nicht Platz dort für uns alle sein,“ sagte ich zu den Damen. Dann gingen wir seitwärts nach dem andern Fahrzeug am Wasser entlang. — Doch noch einmal mußte ich nach Lore zurückblicken. Sie hatte den Kopf auf die Brust sinken lassen und stieg eben langsam über den Bord in das Innere des Bootes, das im Gold der Abendsonne auf dem regungslosen Wasser lag.

Bei der Heimfahrt saß ich am Steuer, wortfarg und innerlich erregt; meine Augen mochten wohl mitunter auf dem andern in ziemlicher Entfernung vor uns rudern den Boote ruhen, während die jungen Damen mich vergebens in ihre Blandereien zu ziehen suchten.

„Aber Sie sind heut nicht zu gebrauchen!“ sagte die Eine; „unsere schöne Nähterin scheint Sie stumm gemacht zu haben!“

„Ist Lore Ihre Nähterin?“ fragte ich noch halb in Gedanken.

„Lore! Woher wissen Sie denn, daß sie Lore heißt?“

„Wir sind aus einer Stadt; ich habe in der Tanzschule meine erste Mazurka mit ihr getanzt.“

„So! — Sie soll auch jetzt noch gern mit Studenten tanzen.“

Unser Gespräch über Lore war zu Ende; aber ich wußte jetzt, weshalb Christoph nicht hatte reden mögen.

Dennoch sah ich ihn später im Laufe des Winters mehrmals an öffentlichen Orten mit Lore zusammen, meistens in Gesellschaft der lahmen Marie oder einer ältern Person, welche niemand anders als die Erbtante sein konnte, die dem armen Schneider noch so kurz vor seinem Ende das Kleinod seines Herzens entführt hatte.

* * *

Eines Abends, es mochte einige Wochen nach Neujahr sein, hörte ich von meinem Zimmer aus einen Tumult auf der Straße. Als ich das Fenster öffnete, bemerkte ich unter dem vorbeiziehenden Haufen hie und da rothe Studentenumützen; endlich erkannte ich beim Schein der Straßenlaterne auch einen unserer Bedelle.

„Was giebt's, Dose?“ rief ich hinunter.

„Holz hat's gegeben, Herr Doctor.“ — Dose nannte mich aus einem nur uns beiden bekannten Grunde allezeit Herr Doctor.

„So? Und wohl wieder auf dem Ballhaus?“ fragte ich.

„Nun, wo denn anders?“

Das Ballhaus war ein öffentliches Tanzlokal, wo die altherkömmliche Feindschaft zwischen Studenten und Handwerksgefallen sich zu Zeiten Luft zu machen pflegte. Es schien diesmal indessen arg geworden zu sein; denn Dose machte andeutungsweise eine höchst kräftige Bewegung mit der Faust.

„Wer hat's denn gefriegt?“ fragte ich noch.

Der Alte hielt die Hand vor den Mund und flüsterte mir zu: „Es ist auf die rechte Stelle gekommen, Herr Doctor.“ Ein Bekannter, der unser Gespräch hörte, rief im Vorübergehen. „Es ist der Raugraf; die Knoten haben ihm auf Abschlag gezahlt.“

Der sogenannte „Raugraf“ war ein ebenso schöner als wüster junger Mann, der in den Hörsälen der Professoren selten, dagegen häufig auf der Mensur und regelmäßig auf der Kneipe zu finden war; einer von denen, die auf Universitäten eine Rolle spielen, um dann im spätern Leben spurlos zu verschwinden. Von den jungen Handwerkern, denen er ihre Mädchen abspenstig machte, wurde er ebenso sehr gehaßt, als er für die größere Anzahl der jüngern Studenten der Gegenstand einer scheuen Bewunderung war. Nachdem er eine Reihe anderer Universitäten besucht und,

theilweise durch Relegation gezwungen, wieder verlassen hatte, fand er für gut, auch die unrigge zu versuchen; und bald gingen von seinem großen Wechsel und dann von seinen noch größern Schulden die mannigfaltigsten Gerüchte im Schwange. Der Titel „Raugraf“, den er mitbrachte, paßte insofern für ihn, als er an die Zeiten des Faustrechts erinnert, und allerdings die Weise der alten Junker, die Schwächeren rücksichtslos für ihre Leidenschaften zu verbrauchen, sich vollständig auf ihn vererbt zu haben schien.

Da ich den „Raugrafen“ weder genauer kannte, noch ein Interesse an seiner Person nahm, so schloß ich das Fenster und begab mich zur Ruhe, ohne des Vorfalles weiter zu gedenken.

Am Nachmittage darauf sollte ich indeß auf's Neue daran erinnert werden. — Ich hatte eben meinen Kaffee getrunken und saß im Sopha über einer Bandectencontroverse, als an die Stubenthür gepocht wurde.

Auf mein „Herein!“ trat die stattliche Gestalt meines Freundes Christoph vorsichtig und etwas zögernd in das Zimmer.

„Bist du allein?“ fragte er.

„Wie du siehst, Christoph.“

Er schwieg einen Augenblick. „Ich muß fort von hier, Philipp,“ sagte er dann, „noch heute Abend; weit fort, an den Rhein zu meinem Mutterbruder; er ist schwächlich und braucht einen Gefellen, der nach dem Rechten sehen kann. Aber ich fürchte, meine Baarhaft reicht nicht für die Reise; und Fechten, das ist nicht meine Sache.“

Ich war schon an mein Pult gegangen und hatte eine kleine Geldsumme auf den Tisch gezählt. „Reicht es, Christoph?“

„Ich danke dir, Philipp.“ Und er steckte das Geld sorgsam in seine Börse, die schon einen kleinen Schatz an Gold- und Silbermünzen enthielt. Erst jetzt sah ich, daß er in seiner schwarzen Sonntagskleidung vor mir stand.

„Aber du bist ja in vollem Wicks,“ fragte ich; „wo bist du denn gewesen?“

„Nun,“ jagte er und rieb sich nachdenklich mit der Hand seine breite Stirn, „ich komme eben von der Polizei!“

„Du hast schon deinen Paß geholt?“

„Jawohl; meinen Laufpaß.“

Ich sah ihn fragend an.

„Es ist wegen der dummen Geschichte auf dem Ballhause.“

Mir ging ein Licht auf. „So! also du bist es gewesen,“ sagte ich; „daß mir das nicht sogleich eingefallen ist!“

„Freilich bin ich dort gewesen, Philipp.“

„Lenore war wohl mit dir?“

Er nickte.

„Und da hast du den Raugrafen durchgeprügelt?“

Ein Lächeln befriedigten Hasses legte sich um seinen Mund. „Sie sagen ja, daß ich's gewesen sei,“ erwiderte er.

Der alte Feind der Gymnasiasten sprach dies in solchem Tone der Genugthuung, daß ich über den Sachverhalt nicht mehr zweifelhaft sein konnte.

Ich mußte laut auflachen. „So erzähl mir doch! Wie kam denn die Geschichte?“

„Nun, Philipp — du weißt doch, daß ich mit der Lore gehe?“

„Seid ihr denn einig mit einander?“

„Es ist wohl so was,“ erwiderte er. — „Sie ist eine anständige Person; und nach dem Tode der alten Tante bekommt sie auch noch eine Kleinigkeit.“

Ich sah ihn lächelnd an. „Nun, Christoph, sie ist auch sonst so übel nicht; du hättest so überzeugend sonst auch schwerlich zugeschlagen!“

Er blickte einen Augenblick vor sich hin. „Ich weiß es kaum,“ sagte er, „wir standen in der Reihe, Lore und ich — es geschah nur ihr zu Gefallen, daß ich hingegangen

war — da kam der lange blasse Kerl, der schon immer auf sie gemustert und dabei mit einem Andern getuschelt hatte, und wollte extra mit ihr tanzen.“

„War er denn unverschämt gegen deine Dame?“

„Unverschämt? — Sein Gesicht ist unverschämt genug!“

„Und Lore?“ sagte ich, meinen Freund scharf fixirend, „sie hätte wohl gern mit dem schmucken Cavalier getanzt?“

Er zog die Stirnfalten zusammen, und ich sah, wie sich eine trübe Wolke über seinen Augen lagerte.

„Ich weiß es nicht,“ sagte er leise. — — „Es war nicht gut, daß ihr das Mädchen damals in eurer lateinischen Tanzschule den Nothknecht spielen ließt.“

Er reichte mir die Hand. „Leb wohl, Philipp,“ sagte er, „das Geld schicke ich dir; sonst wirst du wohl nicht viel von mir zu hören bekommen; aber um Jahresfrist, so Gott will, bin ich wieder hier, oder bei uns daheim.“

Er ging. — Ich suchte vergebens mich wieder in meine unterbrochenen Arbeiten zu vertiefen; eine unbestimmte Sorge um die Zukunft meines Jugendgespielen hatte mein Herz beschlichen. Ich wußte nur zu wohl, was seine Worte nicht verathen sollten, daß seine Phantasie von jenem Mädchen ganz erfüllt war, und daß alle Kräfte dieses tüchtigen Kopfes darauf hinarbeiteten, sein Leben mit dem ihren zu vereinigen.

Bald darauf ging ich in die Wohnung meiner Hauswirthin hinab, bei denen ich damals meinen Mittagstisch hatte. Es mochte etwas frühzeitig sein; denn von den Hausgenossen hatte sich noch Niemand eingestellt; aber in der Nebenstube traf ich die kleine Nähterin, die „lahme Marie“, welche stumm und einsam inmitten einer Wolke weißer Stoffe mit der Nadel hantirte. — Da ich sie oft in Gesellschaft der beiden Menschen gesehen hatte, deren Geschick mich jetzt beschäftigte, so erzählte ich ihr den gestrigen Vorfall, in der Hoffnung, über die Ursache desselben Näheres zu erfahren.

„Ich hab das kommen sehen!“ sagte sie, die dünnen Lippen zusammenkneifend; „der Tischler ist wohl sonst ein ganzer Kerl; aber gegen das Mädchen ist er zu gutwillig; — was wollt er mit ihr auf dem Ballhaus!“

Ich fragte näher nach.

Sie räumte eine Partie Zeuge von einem Stuhl, damit ich mich setzen könne. — „Sie kennen vielleicht das kleine Haus in der Pfaffengasse,“ begann sie dann, als ich ihrem Wink gefolgt war; „die alte Schmieden, die Tante von der Lore, hat es vor Jahren von dem Pferdeverleiher nebenan gekauft; aber den Hof dahinter, weil er zu seinem Geschäft doch großen Raum gebraucht, hat der Verkäufer sich vorbehalten, so daß er mit seinem nun in Eins zusammengeht; nur in der Mitte auf einem Stückchen Rasen darf die Alte ihre Waschsachen trocknen und bleichen, soweit es damit reichen will. Sie ist Geschwisterkind mit meiner seligen Mutter, und seit ich confirmirt bin, bin ich oft mit ihr zum Nähen ausgegangen.

„Ich denk, es war kurz vor Martini vorigen Jahres; ich machte mich gleich nach Mittag zu der Schmieden; denn wir hatten eine große Seidenwäsche zusammen. Unterwegs begegnete ich dem Tischler, der damals schon mit der Lore ging. Wir sprachen ein Wort zusammen, und im Weggehen ruft er mir noch lachend zu: ‚Bei Feierabend komm ich und helf euch die Klammern aufsetzen!‘ Ich sagt’s auch der Lore; aber sie schien nicht groß darauf zu achten.

„Spät Nachmittags, da wir drinnen fertig waren, gingen wir hinaus, um die Leine zwischen den Pfählen aufzuscheren, die draußen auf dem Grasrondeel stehen. Lore, das Kleid über ihren Halbstiefelchen aufgeschürzt, die schwarzen Haare hinter die Ohren gestrichen, ging mit dem kleinen hölzernen Tritt von einem zum andern. Die Alte hatte sich drinnen in ihren Lehnstuhl schlafen gesetzt; ich — ich bin die Größte nicht und konnte ihr eben nicht viel dabei helfen.“

Und die Erzählerin suchte ihren dürftigen Körper möglichst grade zu richten.

„Ich hatte mich neben dem Waschkorb auf einen Brellstein gesetzt und sah mir's an, wie vor dem Stall der Knecht des Nachbars einen Goldfuchs striegelte. — Ich hab die Pferde gern, wissen Sie, denn mein Vater ist auch ein Fuhrmann gewesen. — Es war gar ein schönes Thier; und wenn es so den Kopf aus dem Schatten in die Sonne hinauswarf, glänzten die Haare wie Metall; aber an dem feinen Beinwerk merkte ich wohl, daß es keines von des Nachbars Miethgäulen sei. — ‚Wem gehört das Pferd?‘ fragte ich Lore, die eben ihr Holztreppchen hart neben mir an den letzten Pfahl gerückt hatte. — ‚Das Pferd?‘ sagte sie, indem sie sich auf den Fußspitzen hebt und die Leine um das Querholz schlingt; ‚das gehört dem fremden Studenten; ich weiß nicht, wie er heißt.‘ — Ich sah zu ihr hinauf; aber sie wandte nicht den Kopf und wickelte noch immer fort mit der Leine. Als ich eben ungeduldig werden wollte, sagte hinter mir eine Stimme: ‚Es ist genug, Fräulein Vorchten!‘

„Ich seh noch, wie sie die Arme sinken läßt und hastig das aufgeschürzte Kleid herunterzupft; und da ich den Kopf wende, steht der blasse vornehme Student vor mir; und Lore, ohne ein Wort zu sagen, springt von ihrem Tritt herunter und stellt sich neben mich. — Der junge Herr steht auch nur und macht scharfe Augen auf die Lore, als wenn er das Anschauen ganz umsonst hätte. ‚Daß dich!‘ dacht ich und fing aufs Gerathewohl einen lauten Discurs über den Goldfuchs an; und red'te so lang, bis ich Antwort hatte; und ehe ich mich's versehen, waren wir alle drei auf den Hof hinübergetreten. Das Pferd scharrte mit den Hufen und sah seinen Herrn mit den klugen Augen an; Lore stand daneben, und recht als trüge sie Verlangen nach dem Thier, ließ sie ihre flache Hand an dem spiegelblanken Hals herabgleiten. ‚Es ist lammfromm,‘ sagte der junge Herr; ‚was

meinen Sie, Fräulein Lore, drinnen im Stall hängt noch ein Damensattel! — Sie schüttelte den Kopf; aber ich hörte, wie ihr der Athem versetzte, und ihre Augen blitzten ordentlich vor Lust. Der Herr Graf hatte das auch wohl verstanden; denn auf seinen Wink wurde der Sattel aufgeschnallt und ein leichter Zaum angelegt. Lore sah darauf hin, als wenn ihr die Augen verheert wären. Als aber der Knecht ihr das Holztreppchen zum Aufsteigen hinstellte, warf es der junge Herr bei Seite. „Pfui doch, Johann!“ rief er; und als wenn sich's nur von selbst verstände, faßte er das Mädchen unterm Arm. „Treten Sie fest!“ sagte er und hielt die andere Hand vor sie hin, indem er mit seinen durchdringenden Augen zu ihr auffah. Und Lore, als müsse sie nur immer thun, wie der es wollte, setzte ihr Füßchen in seine Hand. Ich merkte wohl, er zögerte; aber es war nur ein Augenblick; dann hob er sie mit einem raschen Schwung hinauf.

„Sie sah ganz verwirrt aus und schlug die Augen nieder, als sie droben saß, und ließ sich geduldig den Zaum zwischen den Fingern von ihm zurecht legen. Der Fuchs schüttelte den Kopf und stieß ein lautes Wiehern aus. Sein Herr strich ihm ein paar Mal liebevoll über das seidene Fell; dann legte er die Hand hinter Lore auf den Sattel; mit der andern faßte er den Zaum und führte das Pferd langsam um das Rondeel herum.

„Ich muß es selbst sagen, sie machten ein stolzes Paar zusammen; und es hätte wohl Keiner gedacht, der sie so gesehen, daß die feine Person nur eine arme Nähterin und eines Schneiders Tochter sei.

„Bald ging es ihr schon nicht rasch genug. Sie warf die Hand empor, das Pferd fing an zu traben, und der junge Herr trat auf das Rondeel zurück. Aber er ließ kein Auge von ihr; wie das Pferd lief, so ging er, die Reitpeitsche in der Hand, im Kreise mit umher; als sei es ihm

angethan, so flogen seine Blicke an dem Mädchen hin und wieder, von ihren schwarzen wehenden Haaren bis zu dem Füßchen, das oben an dem Sattel unter dem Kleide hervorsah. Bald rief er ihr, bald seinem Fuchs ein kurzes Wort hinüber. Das Thier lief immer schneller; es schnob und peitschte mit dem Schweife in die Luft. Lenore sah gar nicht darauf hin. Sie saß nur wie angeflogen und lächelte und sah auf den jungen Herrn, grad als wären's seine Augen, die sie auf dem Sattel festhielten.

„So ging es eine Weile. ‚Wenn die Alte herauskäme!‘ dachte ich, ‚es gäb ein böses Wetter!‘ Aber sie kam nicht. Da plötzlich schwenkt eine Flucht Tauben mit großem Geclapper über den Hof; und der Fuchs stutzt und macht einen Satz. Ich denk, die Lore stürzt herunter; aber nein, sie hing noch an dem Hals des Pferdes; nur blaß war sie geworden wie der Tod. ‚Oho, Virginie!‘ ruft der Herr, und gleich ist er auch drüben, hat die Lore auf seinen Armen, sieht sie einen Augenblick mit den scharfen Augen an und läßt sie dann sanft zu Boden gleiten. — Oh ich mich noch besinne, höre ich die Hofthür gehen. ‚Da ist die Alte!‘ denk ich; aber als ich mich umkehre, steht der Tischler vor mir. — Wär's nur die Alte gewesen, ich hätte mich nicht so alterirt; denn ganz wie versteinert sah der Mensch aus. ‚Ist denn schon Feierabend, Herr Werner?‘ ruf ich; aber er achtet gar nicht darauf. ‚Guten Abend, Marie!‘ sagt er mit ganz heiserer Stimme, und er würgte ordentlich daran, als wenn ihm das Wort im Halse stecken bleiben müßte. — ‚Wollen wir nicht ins Haus gehen?‘ sag ich wieder. ‚Ich danke,‘ antwortet er; ‚ihr habt da schon Gesellschaft.‘ — Und ohne das Mädchen anzusehen oder eine Silbe an sie zu verlieren, kehrt er sich um und geht durch den großen Thorweg der Straße zu.

„Lore stand, ohne sich zu rühren, neben dem schnaubenden Pferde. ‚Was wollte der Dieb?‘ fragte der Graf.

„Es ist ein Landsmann von mir,“ erwiderte sie leise. „Es ist Herr Werner,“ sagte ich, „der erste Arbeiter in dem großen Möbelmagazin“; denn mich ärgerte das spöttische Gesicht, womit der Herr dem Tischler nachgesehen hatte.“

Die Erzählerin hatte eine Arbeit vollendet; sie stand auf und legte die Stoffe zusammen. Nebenan im Wohnzimmer fanden sich die Hausgenossen zum Mittagstisch zusammen.

„Was ist denn daraus geworden?“ fragte ich noch. „Was ist daraus geworden?“ wiederholte sie; „ich habe eine Zeitlang hin und wieder geredet; am Ende — der Tischler kann ja doch nicht von ihr lassen; und sie, wenn ihr nicht just der Kopf verrückt ist, weiß auch wohl, was sie an ihm hat. Die schönen vornehmen jungen Herrn sind ja nun doch einmal nicht für sie gewachsen.“

Wir gingen zu Tische. Aber die Geschichte der lahmen Marie lag mir schwer auf dem Herzen. — Lore und Christoph! Ich konnte mir die beiden Menschen nicht zusammendenken.

Ein Spaziergang.

Bald nach Ostern hatte eine plötzliche Erkrankung meiner Mutter mich nach Hause gerufen. Erst im August, da ich die völlig Genesene mit Ruhe der Sorge meines Vaters und der Heilkraft der milden Lüfte überlassen konnte, kehrte ich auf die Universität zurück. Als ich fortreiste, war auf der weiten Seebucht neben der Stadt noch kaum das Eis verschwunden; nun rauschte über allen Wegen das volle Laub des Sommers.

Es war am Vormittage nach meiner Ankunft; von meinen Bekannten hatte ich noch keinen gesprochen. Ich stand nachdenklich in der Mitte meines einsamen Studentenstübchens; das ausgetrocknete Tintenfaß auf dem Schreibtisch und die bestaubten Bücher sahen mich unbehaglich an; der halb ausgepackte Koffer auf dem Fußboden machte es nicht besser.

Aber die Sonne schien durch die Fensterscheiben und lockte mich hinaus; und bald ging ich, wie ich es schon als Knabe liebte, nur mit mir allein, im Schatten der breiten Ulmenallee, welche eine Strecke oberhalb des Wassers am See-Strande entlang führt.

Wie ein düsteres Gewölbe standen die ungeheuern Bäume über mir, während zu beiden Seiten auf Laub und Gräsern und in den Fenstern der hier überall im Grün versteckten Gartenhäuser die helle Morgensonne funkelte; mitunter, wo er durch die Büsche sichtbar wurde, traf auch ein Blitz des Meerespiegels meine Augen. — Ich ging langsam weiter, die frische Luft mit vollen Zügen athmend; nur einzelne unbekannte Menschen begegneten mir, denn die Stunde des Spazierengehens hatte noch nicht geschlagen.

Allmählich aber hörten die Gärten auf; statt der Ulmen waren es hier schlanke aufstrebende Buchen, die zur Seite standen. Noch eine kurze Strecke, und ich ging in einem kühlen Walde, der zur Linken eine Anhöhe hinansteigt, während ich nach der andern Seite durch die Bäume auf die See hinabblicken konnte. Vor mir aus dem Dickicht klang der Silberschlag des Buchfinken und der Lockruf der Schwarzamstel; dazwischen wie Musik hörte ich fortwährend das Wispeln der Blätter und drunten zu meinen Füßen das Anrauschen des Wassers. Mir kam plötzlich die Erinnerung an ein halb verfallenes Haus, das hier im Walde liegen mußte. Vor Jahren als Secundaner war ich einmal mit einem mir verwandten Studenten dort gewesen, den ich von der Schule aus besucht hatte. Es war, so erfuhr ich damals, von einem speculirenden Schenkewirth gebaut worden; aber die Speculation mißglückte; es war ihm nicht gelungen, den großen Zug der Gäste in seine Einsamkeit hinauszulocken. Er hatte verkaufen müssen, und der neue Eigenthümer ließ derzeit die spärliche Wirthschaft durch einen Stellner verwalten.

*in me. l. 100. 1/2
bei
Sunder 10. 11.*

Ich entsann mich des langen blassen Menschen sehr wohl, und auch das einstöckige Gebäude, welches zwischen den hohen Buchen etwa auf der Hälfte der Anhöhe lag, stand jetzt mit Deutlichkeit vor meinen Augen. Unter der kleinen Säulenhalle, welche die Mitte der Front einnahm, hatte ich damals mein erstes Glas Grog getrunken; von hier aus waren wir durch eine große Flügelthür in einen hohen düstern Saal getreten, dessen Fenster nach hinten in den Wald hinausfahen. Mich überkam ein Verlangen, den einsamen Ort wieder aufzusuchen; zugleich eine Besorgniß, er möge jetzt verschwunden oder für mich nicht mehr zu finden sein.

Während ich so meinen Gedanken nachhing, bemerkte ich aufblickend einen schmalen Fußweg, der sich links vom Wege zwischen den Bäumen hinaufschlang. Ich stand einen Augenblick; so war es damals auch gewesen; dann stieg ich langsam den Berg hinauf. Nach einiger Zeit sah ich vor mir zwischen den Stämmen ein graues Schieferdach auftauchen, allmählich wurden auch die Kapitäle einer kleinen Säulenhalle und zu jeder Seite derselben der obere Theil eines Fensters sichtbar. Noch ein paar Schritte, und eine breite Steintreppe führte aus dem Baumschatten auf einen kleinen ebenen Platz hinaus.

Da lag es vor mir; mitten im Walde, im stillsten Sonnenschein. Die Zeit schien hier kaum etwas verändert zu haben; wie damals war der ursprünglich röthliche Anwurf der Mauern, wo er nicht abgeblättert an der Erde lag, überall mit grünem Moos bezogen, und aus den Spalten der hölzernen Säulen drängte sich braunes wucherndes Schwammgewächs; auch jetzt noch stand unter der kleinen Halle eine dunkelgrüne Bank zu jeder Seite der halbgeöffneten Flügelthür. — Ich setzte mich auf eine derselben und blickte durch die Lücken des Gehölzes auf die See hinab, wo eben ein Fischerbot im Sonnenschein vorüberglitt. —

Menschen schienen hier oben nicht zu haufen, es rührte sich nichts; auch hinter mir aus dem Hause vernahm ich keinen Laut; nur eine Waldbiene summt in raschem Fluge vorüber, und an den Grasträndern der Steintreppe gaukelten zwei dunkle Schmetterlinge.

Nach einer Weile stand ich auf und ging in den Saal. Er schien mir noch düsterer fast, als ich ihn mir gedacht hatte; die dicht vor dem Fenster stehenden Bäume schienen ihre Zweige bis über das Dach zu breiten. Ich schlug mit meinem Stock auf einen Tisch, daß es an der hohen Decke wiederhallte; aber es kam Niemand. — Zur Linken in einem Nebenzimmer, in das ich hineinblickte, stand ein einsames Billard. Aber gegenüber an der andern Seite des Saals war noch eine Thür; ich öffnete sie und gelangte in einen schmalen Gang und durch diesen wiederum ins Freie. — Neben einer Regelbahn, die dicht am Hause lag, fand ich einen schon ältlichen Menschen, mit einer grünen Schürze angethan, auf dem Rasen eingeschlafen. In der That, es schien auch derselbe Kellner noch von damals! — Als ich ihn mit meinem Stock berührte, riß er die Augen auf und sprang empor. „Ich bitte, mein Herr,“ sagte er, „ich habe wenig Ruhe gehabt die Nacht.“

Ich sah ihn verwundert an.

„Sie wissen das nicht?“ fuhr er fort, indem er mich von Kopf zu Füßen musterte; „die Herren Corpsburschen haben ja seit Ostern ihren Kneipabend hierher verlegt.“

Ich wußte das in der That nicht, obgleich die Meisten meiner Bekannten zu dieser Verbindung gehörten.

Während ich einen Krug Bier und eine Schnitte Brot bestellte, waren wir in den Saal zurückgegangen. — Als der Tagesschein durch die geöffnete Thür fiel, wurden auf der Mitte des Fußbodens ein paar dunkle Flecke sichtbar, die mir keinen Zweifel ließen, daß nicht nur die Kneipabende, sondern auch die dazu gehörigen „Baufereien“ in

diese Einsamkeit verlegt waren. — „Weshalb schafft ihr denn das Blut nicht fort?“ fragte ich.

„Um Entschuldigung, mein Herr,“ erwiderte der blasse Kellner, „aber der Fleck kommt immer wieder; er ist von damals, als das Unglück hier passirte. — Es sah sich übel an, als der hitzige junge Herr auf einmal so still und weiß wurde.“

Ich entsann mich sogleich jenes Vorfalls, der einer dürftigen Offizierswitwe ihren einzigen Sohn gekostet hatte. Es war bald nach meiner Abreise geschehen und hatte auf kurze Zeit die Theilnahme des ganzen kleinen Landes in Anspruch genommen.

Ich ging in die Halle hinaus und setzte mich auf eine der grünen Bänke, des armen heißblütigen Jungen gedenkend, dessen Leben hier die letzte unliebsame Spur zurückgelassen hatte.

Nach einer Weile brachte der Kellner das bestellte Frühstück. „Heut Abend könnten Sie was Besseres haben,“ sagte er, indem er Krug und Teller vor mir auf den Tisch stellte. „Wir haben Ball; da schickt der Prinzipal allemal seine Köchin heraus.“

„Ball?“ fragte ich erstaunt. „Wer tanzt denn hier mitten im Walde?“

„Nun,“ erwiderte er und blickte fast ein wenig despectirlich auf meine nicht allzu moderne Kleidung, „die vornehmsten Herrn Studenten haben das so eingerichtet.“

Mir fiel plötzlich eine Stelle aus dem Briefe eines Freundes ein, den ich während meines Aufenthaltes in der Heimath erhalten hatte. „Zum Hexensabbath nennen wir es; und es geht toll genug her!“ So lauteten die Worte. Ich wußte jetzt, wovon die Rede war; ich hatte nur den Ort vergessen.

Der Kellner schien übrigens jenen Namen nicht eben gern zu hören. Während ich ihn aber noch damit zu schrau-

ben suchte, waren zwei junge mir wenig bekannte Studenten den Berg herauf gekommen. Sie warfen sich, ohne von mir Notiz zu nehmen, an der andern Seite der Thür auf die Bank, während sie in scharf accentuirten Worten und mit einem grimmen Gesichtsausdruck jeder einen Seidel Bier bestellten. Dann, während der Kellner sich entfernte, kam in abgebrochenen Sätzen, mitunter durch Pfeifen oder lautes Gähnen unterbrochen, eine Unterhaltung über die bevorstehende Tanzfestlichkeit in Gang, die der Eine, offenbar ein „Fuchs“ von neuestem Datum, erst durch seinen etwas ältern Genossen kennen lernen sollte. Eine nach der andern, wurden ihm die Tänzerinnen in knapper, nicht eben zartester Portraitirung vorgeführt; voran die Töchter eines Winkelanzmeisters und eines trunkefalligen Polizisten, mit deren Hülfe das Institut begründet war; in ihrem Gefolge eine ganze Reihe freund- und elternloser Mädchen, die während des Tages mit ihrer Hände Arbeit sich ein kärgliches Brot verdienten.

Ich verzehrte indessen schweigend mein Frühstück und fütterte mitunter einen Buchfinken, der furchtlos neben mir auf den Fliesen umherlief und die ihm hingeworfenen Brotkrumen aufspickte.

„Die Gräfin sollst du erst sehen!“ begann der Ältere meiner beiden Nachbarn wieder, indem er seinen kleinen Schnurrbart drehte.

Der Andere that eine verwunderte Frage.

Sein Freund lachte: „Es ist nur eine Nähterin, Ludwig; aber wenn sie dich so kalt mit ihren schwarzen Augen ansieht! — Sie ist verdammt von oben herab.“

„Aber warum nennt ihr sie denn die Gräfin?“

„Nun, siehst du — der Kaugraf hat sie.“

Ich weiß nicht, weshalb ich bei diesen Worten erschraf. Schon wollte ich nähere Erkundigungen bei dem jungen Renommisten einziehen, als mir einfiel, daß ich bei meinem

Fortgehen die „lahme Marie“ in der Hinterstube meiner Hauswirthin gesehen hatte.

Ich machte mich sofort auf den Rückweg; und eine halbe Stunde später stand ich neben ihr und hatte ein Gespräch mit ihr angeknüpft.

„Und Sie haben Lenore seit lange nicht gesehen?“ fragte ich.

Sie schwieg einen Augenblick. „Ich gehe nicht mehr mit ihr,“ sagte sie, indem sie auf ihre Arbeit blickte.

„Sie schienen doch sonst so gute Freunde!“

„Sonst, ja!“ — Sie strich ein paar Mal mit dem Nagel über die eben angefertigte Naht. „Aber seitdem sie draußen bei den Studenten tanzt; — — sie wird die längste Zeit bei der alten Tante gewesen sein; und mit dem Testament mag es nun auch wohl anders werden.“

„Also doch!“ dachte ich. — Christoph hatte mir das entlehnte Geld schon einige Zeit nach seiner Abreise mit der kurzen Bemerkung zurückgesandt, daß er im Hause seines Oheims eine freundliche Aufnahme, bei den beiden Alten nicht weniger als bei deren schon etwas ältlicher Tochter, und außerdem Arbeit vollauf gefunden habe. Seitdem hatte ich Näheres weder von ihm, noch von Lenore gehört.

„Aber, wie ist denn das gekommen?“ fragte ich nach einer Weile, während die Nähterin emsig fortgearbeitet hatte.

„Nun!“ sagte sie und steckte für einen Augenblick die Nähnaedel in das Zeug. „Es war vierzehn Tage vor Pfingsten; die Lore war schon lange unwirsch gewesen; ich dachte erst, weil der Tischler ihr noch immer nicht geschrieben hatte, mitunter aber kam's mir vor, als sei das ganze Verlöbniß ihr leid geworden, und als könne sie in sich selber darüber nicht zurechte kommen. Sie scherte sich auch keinen Deut darum, ob sie mich oder eine von ihren vornehmen Herrschaften mit den kurzen Worten vor den Kopf stieß; am schlimmsten war es aber, wenn sie gegenüber die Musik

vom Ballhaus hörte; denn sie hatte dem Tischler doch versprechen müssen, nicht zu Tanze zu gehen. — Eines Abends nun, da wir vor meiner Thür auf der Bank sitzen, kommt mein Schwestersohn, der Schneider, der erst gestern aus der Fremde heim war, mit ein paar andern Gesellen zu uns. Er war den Rhein herabgekommen, hatte auch dort in zwei oder drei Städten, die er namhaft machte, gearbeitet. Die Andern fragen; er erzählt. — „So hast du den Christoph Werner auch gesehen?“ sagt der Eine. — „Den Tischler, freilich habe ich ihn gesehen; der hat sein Glück gemacht.“ — „Wie denn?“ fragt der Andere. — „Wie denn? Er heirathet die Meisterstochter; und sie hat — — — du verstehst mich!“ Er machte wie Geldzählen mit den Fingern. Mir wurde himmelangst bei diesen Reden. „Du bist nicht gescheut, Junge,“ sag ich, „was schwäzest du da ins Gelag hinein!“ — „Oho, Tante, gescheut genug!“ ruft er, „bin ich doch dabei gestanden, daß er die Bretter zu seinem Hochzeitsbett gehobelt hat!“ — — Lore, auf dieses Wort, ohne einen Laut zu geben, steht sie von der Bank auf, nimmt ihren Hut und geht, ohne sich umzusehen, die Straße hinab. „Was fehlt der?“ sagt mein Schwestersohn noch. — „Ich weiß nicht, Dietrich.“ — Und ich wußte es auch wirklich nicht. Es war nicht gar so heiß gewesen zwischen ihr und dem Tischler; denn er war ihr lange nachgegangen, und sie hatte sich zwei Mal bedacht, bevor sie Ja gesagt; und wenn ich's auch schon wußte mit dem vornehmen jungen Herrn, dem Studenten, so dachte ich doch nicht, daß er ihr so ganz ihren eigenwilligen Kopf verrückt hätte.

„Noch eine Weile saß ich bei den Andern und hörte, was der Junge, der Schneider, zu erzählen mußte; aber ich hörte nur halbwege, und bald litt es mich nicht länger; denn ich sorgte doch um sie.

„So ging ich denn hinterher und traf sie, wie ich es mir auch gedacht hatte, drunten im Haus der Tante, wo

sie in einem Hinterlämmerchen ihre Menage hatte. Da stand sie mitten im Zimmer freideweiß und nagte sich auf den Lippen, daß ihr das Blut übers Kinn lief; alle ihre Schubfächer und Schachteln hatte sie aufgerissen, und Tüll und Bänder lagen um sie her gestreut auf dem Fußboden. ‚Lore!‘ rief ich, ‚was machst du, Lore?‘ Aber sie schien nicht auf mich zu hören. — ‚Ist Sonntag Tanz im Ballhaus?‘ fragte sie. — ‚Im Ballhaus? Was geht das dich an!‘ — ‚Ich will mittanzen!‘ — ‚Du? Was würde dein Schatz wohl dazu sagen?‘ — ‚Was geht mich mein Schatz an!‘ — Sie hatte währenddeß ihren Hut aufgesetzt und ihr Umschlagetuch von der Commode genommen; dann schloß sie ein Kästchen auf, worin sie ihr Ersparthes hinein zu legen pflegte; — denn wenn sie auch manchen Schilling für Puz verthat, so war sie doch stolz und hatte immer nicht so nackt und bloß zu ihrem Bräutigam kommen wollen. Nun riß sie das Papier, worin es eingewickelt war, herunter und ließ das lose Geld in ihre Tasche fallen. ‚Willst du mit?‘ fragte sie; ‚ich muß Einkäufe machen.‘ — Ich wußte nicht, was sie wollte; aber sie dauerte mich, und so ging ich mit ihr; denn ich hoffte noch, das mit dem Tanzen ihr wieder auszureden. Aber es waren leere Worte; denn sie ging hastig neben mir die Straße hinab und antwortete nicht und sah nicht nach mir hin.

„Als wir bei dem Schnittwaarenhändler am Markte vor dem Ladentisch standen, ließ sie sich die dicksten seidenen Bänder und die modernsten Jaconets vorlegen, wie sie deren sonst wohl nur zu Zeiten für die Bornehmsten in der Stadt verarbeitet hatte. Sie suchte dazwischen umher und warf es durch einander. Der Ladendiener legte noch eine Waare vor. ‚Wenn es der Dame, die das Kleid bestellt hat, auf den Preis nicht ankommt!‘ sagte er und streckte die Hand unter den klaren durchsichtigen Stoff. ‚Nein,‘ sagte Lore, ‚es kommt ihr auf den Preis nicht an.‘ — Ich stieß sie

heimlich an; denn ich verstand es nun wohl, daß sie die kostbaren Zeuge für sich selber wollte. „Lore,“ sagte ich leise, „ich bitte dich, besinne dich doch, was willst du mit den feinen Sachen?“ — Aber siekehrte sich nicht daran, sie ließ den Ladendiener abschneiden und zählte das schöne harte Geld auf den Tisch, als wenn sie nicht mehr wüßte, wie viele Tage sie sich sauer darum hatte thun müssen. „So laß doch,“ sagte sie, als ich ihren Arm zurückhielt; „ich will auch einmal fein sein; ich bin nicht häßlicher als die Schönste hier!“ — —

„Dann ist sie nach Haus gegangen und hat die ganze Nacht und den folgenden Tag gefessen und mit der heißen Nadel genäht, bis das theuere Kleid fertig gewesen ist.

„Am Sonntag darauf,“ fuhr die Erzählerin fort, nachdem sie zuvor einen neuen Faden durch ihre Nadel gezogen hatte, „Abends, da es schon spät gewesen ist, hat sie sich von den weißen Maililien in ihr schwarzes Haar gesteckt und ist dann aufs Ballhaus gegangen.

„Ich hab das Alles nur von meinem Schwestersohne,“ setzte sie hinzu, „das ist auch Einer, der keinen Tanz verpassen kann. — — Sie hat erst lange gefessen; denn die jungen Handwerksleute haben sich gar nicht an sie getraut; und die Studenten hat sie selber einen nach dem andern abgewiesen; es hätte nahezu wieder einen Aufruhr um sie gegeben. Der blasse vornehme Student, wie heißen sie ihn gleich?“ — —

„Der Raugraf!“ sagte ich.

„Freilich, der ist auch da gewesen; aber er hat sich wie gar nicht um sie gekümmert. Zulezt hat er doch kommen müssen; denn zu schön hat sie ausgesehen; als wenn sie aus dem Morgenland gekommen wäre, haben sie gesagt. Sie ist blutroth geworden, als er zu ihrem Platz getreten ist, und hat am ganzen Leibe gezittert. Aber nun ist sie aufgestanden und hat ihm die Hand gegeben, und er hat

sie angesehen, sagt mein Schwesterjohn, als wenn er sie hat verzehren sollen. Sie hat auch mit Keinem sonst getanzt; denn bis die Musikanten ihre Geigen eingepackt haben, sind die Beiden mit einander nicht wieder von der Diele gekommen."

Die lahme Marie schwieg; nur „Ja, ja!“ sagte sie noch einmal, wie in Gedanken die Moral aus ihrer Erzählung ziehend; dann setzte sie eifriger als zuvor ihre Arbeit fort.

Ich wußte genug; und beschloß, um nun auch mit eignen Augen zu sehen, mich heute Abend selbst auf den „Hexensabbath“ zu begeben.

Draußen im Walde.

Es war schon dunkel; eine schwüle Luft lag über dem Walde, während ich die Anhöhe hinauf den Weg durch die Baumstämme zu finden suchte.

Als ich die Steintreppe erstiegen hatte, blieb ich unwillkürlich stehen. Neben mir sah ich ein paar weiße Mädchen gestalten durch die Bäume schlüpfen und dann seitwärts im Hause verschwinden. Es schien eben eine Tanzpause zu sein; ich hörte drinnen in dem hell erleuchteten Saal die Musikanten ihre Geigen stimmen; an den offenen Flügelthüren vorbei trieben Studenten und Mädchen in lebhaftem Verkehr vorüber. Ich konnte mich nicht überwinden, sogleich hinein zu gehen; vor meinem innern Auge stand die liebliche Kindesgestalt des Mädchens; ich sah sie wieder an dem Halse ihres armen Vaters hangen; ich dachte daran, wie sie so hartnäckig meiner knabenhaften Leidenschaft ausgewichen war. Ein plötzlicher Schmerz kämpfte in meiner Brust; ich weiß kaum, war es Mitleid oder Eifersucht.

Endlich stieg ich die beiden Stufen der kleinen Halle hinan und stellte mich unbemerkt an den Pfosten der offenen Thür. Die Pauſe dauerte noch fort; aber es schien

darum nicht weniger lebendig; die Studenten, die an den Seitentischen oder im Nebenzimmer saßen, redeten und klapperten mit ihren Seideln, die Mädchen trieben sich lachend auf und ab; mitunter fuhr ein übermüthiger Schrei durch den Saal.

Es waren anmuthige Gesichter unter diesen Mädchen; jugendliche Gestalten mit großen, leidenschaftlichen Augen, die durch den Ausdruck sorglosen Lebensgenusses oder einen vorüberwandelnden Zug von Leide nicht weniger anziehend wurden. Trotz ihrer Armuth waren sie alle sauber gekleidet, in hellen, durchsichtigen Stoffen, eine Blume oder einen frischen Kranz in dem sorgfältig geflochtenen Haar.

Dies hatte indessen bei ihren Tänzern nicht eine gleiche Rücksicht zu bewirken vermocht; denn namentlich die Jüngern und einige der sogenannten „Haupthähne“ der Verbindung scheuten sich nicht, in Gegenwart ihrer Damen die Beine behaglich über Tisch und Bänke auszustrecken.

Meine Augen suchten Lore; und sie brauchten nicht lange zu suchen. Sie saß dem Billardzimmer gegenüber zwischen einem Paar jüngerer Mädchen, die lebhaft zu ihr sprachen, während sie theilnahmslos vor sich hinblickte.

Im Haar trug sie eine weiße Rose, eine Seltenheit in dieser Jahreszeit; aber auf ihrem Antlitz war die Rosenzeit vorüber; kein Roth schimmerte mehr durch diese zarten blassen Wangen.

Auch den Raugrafen sah ich; er saß mit übergeschlagenen Beinen, wie ermüdet, an der andern Seite des Saales. — Ich stand in seiner Nähe. Als die Musikanten ihre Instrumente zur Hand nahmen, trat einer der jüngern Studenten zu ihm. „Laß mir die Lore für diesen Tanz!“ sagte er schüchtern.

„Ein ander Mal, Fuchs!“ erwiderte der Raugraf und lehnte seinen schönen, aber bleichen Kopf zurück gegen die Wand. Die Musik setzte ein; allein er stand nicht auf, um

seine Tänzerin zu holen; er hob lässig die Hand und machte gegen sie hin ein Zeichen mit den Fingern. Ich sah, wie sie einen zornigen Blick zu ihm hinüberwarf und dann, ohne aufzustehen, ihre Augen in die aufgestützte Hand begrub. Der Raugraf faltete die Stirn; und nach einer Weile sprang er auf und schritt durch den Saal, bis er vor ihr stand. — Als sie auch jetzt nicht ausblickte, legte er den Arm um sie und zog sie mit einer raschen Bewegung zu sich empor. Er schien einige Worte mit Festigkeit hervor zu stoßen; ich war indeß zu weit entfernt, um etwas davon verstehen zu können. Dann trat er mit ihr an die Spitze der übrigen Paare und eröffnete den Tanz.

Sie war eine voll ausgewachsene Mädchengestalt, aber gleichwohl reichte sie ihm nur bis an die Brust. Ich sah ihnen lange nach; sie hatte den Kopf in den Nacken fallen lassen, während sie fast von seinem Arm getragen wurde und nur mit den Fußspitzen den Boden berührte; er neigte sich über sie, und seine Augen lagen unbeweglich wie die eines jungen Raubvogels auf ihrem Antlitz, das sie mit geschlossenen Lidern ihm entgegenhielt. Als der Tanz zu Ende war, führte er sie an ihren Platz und ließ sie leicht aus seinen Armen auf den Stuhl gleiten.

Die Pause dauerte indeß nicht lange. Bald entstand eine Unruhe im ganzen Saal; die Musik setzte in rasendem Tempo ein, und die Paare reihten sich stürmisch an einander.

Der Tanz begann aufs Neue, Gelächter und ausgelassene Rufe flogen durch die Kunde; immer wilder sah ich die kleinen leichtfertigen Füßchen über die dunkeln Flecke des Fußbodens gleiten. Endlich kam es zu einer Tour, durch deren ungestüme Ausführung die ganze Reihe der armen Kinder unausbleiblich zu Fall gebracht wurde.

Dann wie auf einen Wink schwieg die Musik; und während ihre Tänzer lachend über sie hinwegsprangen, stan-

den ſie mit heißen Geſichtern auf und ſtrichen ſich das Haar aus der Stirn oder ſuchten den Staub von ihrem mühsam erarbeiteten Ballſtaat abzuschlagen. — Ich weiß nicht, war es noch ein Reſt von dem Zerſtörungstriebe des Kindes oder war es der allen Menſchen innewohnende Drang, ſich gegen das aufzulehnen, deſſen Einfluß man ſich nicht entziehen kann; — es ſchien, als wenn die akademiſche Jugend ſich in übermüthiger Herabwürdigung des Weibes gar nicht genug thun konnte.

Lore, die ich nicht außer Acht geſaß, ſaß einſam auf demſelben Platze, wohin ſie von dem Raugraſen geführt worden war. Sie ſchien es ſich erzwungen zu haben, daß zu jenem Tanze Niemand ſie auch nur aufgefordert hatte.

Während bald darauf, vielleicht des Contraſtes halber, ein Contretanz mit aller Feierlichkeit ausgeführt wurde, ging ich mit einem Bekannten in das Seitenzimmer. Wir trafen mehrere ältere Studenten, und bald waren wir, unſere Bierſeidel vor uns, in ein alle gleicherweiſe intereſſirendes Geſpräch über die Eventualitäten des bevorſtehenden Examens vertieft.

Als nebenan die Muſik abſetzte, kamen noch einige der Tanzpaare zu uns an den Tiſch; der Raugraſ mit Lore war auch darunter. — Sie ſetzte ſich neben ihn, während er die Speiſekarte muſterte, und bald hatte der Kellner einige Schüſſeln und eine Flaſche Champagner vor den beiden hingestellt. Der Kork wurde behutsam abgenommen — der Raugraſ ließ niemals einen Champagnerpfropfen knallen — und der ſchäumende Wein floß in die Gläſer. Die andern Mädchen, denen ein einfacheres Mahl ſervirt war, ſtießen ihre Tänzer heimlich mit den Ellenbogen; und auch meine Aufmerkſamkeit war bald excluſiv auf dieſes Paar gerichtet. — Lore hatte ihr blaſſes Geſicht in die eine Hand geſtützt, während die andere wie vergeſſen an dem Fuß des vollen Glaſes ruhte; der Raugraſ beſchäftigte

sich behaglich mit seinem Lerchensalmi und schlürfte schweigend seinen Wein dazu. „Willst du nicht essen, Lore?“ fragte er endlich.

Sie schüttelte den Kopf.

Er sah sie einen Augenblick an. „Du willst nicht? — Nun,“ setzte er ruhig hinzu, „deine Sache!“ dann schenkte er sich ein und setzte seine Mahlzeit fort.

Das Mädchen hatte indessen ihr Glas an die Lippen geführt und es mit einem durstigen Zug hinabgetrunken. Ohne den Kopf zu erheben, der noch immer müde in ihrer Hand ruhte, nahm sie die Flasche und hielt sie schwebend über dem leeren Glase, so daß der Wein langsam hineinfließ und nur allmählich schäumend in dem Kelche aufstieg. Ihre Augen blickten mit einem Ausdruck von Trostlosigkeit darauf, als sehe sie ihr Leben aus der Flasche rinnen. Sie achtete auch nicht darauf, als der Schaum aus dem Glase auf den Tisch und von diesem auf den Boden floß; nur ihre andere Hand schien sich immer fester in das schwarze seidige Haar hinein zu wühlen.

„Schöne Dame!“ flüsterte ein hübscher milchbärtiger Junge, während er wie bettelnd ihr sein leeres Glas entgegenhielt; „einen Tropfen von Eurem Überfluß!“

Lore blickte nicht auf; aber ich sah, wie es flüchtig um ihre Lippen zuckte.

„Was denn, Fuchs, was hast du?“ fragte einer von den Alten, der sich bisher nur mit seinem Glase beschäftigt hatte. „Oho, Stoffvergeudung!“ rief er plötzlich und legte seine Hand auf den Arm des Mädchens.

Der Raugraf war nur ein wenig zur Seite gerückt, als der Wein neben ihm zu Boden tropfte. „Laß sie,“ sagte er, „es ist ihre Natur so. — Nicht wahr, Lore,“ setzte er hinzu, indem er sich lächelnd zu ihr wandte, „wir Beide, wir verstehen uns aufs Vergeuden!“

Sie setzte die Flasche auf den Tisch und warf ihm einen

Blick voll unergründlichen Hasses zu. Dann stand sie auf und ging nach der Thür, die in den Saal führte. Aber er war zugleich mit ihr aufgesprungen. Ein Ausdruck verbissenen Sähzorns entstellte die schönen regelmäßigen Gesichtszüge. „Was fällt dir ein!“ flüsterte er und packte mit Heftigkeit ihren Arm. Sie blieb stehen, ohne daß sie Miene machte, sich von seiner Hand zu lösen; nur ihre dunkeln glänzenden Augen blickten ihn fragend und verachtend an. Eine Weile ertrug er es; dann zog er die Hand zurück, und indem er ein kurzes Lachen ausstieß, trat er wieder an den Tisch und schenkte langsam die Reige aus der Flasche. — Lore sah ich durch die Saalthür zwischen den Tanzenden verschwinden.

Mir quoll das Herz; ich hatte aus der Ecke, wo ich saß, Alles genau beobachtet. Nach einer Weile machte ich mich los und trat in den Saal, um sie zu suchen.

Sie war nicht unter den Tanzenden; als ich mich aber zwischen den walzenden Paaren durchgedrängt hatte, sah ich sie in einer Fensternische stehen und scheinbar regungslos in das Gewühl hineinstarren; sie war fast so blaß wie die weiße Rose in ihrem Haar.

„Sie erinnern sich meiner wohl nicht mehr?“ fragte ich, indem ich auf sie zutrat.

Eine tiefe Röthe überzog auf einen Augenblick ihr Antlitz. „O, doch!“ sagte sie leise.

„Wollen wir tanzen, Lore?“

Sie senkte, während sie mir die Hand reichte, den Kopf so tief, daß ich ihre Augen nicht zu sehen vermochte; aber ich sah, wie ihre kleinen weißen Zähne sich tief in ihre Lippen gruben.

So tanzten wir denn zusammen; nur ein paar Kunden; denn auch sie mochte fühlen, daß es mir nicht ums Tanzen war. Bald standen wir neben einander vor der großen Ausgangsthür, deren beide Flügel weit geöffnet waren. Ich

blickte unwillkürlich hinaus; es war sehr finster, nur die Stämme der nächsten Buchen waren von dem herausfallenden Schein beleuchtet. Aber ein Strom bewegter Nachtluft trieb erfrischend gegen uns heran; und während von der einen Seite das Kreischen der Geigen und das Scharren der Tanzenden an mein Ohr schlug, vernahm ich zugleich von draußen das traumhafte Riefeln in den Laubkronen des Waldes.

Das Mädchen stand neben mir, ohne zu sprechen, die Augen zu Boden geschlagen. — Ich faßte mir ein Herz.

„Wie mag es Christoph gehen?“ fragte ich.

Sie fuhr zusammen und murmelte etwas, das ich nicht verstand; aber auf ihren blassen Wangen wurden zwei dunkelrothe Flecke sichtbar.

„Was würde er sagen,“ fuhr ich fort, „wenn er hier wäre!“

Ich sah, wie sie nach Athem rang, und wie ihre herabhängende Hand krampfhaft an dem Kleide fingerte. „D bitte,“ stieß sie leise hervor, „nicht hier, nur nicht hier!“

„Wo denn? Wollen Sie mich hören, Lore?“

Sie blickte zu mir auf. „Draußen,“ sagte sie leise, „ich werde gleich herauskommen; lassen Sie uns abtreten nach dieser Runde! — Ich habe Sie schon bitten wollen, als ich Sie vorhin im Nebenzimmer sitzen sah.“

Wir tanzten noch einmal; dann führte ich sie zu Platz und trat durch die Thür in den kleinen Säulengang hinaus. — Es donnerte in der Ferne; und als ich die beiden Stufen ins Freie hinabstieg, wetterleuchtete es, daß ich auf einen Augenblick die einzelnen Baumstämme bis an die See hinab und drunten das Blinken des Wasserspiegels unterscheiden konnte.

Ich ging um das Haus herum bis an die Regelbahn und wartete dort. Nicht lange, so sah ich auch den Schimmer eines weißen Kleides, ich hörte den leichten Schritt des

Mädchens, und gleich darauf stand sie selbst tief aufathmend vor mir. — So war ich denn endlich wieder mit ihr allein, im Dunkel, in der Sommernacht; aber es waren andere Zeiten. Ehe ich sie anzureden vermochte, hatte sie ein Papier aus der Tasche gezogen, der Schein eines Blitzes fuhr darüber, und ich erkannte Poststempel und Siegel eines Briefes. „Er ist von Christoph,“ sagte Lore, indem sie das Papier in meine Hand legte, die ich unwillkürlich darnach ausgestreckt hatte.

„Von Christoph!“ rief ich; „wann haben Sie den Brief erhalten?“

„Heute!“ erwiderte sie leise.

„Und Sie sind doch hierher gekommen?“

Sie schwieg.

„Darf ich den Brief lesen, Lenore?“

„Ich habe Sie darum bitten wollen.“

Ich ging an eines der erleuchteten Saalfenster in der hintern Front des Hauses. — Lenore war mir langsam gefolgt, und ich fühlte, wie während des Lesens ihre Augen unablässig auf mich gerichtet waren.

Es war ein langer Brief; Christoph gab von seinem Schweigen Rechenschaft. Er hatte das Geschäft seines Oheims übernommen; aber die Verhältnisse waren lange in der Schwebe gewesen, da Alles von einer Verheirathung der Tochter mit einem wohlhabenden Schornsteinfegermeister abgehangen; schon sei er, da eben ein neugieriger Schneider aus der Heimath ihn besucht habe, mit dem Geräthe zu ihrer Hochzeitskammer beschäftigt gewesen, als die ganze Sache noch einmal in Frage gestellt worden sei. Jetzt aber war endlich Alles geordnet, die Tochter hatte Hochzeit gemacht, und er selbst sollte in den nächsten Tagen das Meisterrecht in der fremden Stadt erwerben. Dann lud er sie ein zu kommen, da er nicht fort könne, um sie zu holen. „Sobald ich deine Antwort habe,“ das waren die letzten Worte

des Briefes, „schicke ich dir das Reisegeld; es liegt schon abgezählt und eingesiegelt. Das Haus wirst du leicht erkennen; neben der grünen Bank, die vor der Thür ist, steht eine Linde, wie daheim vor deinem Elternhaus; eine Kammer, die ich selber für die jungen Meisterleute hergerichtet habe, ist ganz davon beschattet.“ — — —

Ich hatte den Brief zusammengefaltet und reichte ihn zurück. Aber Lore schüttelte den Kopf. „Schreiben Sie ihm, Herr Philipp!“ sagte sie, während eine Thräne nach der andern über ihre Wangen tropfte; und leise und mühsam setzte sie hinzu: „Er hat es gut gemeint.“

„Und Sie wollen nicht selber kommen?“ fragte ich.

Sie sah mich an, mit einem Blick so voll von flehender Verzweiflung, daß ich bereute, diese Frage an sie gethan zu haben. „Lore,“ sagte ich, „kann denn Niemand helfen?“

Sie senkte den Kopf, indem sie mit der Stirn an eine Fensterscheibe lehnte; die weiße Rose lag noch immer duftend auf dem glänzend schwarzen Haar. „Er war, da er noch lebte, nur ein armer thörichter Mann,“ sagte sie und ihre Stimme brach fast in verhaltenem Schluchzen, „aber er war doch mein Vater, und es hat mich sonst doch Keiner so geliebt — er würde mich auch jetzt noch nicht verstoßen.“

Als sie das gesagt hatte, schwiegen wir Beide; nur hatte ich, ohne daß ich es wußte, ihre beiden Hände ergriffen, und sie ließ sie mir. — Da hörte ich von der andern Seite des Hauses, von der Halle her, die Stimme des Raugrafen ihren Namen rufen.

Sie fuhr zusammen. „Lore,“ sagte ich, „können Sie denn nicht los von jenem Menschen?“

Ihre Augen blickten mich groß und traurig an. „O, doch!“ sagte sie leise; und mir war, als sähe ich ein Lächeln um ihren Mund; aber ein Lächeln wie in verhüllter Arglist. — Indem wurde noch einmal und mehr in unserer Nähe gerufen.

Sie trocknete hastig ihre Augen. „Leb wohl, Philipp, leb wohl!“ flüsterte sie. Ich empfand den Druck der beiden kleinen Hände; dann war sie fort.

Wie lange ich noch unter den Bäumen auf und ab gegangen, weiß ich nicht. Ich kam erst wieder zum Bewußtsein der Dinge um mich her, als drinnen im Saale plötzlich die Tanzmusik aufhörte und ich statt dessen das Schreien der großen Eulen vernahm, die tiefer im Walde ihr Wesen trieben.

Als ich dann, um über die Steintreppe zu dem Fußweg zu gelangen, an der vordern Fronte des Hauses vorüberging, sah ich Lore noch einmal. Sie stand unter der Halle, den Arm um eine der Säulen geschlungen, und blickte durch die Bäume auf die See hinab, wo eben ein Wetterschein blendend über das Wasser leuchtete.

Am Strande.

Ich hatte lange schlaflos auf meinem Kissen gelegen, an einem Plane sinnend, wie ich Lore mit Hülfe meiner Mutter einen andern Zufluchtsort eröffnen möchte, und, was vielleicht das Schwierigste sei, wie ich sie überreden könne, einen solchen anzunehmen.

Als ich am andern Morgen spät erwachte, stand Fritz Bürgermeister, wie wir ihn als Knaben zu nennen pflegten, vor meinem Bett und lachte mich mit seinen treuen Augen an. — Bald saßen wir neben einander im Sopha, und Fritz hatte vollauf von gemeinschaftlichen Freunden zu erzählen, die er in Heidelberg zurückgelassen. Aber ich hörte nur mit halbem Ohr; meine Gedanken waren bei dem Erlebniß der vergangenen Nacht.

Einige Zeit nachher, als wir auf meinen Vorschlag das Haus verlassen und am Strande entlang in der schattigen Ulmenallee neben einander gingen, entlastete ich mein Herz

und berichtete ihm Alles, was ich über Lore und mit ihr selbst erfahren hatte. Fritz hörte schweigend zu, nur mitunter murmelte er halblaut einen derben Fluch, indem er die im Wege liegenden Steine mit dem Fuße fortstieß, oder er führte einen Hieb in die Luft, als hätte er einen Schläger in der Faust.

Es blieb auch nicht bei diesen Zeichen; acht Tage später stand er dem Raugrafen auf der Mensur gegenüber. Aber der Raugraf schlug eine gefährliche Terz, und Fritz erhielt einen „Schmiß“, dessen Narbe noch jetzt, wenn der Born ihm aufsteigt, wie ein rother Blitz über seine Stirn flammt. — —

Als wir aus der Allee in den Wald gekommen waren und fast die Stelle erreicht hatten, wo der Fußweg die Anhöhe nach dem Tanzhause hinauf geht, sahen wir auf der andern Seite jenseits der Bäume mehrere Menschen auf dem Strande. Sie standen dicht am Wasser und schienen damit beschäftigt, etwas, das man nicht unterscheiden konnte, auf den Boden niederzulegen. In demselben Augenblick kam auch ein Mann in Fischerkleidung in den Weg hinauf. „Was giebt's da unten?“ fragte ich im Vorübergehen.

„Nichts Gutes, Herr!“ war die Antwort; „ein junges Frauenzimmer ist verunglückt.“

„Lore!“ rief ich und ergriff unwillkürlich die Hand meines Freundes.

Er stieß einen Laut des Schreckens aus. „Was redst du nur!“ sagte er abwehrend.

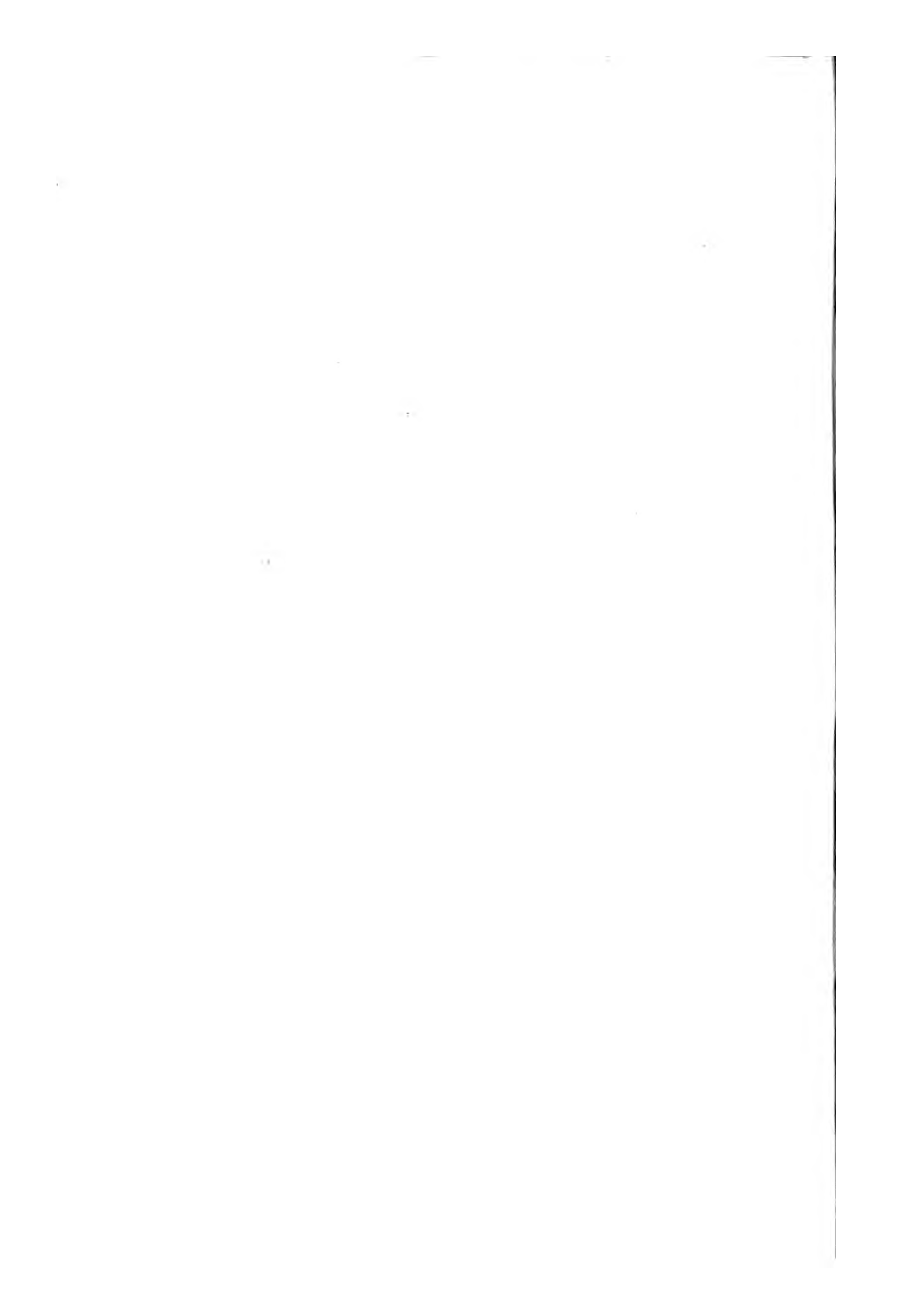
Gleichwohl stiegen wir in stummem Einverständniß durch die Bäume an den Strand hinab. Ich hörte währenddessen die Leute drunten mit einander reden. „Was der gefehlt haben mag?“ sagte eine rauhe Stimme. „Es muß doch eine von den vornehmen Fräuleins sein! — Und in vollem Staat ist sie ins Wasser gegangen.“ Dann wurde es wieder still; nur die Wellen rauschten in der Morgenluft.

Als wir zwischen den Bäumen heraustraten, wurde ich

fast vom Sonnenschein geblendet, der in vollstem Glanze vor uns über die weite Meeresbucht gebreitet war. — Und in diesem Sonnenglanze lag auch sie; die Fischer traten bei unserer Annäherung zur Seite, und wir konnten sie ungestört betrachten. Es war kein Zweifel mehr. Das bleiche Gesichtchen ruhte auf dem Ufersande; die kleinen tanzenden Füße ragten jetzt regungslos unter dem Kleide hervor; Seetang und Muscheln hingen in den schwarzen triefenden Haaren. Die weiße Rose war fort; sie mochte ins Meer hinaus geschwommen sein.

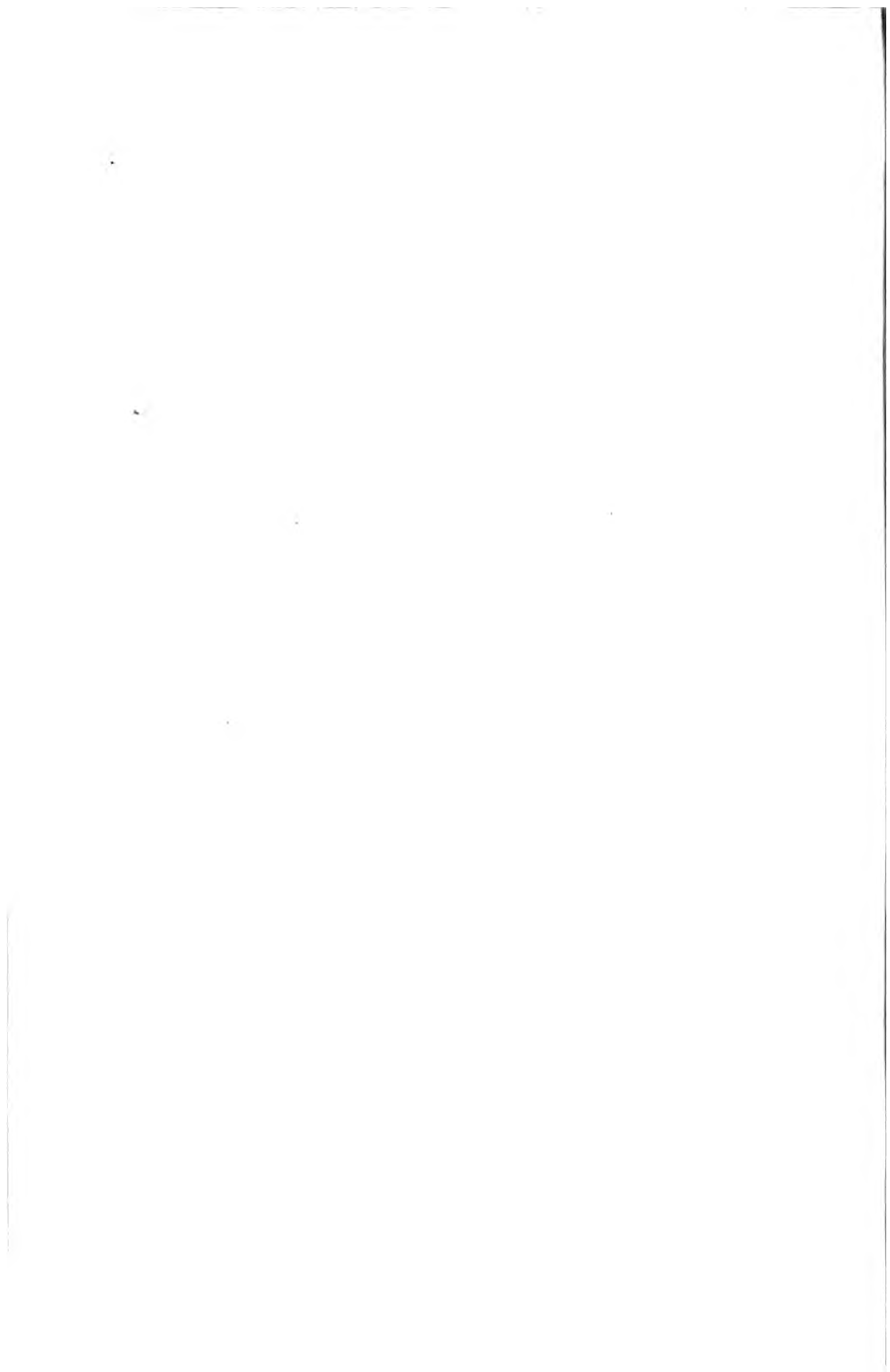
* *
 *

Viele Jahre sind seit jenem Morgen vergangen. — Auf dem Kirchhofe der Universitätsstadt, abseits im hohen Grase, liegt eine weiße Marmortafel; „Lenore Beauregard“ steht darauf. — Drei Heimathsgenossen, in verschiedenen Theilen des deutschen Landes lebend, haben sie gestiftet.



Posthuma.





Ein Grabgeleite betrat den Kirchhof: ein schmaler Sarg, ein Blumenkranz darauf, sechs Träger und zwei Folger. Es war stille Sommerfrühe, der größte Theil des Kirchhofes lag noch in feuchtem Schatten; nur an dem Rande einer frischen Grube war die aufgeworfene Erde schon von der Sonne angeglänzt. Hier sank der Sarg hinab; die Männer nahmen die Hüte herunter, neigten einige Augenblicke den Kopf hinein und gingen dann plaudernd ihren Weg zurück, dem Todtengräber den Rest überlassend. — Bald war die Erde aufgeschüttet, und es wurde wieder Stille, einsamer Sonnenschein; nur die Schatten der Kreuze und Gedenktafeln, der Urnen und Obelisken rückten unmerklich über den Rasen.

Das Grab war in dem Viertel der Armen, wo keine Steine auf den Gräbern liegen; erst ein niedriger Erdhügel, dann kam der Wind und wehte den losen Staub in den Weg; dann fiel der Regen vom Himmel und verwusch die Ecken; an Sommerabenden liefen die Kinder darüber weg. Endlich wurde es Winter; und nun fiel der Schnee darauf, dichter und dichter, bis es ganz verschwunden war. — Aber der Winter blieb nicht; es wurde wieder Frühling, es wurde Sommer. Auf den anderen Gräbern brachen die Schneeglöckchen aus der Erde, das Immergrün blühte, die Rosen

trieben große Knospen. Nun hatte auch hier das Grab sich überwachsen; erst ein feines Grün, Gras und Marienblatt, dann schossen rothe Nesseln auf, Disteln und anderes Gewächs, was die Menschen Unkraut nennen; und an warmen Sommermittagen war es voll von Grillengefang. — Dann wieder eines Morgens waren alle Disteln und alles Unkraut verschwunden und nur das schöne Gras war noch da. Wieder einige Tage später stand an dem einen Ende ein schlichtes schwarzes Kreuz; endlich war auf der Rückseite des Kreuzes, vom Wege abgekehrt, ein Mädchenname eingeschnitten, mit kleinen Buchstaben, ohne Färbung, nur in der Nähe erkennbar.

Es war Nacht geworden. In der Stadt waren die Fenster dunkel, es schlief schon Alles; nur oben in den hohen Zimmern eines großen Hauses wachte noch ein junger Mann. Er hatte die Kerzen ausgethan und saß mit geschlossenen Augen in einem Lehnstuhl, horchend, ob unten Alles zur Ruhe gegangen sei; in der Hand hielt er einen Kranz von weißen Moosrosen. So saß er lange.

Draußen ward eine andere Welt lebendig; das Gethier der Nacht strich umher, es wimmerte etwas in der Ferne. Als er die Augen aufschlug, war das Zimmer hell; er konnte die Bilder an den Wänden erkennen; durchs Fenster sah er die gegenüberstehende Wand des Seitenflügels in herber Mondscheinbeleuchtung. Seine Gedanken gingen den Weg zum Kirchhof. „Das Grab liegt im Schatten,“ sagte er — — „der Mond scheint nicht darauf.“ Dann stand er auf, öffnete vorsichtig und stieg mit seinem Kranz die Treppen hinab. Auf dem Hausflur horchte er noch einmal, und nachdem er geräuschlos die Thür aufgeschlossen, ging er auf die Straße und im Schatten der Häuser zur Stadt hinaus; eine Strecke fort im Mondschein, bis er den Kirchhof erreicht hatte.

Es war, wie er gesagt hatte; das Grab lag im tiefen Schatten der Kirchhofsmauer. Er hing den Rosenkranz über das schwarze Kreuz; dann lehnte er den Kopf daran. — Der Wächter ging draußen vorüber; aber er bemerkte ihn nicht; die Stimmen der Mondnacht erwachten, das Säuseln der Gräser, das Springen der Nachtblüthen, das feine Singen in den Lüften; er hörte es nicht, er lebte in einer Stunde, die nicht mehr war, umfassen von zwei Mädchenarmen, die sich längst über einem stillen Herzen geschlossen hatten. Ein blasses Gesichtchen drängte sich an seins; zwei funderblaue Augen sahen in die seinen.

Sie trug den Tod schon in sich; noch aber war sie jung und schön; noch reizte sie und wurde noch begehrt. Sie liebte ihn, sie that ihm Alles. Oft war sie ineinetwegen gescholten worden; dann hatte sie mit ihren stillen Augen drein gesehen, es war aber deshalb nicht anders geworden. Nachts im kalten Vorfrühling, in ihrem vertragenen Kleidchen kam sie zu ihm in den Garten; er konnte sie nicht anders sehen.

Er liebte sie nicht, er beehrte sie nur und nahm achtlos das ängstliche Feuer von ihren Lippen. „Wenn ich geschwätzig wäre,“ sagte er, „so könnte ich morgen erzählen, daß mich das schönste Mädchen in der Stadt geküßt hat.“

Sie glaubte nicht, daß er sie für die Schönste halte, sie glaubte auch nicht, daß er schweigen werde.

Ein niedriger Baum trennte den Fleck, worauf sie standen, von der Straße. Nun hörten sie Schritte in ihre Nähe kommen. Er wollte sie mit sich fortziehen; aber sie hielt ihn zurück. „Es ist einerlei,“ sagte sie.

Er machte sich von ihren Armen los und trat allein zurück.

Sie blieb stehen, regungslos; nur daß sie ihre beiden Hände an die Augen drückte. — So stand sie noch, als draußen die Menschen vorüber gegangen waren und als sich das Geräusch der Schritte unten zwischen den Häusern verloren hatte. Sie sah es nicht, daß er wieder zu ihr ge-

treten war und seinen Arm um ihren Nacken legte; aber als sie es fühlte, neigte sie den Kopf noch tiefer. „Du schämst dich!“ sagte sie leise, „ich weiß es wohl.“

Er antwortete nicht; er hatte sich auf die Bank gesetzt und zog sie schweigend zu sich nieder. Sie ließ es geschehen, sie legte ihre Lippen auf seine schönen vornehmen Hände; sie fürchtete, ihn betrübt zu haben.

Er hob sie lächelnd auf seinen Schoß und wunderte sich, daß er keine Last fühle, nur die Form ihres zarten, elfenhaften Körpers; er sagte ihr neckend, sie sei eine Hexe, sie wiege keine dreißig Loth. — Der Wind kam durch die nackten Zweige; er schlug seinen Mantel um ihre Füße. Sie sah mit glücklichen Augen zu ihm auf. „Mich friert nicht!“ sagte sie und preßte ihre Stirn fest an seine Brust.

Sie war in seiner Gewalt; sie wollte nichts mehr für sich allein. — Er schonte ihrer; nicht weil es ihn ihrer erbarmte oder weil er es als Sünde empfunden hätte, sie ohne Liebe sein zu nennen; aber es war, als wehre ihm Jemand, sie ganz zu besitzen. Er wußte nicht, daß das der Tod sei. —

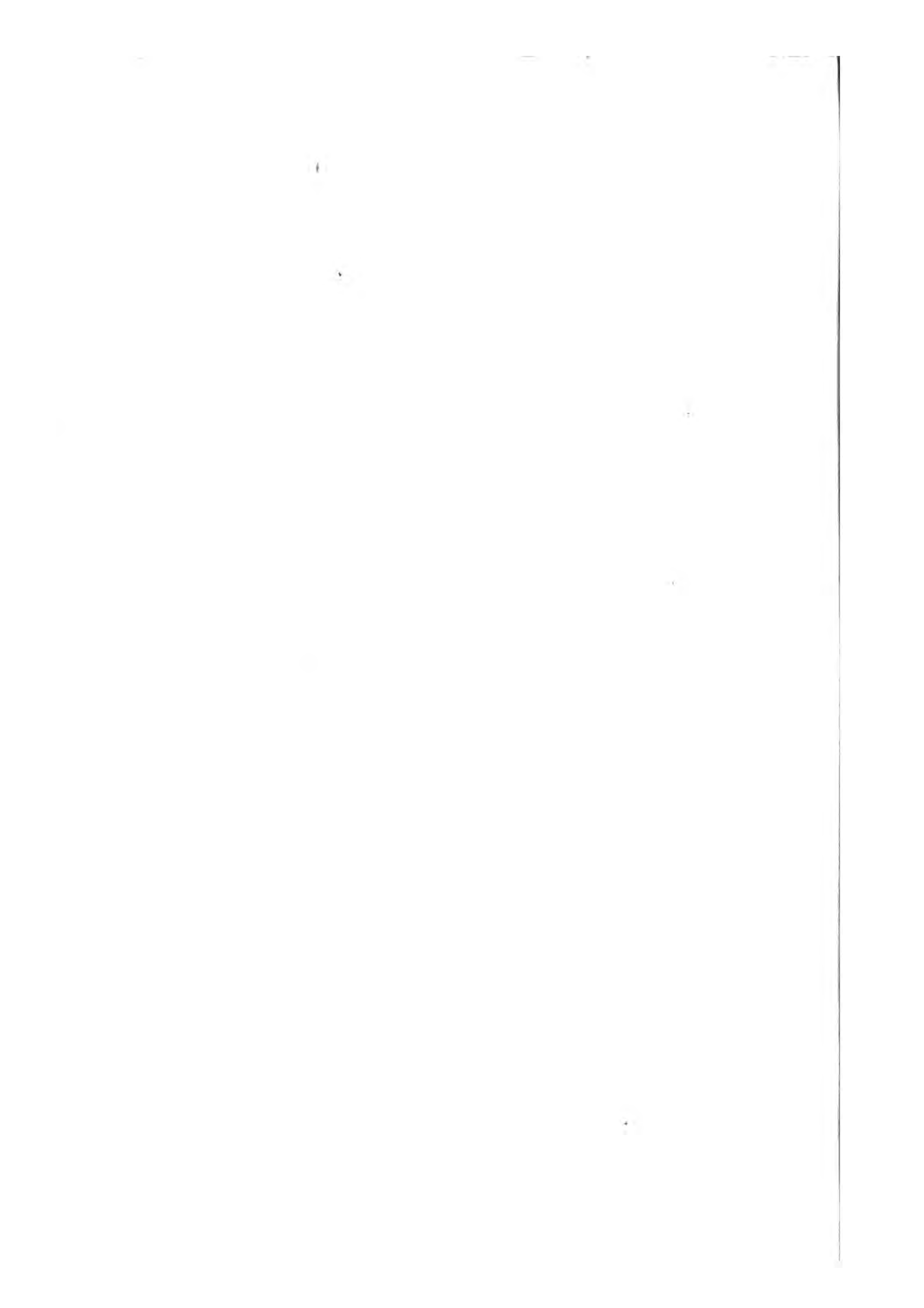
Er war aufgestanden, er wollte gehen. „Du wirst zu kalt,“ sagte er. Aber sie drückte seine Hand an ihre Wange, sie legte ihre Stirn an seine. „Ich bin heiß! fühl nur, brennend heiß!“ sagte sie. Sie schlug ihre Arme um seinen Nacken, sie ließ sich wie ein Kind an seinem Halse hängen und sah ihn stumm und selbstvergessen an.

* *

Acht Tage nach dieser kalten Nacht vermochte sie das Bett nicht zu verlassen; zwei Monate später war sie gestorben. Er hatte sie nicht wieder gesehen; aber seit ihrem Tode ist seine Begierde erloschen; er trägt jetzt schon jahrelang ihr frisches Bild mit sich herum und ist gezwungen, eine Todte zu lieben.

Wenn die Äpfel reif sind.





Es war mitten in der Nacht. Hinter den Linden, die längs dem Planenzaun des Gartens standen, kam eben der Mond herauf und leuchtete durch die Spitzen der Obstbäume und drüben auf die Hinterwand des Hauses, bis hinunter auf den schmalen Steinhof, der durch ein Stacket von dem Garten getrennt war; die weißen Vorhänge hinter dem niedrigen Fensterchen waren ganz von seinem Licht beschienen. Mitunter war's, als griffe eine kleine Hand hindurch und zöge sie heimlich aus einander; einmal sogar lehnte die Gestalt eines Mädchens an die Fensterbank. Sie hatte ein weißes Tüchlein unters Kinn geknotet und hielt eine kleine Damenuhr gegen das Mondlicht, auf der sie das Rücken des Weisers aufmerksam zu betrachten schien. Draußen vom Kirchturm schlug es eben drei Viertel.

Unten zwischen den Büschen des Gartens auf den Steigen und Rasenplätzen war es dunkel und still; nur der Marder, der in den Zwetschen saß, schmatzte bei seiner Mahlzeit und kratzte mit den Klauen in die Baumrinde. Plötzlich hob er die Schnauze. Es rutschte etwas draußen an der Planke; ein dicker Kopf guckte herüber. Der Marder sprang mit einem Satz zu Boden und verschwand zwischen den Häusern; von drüben aber fletterte ein untersejter Junge langsam in den Garten hinab.

Dem Zwetschenbaum gegenüber, unweit der Blanke, stand ein nicht gar hoher Augustapfelbaum; die Äpfel waren gerade reif, die Zweige brechend voll. Der Junge mußte ihn schon kennen; denn er grinste und nickte ihm zu, während er auf den Fußspitzen an allen Seiten um ihn herumging; dann, nachdem er einige Augenblicke still gestanden und gelauscht hatte, band er sich einen großen Sack vom Leibe und fing bedächtig an zu klettern. Bald knickte es droben zwischen den Zweigen, und die Äpfel fielen in den Sack, einer um den andern in kurzen regelrechten Pausen.

Da zwischendrein geschah es, daß ein Apfel nebenbei zur Erde fiel und ein paar Schritte weiter ins Gebüsch rollte, wo ganz versteckt eine Bank vor einem steinernen Gartentischchen stand. An diesem Tische aber — und das hatte der Junge nicht bedacht — saß ein junger Mann mit aufgestütztem Arm und gänzlich regungslos. Als der Apfel seine Füße berührte, sprang er erschrocken auf; einen Augenblick später trat er vorsichtig auf den Steig hinaus. Da sah er droben, wohin der Mond schien, einen Zweig mit rothen Äpfeln unmerklich erst und bald immer heftiger hin und her schaukeln; eine Hand fuhr in den Mondschein hinauf und verschwand gleich darauf wieder sammt einem Apfel in den tiefen Schatten der Blätter.

Der unten Stehende schlich sich leise unter den Baum und wahrte nun endlich auch den Jungen wie eine große schwarze Raupe um den Stamm herumhängen. Ob er ein Jäger war, ist seines kleinen Schnurrbartes und seines ausgeschweiften Jagdrocks unerachtet schwer zu sagen; in diesem Augenblicke aber mußte ihn so etwas wie ein Jagdfieber überkommen; denn athemlos, als habe er die halbe Nacht hier nur gewartet, um die Jungen in den Apfelbäumen zu fangen, griff er durch die Zweige und legte leise, aber fest, seine Hand um den Stiefel, welcher wehrlos an dem Stamme herunterhing. Der Stiefel zuckte, das Apfelpflücken droben

hörte auf; aber kein Wort wurde gewechselt. Der Junge zog, der Jäger faßte nach; so ging es eine ganze Weile; endlich legte der Junge sich aufs Bitten.

„Lieber Herr!“

„Spitzbube!“

„Den ganzen Sommer haben sie über den Baum geguckt!“

„Wart nur, ich werde dir einen Denzettel machen!“ und dabei griff er in die Höhe und packte den Jungen in den Hosenspiegel. „Was das für derbes Zeug ist!“ sagte er.

„Manchester, lieber Herr!“

Der Jäger zog ein Messer aus der Tasche und suchte mit der freien Hand die Klinge aufzumachen. Als der Junge das Einschnappen der Feder hörte, machte er Anstalten hinabzuklettern. Allein der Andere wehrte ihm. „Bleib nur!“ sagte er, „du hängst mir eben recht!“

Der Junge schien gänzlich wie verlesen. „Herr Semine!“ sagte er, „es sind des Meisters feine! — Haben Sie denn gar kein Stöckchen, lieber Herr? Sie könnten es mit mir alleine abmachen! Es ist mehr Plaisir dabei; es ist eine Motion; der Meister sagt, es ist so gut wie Spazierenreiten!“

Allein — der Jäger schnitt. Der Junge, als er das kalte Messer so dicht an seinem Fleisch heruntergleiten fühlte, ließ den vollen Sack zur Erde fallen; der Andere aber steckte den ausgechnittenen Flecken sorgfältig in die Westentasche. „Nun kannst du allenfalls herunterkommen!“ sagte er.

Er erhielt keine Antwort. Ein Augenblick nach dem andern verging; aber der Junge kam nicht. Von seiner Höhe aus hatte er plötzlich, während ihm von unten her das Leid geschah, im Hause drüben das schmale Fensterchen sich öffnen sehen. Ein kleiner Fuß streckte sich heraus — der Junge sah den weißen Strumpf im Mondschein leuchten — und bald stand ein vollständiges Mädchen draußen auf dem Steinhof. Ein Weilchen hielt sie mit der Hand den offenen Fensterflügel; dann ging sie langsam an das Pförtchen des

Stadtenzaunes und lehnte sich mit halbem Leibe in den dunkeln Garten hinaus.

Der Junge renkte sich fast den Hals aus, um das Alles zu betrachten. Dabei schienen ihm allerlei Gedanken zu kommen; denn er verzog den Mund bis an die Ohren und stellte sich breitpurig auf zwei gegenüber stehende Äste, während er mit der einen Hand das geschädigte Kleidungsstück zusammenhielt.

„Nun, wird's bald?“ fragte der Andere.

„Es wird schon,“ sagte der Junge.

„So komm herunter!“

„Es ist nur,“ erwiderte der Junge und biß in einen Apfel, daß der Jäger es unten knirschen hörte, „es ist nur, daß ich just ein Schuster bin!“

„Was denn, wenn du kein Schuster wärst?“

„Wenn ich ein Schneider wäre, würde ich mir das Loch von selber flicken.“ Und er fuhr fort seinen Apfel zu verpeisen.

Der junge Mann suchte in seiner Tasche nach kleiner Münze, aber er fand nur einen harten Doppelthaler. Schon wollte er die Hand zurückziehen, als er von unten her ganz deutlich ein Klirren an der Gartenthür vernahm. Auf dem Kirchturm drüben schlug es eben zwölf. — Er fuhr zusammen. „Dummkopf!“ murmelte er und schlug sich vor die Stirn. Dann griff er wieder in die Tasche und sagte sanft: „Du bist wohl armer Leute Kind?“

„Sie wissen schon,“ sagte der Junge, „'s wird Alles sauer verdient.“

„So fang und laß dir flicken!“ Damit warf er das Geldstück zu ihm hinauf. Der Junge griff zu, wandte es prüfend im Mondschein hin und wieder und schob es schmunzelnd in die Tasche.

Draußen auf dem langen Steige, an dem der Apfelbaum in den Rabatten stand, wurden kleine Schritte vernehmlich

und das Rauschen eines Kleides auf dem Sande. Der Jäger biß sich in die Lippen; er wollte den Jungen mit Gewalt herunter reißen; der aber zog sorgsam die Beine in die Höhe, eins ums andere; es war vergebene Mühe. „Hörst du nicht?“ sagte er feuchend, „du kannst nun gehen!“

„Freilich!“ sagte der Junge, „wenn ich den Sack nur hätte!“

„Den Sack?“

„Er ist mir da vorher hinabgefallen.“

„Was geht das mich an?“

„Nun, lieber Herr, Sie stehen ja da unten!“

Der Andere bückte sich nach dem Sack, hob ihn ein Stück vom Boden und ließ ihn wieder fallen.

„Werfen Sie dreist zu!“ sagte der Junge, „ich werde schon fangen.“

Der Jäger that einen verzweifelnden Blick in den Baum hinauf, wo die dunkle, untersetzte Gestalt zwischen den Zweigen stand, sperrbeinig und bewegungslos. Als aber draußen die kleinen Schritte in kurzen Pausen immer näher kamen, trat er hastig auf den Steig hinaus.

Ehe er sich's versah, hing ein Mädchen an seinem Halse.

„Heinrich!“

„Um Gottes Willen!“ Er hielt ihr den Mund zu und zeigte in den Baum hinauf. Sie sah ihn mit verdutzten Augen an; aber er achtete nicht darauf, sondern schob sie mit beiden Händen ins Gebüsch.

„Junge, vermaledeiter! — Aber daß du mir nicht wieder kommst!“ und er erwischte den schweren Sack am Boden und hob ihn ächzend in den Baum hinauf.

„Ja, ja,“ sagte der Junge, indem er dem Andern behutsam seine Bürde aus den Händen nahm, „das sind von den rothen, die fallen ins Gewicht!“ Hierauf zog er ein Endchen Bindfaden aus der Tasche und schnürte es eine Spanne oberhalb der Äpfel um den Sack, während er mit den Zäh-

nen die Äpfel desselben angezogen hielt; dann lud er ihn auf seine Schulter, sorgsam und regelrecht, so daß die Last gleichmäßig auf Brust und Rücken vertheilt wurde. Nachdem dieses Geschäft zu seiner Zufriedenheit beendet war, fußte er einen ihm zu Häupten ragenden Ast und schüttelte ihn mit beiden Fäusten. „Diebe in den Äpfeln!“ schrie er; und nach allen Seiten hin prasselten die reifen Früchte durch die Zweige.

Unter ihm rauschte es in den Büschen, eine Mädchenstimme freischte, die Gartenpforte klirrte, und als der Junge noch einmal den Hals ausreckte, sah er soeben das kleine Fenster wieder zuflappen und den weißen Strumpf darin verschwinden.

Einen Augenblick später saß er rittlings auf der Gartenplanke und lugte den Weg entlang, wo sein neuer Bekannter mit langen Beinen in den Mondschein hinauslief. Dabei griff er in die Tasche, befiengerte seine Silbermünze und lachte so ingrimmig in sich hinein, daß ihm die Äpfel auf dem Buckel tanzten. Endlich, als schon die ganze Hausgenossenschaft mit Stöcken und Laternen im Garten umherirrte, ließ er sich lautlos an der andern Seite hinuntergleiten und schlenderte über den Weg in den Nachbargarten, allwo er zu Haus war.

Drüben am Markt.

Schon wieder stand der kleine Herr im blauen Frack an der Wehle unterhalb des Deiches zu fischen. Vier Angelruthen hatte er ausgelegt; die Korke mit den Federposen schwammen auf der blanken Wasserfläche, während die Stöcke in dem üppigen Marschgrase ruhten. Auch der kleine schwarze Hund saß wieder daneben, wie es schien in die Betrachtung des vor ihm liegenden Netzes versunken, das schon zur Hälfte mit Weißfischen und Aalen gefüllt war; nur zuweilen warf er den Kopf herum und schnappte nach den Schweißfliegen, die um seine Nase schwärmten. Sein Herr hatte die ausgerauchte Meerschampfeife neben sich gelegt und blickte, die Hände auf den Rücken gefaltet, aus seinen kleinen runden Augen gleichgültig vor sich hin; bald auf die schwimmenden Korke, bald über die Wehle nach dem spitzen Thurm der nicht gar fernen Stadt. Die Sonne blitzte in den blanken Knöpfen seines Fracks und vor ihm auf dem stillen Wasser; mitunter zog er ein blaugedrucktes Schnupstuch aus der Tasche und trocknete sich damit den Schweiß aus seinen schon ergrauten Haaren. Das Schilf duftete, es war ein heißer Septembernachmittag.

Aus dem Häuschen, das droben auf dem Deiche lag, trat ein bejahrtes Frauenzimmer und stieg eilig an dem abwärts führenden Fußwege hinunter. Der alte Herr hatte

sie nicht bemerkt; denn an der einen Angel begann eben die Federpose zu zucken. Als aber jetzt die Frau laut redend und jammernd auf ihn zukam, wandte er sich um und winkte ihr heftig mit der Hand. „Schrei Sie nicht so, alte Person!“ sagte er und bückte sich nach seiner Angel. „Hat denn die Mixtur von gestern noch nicht angeschlagen?“

Das Weib schwieg plötzlich und strich sich verlegen mit der Hand über ihre Schürze.

„Ja so,“ sagte er, „ich kann's mir denken; Ihr habt wieder einmal selbst gedoctert! — Da habt Ihr mir nun auch den Fisch verjagt!“

Indem hatte er sich aufgerichtet; und in seine kleinen Augen trat ein Ausdruck von Schelmerei, der vor Zeiten diesem unschönen Antlitz eine vorübergehende Anmuth mochte verliehen haben. „Kleine Frau,“ sagte er, „kennt Ihr das Gebet der Ärzte?“

Die Frau sah ihn verduzt an. „Nur das Vaterunser, Herr Doctor, und die hinterm Gesangbuch.“

„Nun, so will ich es Euch sagen: Gott behüte uns vor den alten Weibern!“

Die Alte lächelte. „Herr Doctor sind allzeit so spaßig.“

„Und nun,“ fuhr der Doctor fort, indem er seinen alten Hut aus dem Grase auf sammelte, „nun bleib Sie hier und paß Sie mir auf meine Fischerei!“ — Der kleine Hund sprang gegen ihn empor. „Leg dich, Pancraz!“ sagte er und bückte sich, um ihn zu streicheln, mit jener hastigen Innigkeit, womit in Gegenwart Anderer einsame Menschen den an sie gewöhnten Thieren zu begegnen pflegen. Dann, während der Hund sich legte und das Weib, seinem Befehl gehorchend, sich vor den Angelruthen an das Wasser stellte, stieg er langsam den Deich hinauf und verschwand in der Thür des kleinen Hauses.

*

*

*

Es war tiefe Dämmerung, als der Doctor, aus seinem Meer Schaumkopfe rauchend, auf dem Fahrweg des Deiches nach der Stadt zurückkehrte. Neben ihm ging die alte Frau, in der einen Hand ein Recept, in der andern das schwergefüllte Fischnetz; der kleine Hund sprang kläffend hin und wieder. — So erreichten sie die Stadt. Im Schifferhause am Hafen brannten schon die Lichter und warfen ihren Schein auf die Gasse. Der Doctor that einen Blick in die Gaststube, wo an dem rothangestrichenen Tisch schon ein Frühgast dem Wirth gegenüber saß; dann beschleunigte er seinen Schritt und ging durch die dunkle Zwiete dem Markte zu, wo er mit seiner Begleiterin in ein schmales alterthümliches Haus trat, vor dem eine Linde ihre Zweige bis an die Fenster des oberen Stocks hinaufftrecte.

Während noch die Hausglocke läutete, öffnete sich im Hintergrund der Diele eine Thür, und ein schon ältliches bürgerlich gekleidetes Mädchen leuchtete mit einer Schirm-
lampe den Kommenden entgegen. „Bist du es, Onkel?“ fragte sie.

„Freilich; nimm nur der Frau die Fische ab.“

Dann, nachdem die Alte gute Nacht gewünscht, gingen Beide in das geräumige Hinterzimmer. Das Mädchen trug ihr Spinnrad in die Ecke und setzte die Lampe auf des Onkels Schreibtisch, während dieser seine Taschen von dem mitgenommenen Angelgeräthe leerte. „Ist Jemand da gewesen?“ fragte er.

„Ja, Onkel, die arme Frau, der du das Kleid von selig Tante schenktest.“

„Sonst wer?“

„Die alte Kammerherrin hat geschickt, sie hat wieder ihren Zufall.“

Der Doctor setzte sich auf den harten lederbezogenen Stuhl, der vor dem Schreibtisch stand. „So?“ sagte er, „schicken die feinen Leute auch noch! Nun,“ fügte er brum-

mend hinzu, „der Andere wird nicht um den Weg gewesen sein. — Wann war der Diener hier?“

„Du warst nur eben fort.“

„So — nun, da brauchen Ihre Gnaden mich schon nicht mehr.“

„Der Justizrath,“ sagte das Mädchen, „ist auch da gewesen; du hättest doch nicht vergessen, daß es heute der Geburtstag seiner Frau sei.“

Der Doctor schwieg eine Weile. — „Es ist gut,“ sagte er, „bring nur die Fische in die Küche!“

Das Mädchen ging; der Doctor blieb auf seinem Stuhle sitzen und streichelte mit der Hand den kleinen Hund, der ihm auf den Schoß gesprungen war. Seine Augen hafteten an der Messingklinke der nach dem Flur hinaus gehenden Thür, als denke er, sie werde sich im nächsten Augenblick bewegen, und Jemand, den er erwarte, in das dürftig ausgestattete Gemach hereintreten. Aber es kam Niemand; er blieb allein. Endlich, nachdem er das Thier behutsam auf den Fußboden gesetzt hatte, stand er auf und nahm aus dem Repositorium des Schreibtisches einen der Quartbände, welche seine ärztliche Buchführung enthielten. Das Blatt, welches er aufschlug, trug eine Jahreszahl, die der ersten Zeit seiner Praxis angehörte. — „Handlungsdienet Friedeberg“ stand darüber; darunter waren viele Visiten eingetragen, sie folgten sich fast Tag um Tag; zum Schlusse aber war die Rechnung mit einer verhältnißmäßig sehr geringen Summe abgeschlossen.

Der alte Friedeberg war längst begraben; aber der Doctor sah ihn noch vor sich, den kleinen Mann im leberfarbenen Rock, wie er an sonnigen Sonntagnachmittagen drüben am Markt vor der Thür des großen Giebelhauses stand und ihm, wenn er vorüberging, sein „servus, Herr Doctor!“ zurief. — Der alte Friedeberg war es jedoch nicht, um dessen willen die kleine runde Hand des Doctors nach die-

sein Folium zurückgeblättert hatte. Er war nur der Diener gewesen; das große Giebelhaus hatte derzeit dem zweiten Bürgermeister, seinem Principal, gehört; der alte Friedeberg führte nur das kleine Ladengeschäft, das der reiche Kaufherr zugleich mit jenem treuen Mann nach seinen Eltern übernommen hatte. Auch der stattliche Bürgermeister wohnte seit lange nicht mehr in seinem sonnigen Hause; er lag nicht weit davon auf dem Klosterkirchhof in der Familiengruft, die er selbst hatte bauen lassen. — Es war aber auch nicht sein Gedächtniß, das die Hand des Doctors geleitet hatte; der Doctor war nicht einmal sein Hausarzt gewesen; denn der Bürgermeister hatte sich wie alle Honoratioren des Physikus bedient. Aber der Physikus war einmal über Land gewesen, und — der Herr Bürgermeister hatte eine Tochter gehabt.

Das war es. — —

Der Doctor hatte sich umgewandt. Seine Augen ruhten auf dem leeren Polsterstuhl, der ihm gegenüber zwischen dem Ofen und dem Tassenschränkchen stand. — Spät an einem Februarabend war es gewesen. Dort hatte seine Mutter, die alte Schneiderswittve, gesessen, mit gefalteten Händen, das Spinnrad neben sich. Sie war schon ein wenig eingenickt gewesen, wie es ihr vor dem Schlafengehen zu geschehen pflegte; aber sie war wieder munter geworden und saß nun nach ihrer Gewohnheit aufrecht und ohne sich anzulehnen. „Und du willst ein Doctor sein,“ sagte sie, „und weißt nicht, daß alte Leute nicht mehr jung sind!“ — Der Doctor zog seine silberne Taschenuhr auf und hing sie an die Wand. „Es wird Schlafenszeit, Mutter!“ sagte er lächelnd; denn er wußte Alles, was noch folgen würde. Aber die Alte ließ nicht ab; sie schenkte ihm nichts, er mußte Alles hören: ihr Alter und das feinige, dann alle Mühen des kleinen Haushalts und das gesammte Inventar an Leinen und Bettstücken, das droben in den beiden eichenen Schränken lagerte. „Denn,“

sagte sie, „wir sind immer auskömmliche Leute gewesen, ich und dein seliger Vater; und das Nothwendige wäre schon beisammen, wenn die junge Frau ins Haus käme.“ — Der Doctor hatte schon fast ein wenig ungeduldig werden wollen; da plötzlich hatte die Hausglocke geschellt, und da nach einigen Augenblicken war sie hereingetreten. Sie hatte das blonde Haar zurückgeschüttelt und ein weißes Tüchlein vom Kopf genommen und sich dann einen Augenblick schweigend und aufathmend im Zimmer umgesehen. Die kleine behende Alte war fast erschrocken aus ihrem Lehnstuhl aufgesprungen; denn solch einen Gast hatte sie noch niemals in dem Zimmer ihres Doctors erscheinen sehen. Aber es war Nothsache gewesen; der alte Friedeberg war plötzlich schwer erkrankt, eine tiefe Ohnmacht, ein Schlaganfall, die junge Dame wußte es selber nicht. Der Lehrling war um den Kranken beschäftigt, die Mägde schon in den Betten gewesen; in ihrer Angst und ohne zu fragen war sie fortgelaufen. Beim Physikus hatte sie vergebens angeklopft; nun sollte der junge Doctor kommen; aber sogleich, es war kein Augenblick zu verlieren. — Der Doctor stand vor ihr in seinem abgetragenen Schlafrock, der die kleine pralle Gestalt nur kaum bedeckte, und fragte und ließ sich berichten. Die alte Frau ging während dessen im Zimmer umher und brachte hier eine Weste, dort ein Schnupftuch auf die Seite, die er wie gewöhnlich auf den Stühlen umhergestreut hatte; sie wischte mit ihrer Schürze über das Polster des alten Lehnstuhls und lud die junge Dame zum Sitzen ein. Aber die junge Dame wollte sich nicht setzen, und bald, nachdem der Doctor in die Kammer gegangen und in seinem blauen Kleidrock wieder zum Vorschein gekommen war, machten Beide sich auf den Weg.

Die Alte hatte ihnen geleuchtet. „Fallen Sie nicht, Wamsfell,“ hatte sie gesagt, „der Ring an der Kellerluke steht vor!“ Der Doctor entsann sich alles dessen noch genau;

er meinte noch zu hören, wie sie hinter ihnen die Kette vor die Hausthür legte.

Draußen standen schon alle Häuser dunkel; nur drüben unweit der Triete in dem großen Giebelhause waren unten noch die Fenster hell. Eben schlug es von der Kirchenuhr an der andern Seite des Marktes. Unwillkürlich standen sie und sahen an dem alten Thurm empor, der mit seiner dunkeln Spitze in den Sternenhimmel hinaufragte. Hoch überhin steuerte ein Zug von Wildgänsen durch die Luft; ihr gellender Schrei und der Klang ihrer Flügel fuhr weit- hin über die schlafende Stadt.

Der Doctor ließ sein Bambusrohr auf der Steinplatte klingen. „Kommen Sie, Mamsell Sophie,“ sagte er, „es wird Frühling! Wir müssen dem alten Friedeberg helfen.“

Und nun gingen sie, das Mädchen immer einen Schritt voraus. Er aber in dem ungewissen Sternenschimmer sah zum ersten Mal auf sie und wie fest und jugendlich sie daherging.

* *

*

Jene Nacht war längst dahin. Der Doctor war seitdem fast noch einmal so alt geworden; aber die Leute sagten, er habe dazumal nicht anders ausgesehen, nur sein Haar sei etwas grau und der blaue Frack ein paar Mal neu und dann wiederum alt geworden. Auch im Hause in dem großen Hinterzimmer war es ebenso geblieben; derselbe alte Tisch mit den geschweiften Beinen und dem bunten Wachs- tuchbezug; dasselbe Laffenschränkchen und der weiße Sand auf dem Fußboden. Freilich in dem Polsterstuhl am Ofen saß jetzt nicht mehr wie sonst die alte strickende Frau, son- dern ein kleiner schwarzer Hund, den der Doctor nach ihrem Tode sich herangezogen hatte.

Auch in diesem Augenblick behauptete der kleine Haus- genosse seinen ererbten Platz. Er hatte sich schlafen gelegt

und schien noch von den Schmeißfliegen zu träumen, die draußen an der Wehle ihn umschwärmt hatten; denn er kläffte und schnappte ein paar Mal um sich her in die leere Luft. Der Doctor ging auf ihn zu und streichelte ihn: „Laß doch, Pancraz, laß doch!“ sagte er, „du träumst ja nur.“ Der Hund sah mit trüben Augen zu ihm auf, leckte einen Augenblick die lieblosende Hand seines Herrn und schob dann die Schnauze wieder zum Schlaf unter seinen Schenkel.

Der Doctor trat wieder an seinen Schreibtisch, und nachdem er das vorhin aufgeschlagene Buch zugemacht und an seinen Platz gethan hatte, holte er aus dem hintersten Fache einer Schublade das Bruchstück einer rothen Hummerschere hervor, an welcher mit einem Bindfaden ein großer Schlüssel befestigt war. Dann nahm er die Lampe und ging zur Thür hinaus, durch den schmalen Gang auf den Hausflur, und stieg von dort die Treppe hinauf, die zwischen weiß getünchten Wänden in das obere Stockwerk führte.

Die Stufen knarrten, die einsame Hauskage, die auf dem Treppenabsatz eingedämmert war, sprang vor ihm auf und stob die Bodentreppe hinan. Oben auf dem engen Flur zwischen zwei dunkeln ungeheuren Schränken stand der Doctor still und öffnete mit seinem Schlüssel die Thür eines nach der Straße hinausführenden geräumigen Zimmers, dessen Fußboden mit einem wollenen Teppich belegt war. Der Schein der Lampe fiel auf eine Tapete, wie man sie vor einem Vierteljahrhundert wohl zu sehen pflegte; eine Südseelandschaft mit den Figuren Pauls und Virginiens, die sich in bunten, jetzt freilich verblichenen Farben oberhalb des hohen Paneels wie ein Panorama an der Wand entlang zog. Das mit Mahagoni furnirte, jetzt tiefdunkle Geräth des Zimmers schien im Gegensatz zu der unteren Wohnung einst mit besonderer Sorgfalt ausgewählt. — Der Doctor setzte die Lampe auf den länglichen, mit einem bunten Teppich behangenen Sophatisch. Seine Augen ruhten eine Weile

auf dem mit Burbaum eingelegten Jagdstückchen in der Lehne des Sophas; dann breitete er sein Schnupftuch auf das Sitzpolster, stieg hinauf und hob die bestaubte Glasglocke von einer Tafeluhr, die mitten in dem hartblauen Himmel der Südseeinsel auf einem kleinen Postamente stand. Er nahm den verrosteten Stahl Schlüssel, und nachdem er langsam aufgezogen und den Perpendikel angestoßen hatte, horchte er auf das plötzlich laut werdende Ticken. Die Uhr ging wieder, sie ging ganz wie vor fünf und zwanzig Jahren; es war wieder etwas lebendig in dem Zimmer, worin es sonst so still war.

Er hatte die Glasglocke wieder aufgesetzt und ging jetzt wie vorsichtig über den weichen Teppich zu einem Sessel, der in einer der beiden tiefen Fensternischen stand. Es war schon dunkel draußen; aus den einzelnen Fenstern und von den hier und da stehenden Gassenlaternen fielen spärliche Lichter; nur drüben rechts hinab über den Markt in dem großen Siebelhause waren alle Fenster des oberen Stockwerks erleuchtet. Der Doctor stützte den Arm auf die Fensterbank und sah nach dem hellen Schein, der von dort in das Dunkel hinausbrach.

Damals, an einem Vormittag vor vielen Jahren, acht Tage mochte es gewesen sein nach jener Februarnacht, hatte das Haus drüben in vollem Sonnenlicht gestanden; auf die spiegelblanken Badfenster und an der andern Seite auf die Fenster des vorspringenden Ausbaues und zwischen ihnen auf die Fliesen des weitgeöffneten großen Hausflurs war der goldene Schein gefallen.

Der Doctor erinnerte sich dessen wohl.

An einem Markttage war es gewesen; er hatte sich von seinem Hause an durch die Reihen der Bauernwagen und der Eier- und Gemüsekörbe durchgedrängt; er hatte hier und dort einer Marktbäuerin die Hand geschüttelt und sie bei Vor- und Zunamen begrüßt; ja sogar ein Rezept hatte er

stehend und aus freier Hand auf seine Bricstafel schreiben müssen. Nun trat er in das große Siebelhaus, um nach dem alten Friedeberg zu sehen. Es hatte keine Gefahr mehr, er war schon in der Besserung. Auf dem Flur vor dem Laden drängten sich die Käufer. Der Lehrling konnte nicht allen Händen genügen, die ihre Körbe und Kannen vor ihm hinschoben. Aber er hatte eine Gehülfin bekommen; dort auf dem Ladentritt stand eine schlanke Mädchengestalt und hantirte in den obersten Schubladen des Repositoriums.

„Ei was, Mamsell Sophie!“ rief der Doctor.

Sie wandte den Kopf zurück; ein Paar helle Augen sahen auf ihn herab. „Guten Morgen!“ rief sie.

„Was treiben Sie denn da?“

„Sie wissen ja,“ sagte sie und sprang mit einem leichten Satz zu Boden, „der alte Friedeberg ist invalid; da muß ich der alte Friedeberg sein!“

„Das seh ich,“ sagte der Doctor, und seine kleinen Augen folgten ihr mit Verwunderung, wie sie mit den flinken Fingern die Waare in Papier schlug, wie sie den Bindfaden von der Rolle schnurte, ihn um das Päckchen knüpfte und dann so resolut an dem großen Ladenmesser abschnitt.

Als sie die Waare aus der Hand legte, setzte schon wieder ein Arbeiter seine Branntweinflasche vor sie hin. Sie blickte einen Augenblick wie hilflos nach dem Lehrling. Als sie ihn beschäftigt sah, kniete sie seitwärts vor das Ankerfaß und hielt das zimmerne Maß unter das Messinghähnchen. Aber während die Flüssigkeit hineinrann, bog sie den Kopf zurück und schüttelte sich unmerklich, als widre sie der Dunst des Alkohols.

Der Doctor stand noch immer und ließ kein Auge von ihr. Und schon plauderte sie mit einem Haufen Kinder, die ungeduldig mit ihren Sechslingen klopfend vor dem Ladentisch standen. Sie neigte sich herüber und nahm das pausbäckige Gesicht eines Nachbarknaben zwischen ihre Hände.

„Junge, was du für ein Kerl geworden bist,“ sagte sie und sah ihm ernsthaft in die Augen; „du hast wohl gar den Nachtwächter schon gesehen?“

Der Junge schüttelte den Kopf. — „Der tutet bloß!“ sagte er und sah sie trotzig an.

Sie lachte und steckte ihm sein Bäckchen in die Tasche. „Halt, du vergißt ja was!“ Dann nahm sie ein Glas mit Bonbons aus dem Schaufenster. „Nun greif einmal, aber herzlich!“ Und der Kleine ließ es daran nicht fehlen. Der Ladenbursche warf einen bedenklichen Blick auf seine junge Principalin, als sie ihm das Glas zum Wegsetzen in die Hand gab; der Doctor aber lächelte still in sich hinein und blickte unvermerkt zurück, als er durch den Laden nach dem dahinter liegenden Zimmer des alten Friedeberg ging. —

Der kleine Greis saß aufrecht in den Kissen und zählte mit den Fingern an seinen Knöcheln, während er durch die Fenster nach dem dunkeln Backhose sah, in dessen engem Raume er einen so großen Theil seines Lebens zugebracht hatte.

„Nun, Friedeberg,“ sagte der Doctor, „laßt einmal die Rechenmaschine still stehen! Ihr habt ja Euern Stellvertreter draußen.“

Der Alte nickte, und ein sanftes Lächeln trat in das kleine faltenreiche Gesicht. „Freilich, Doctor,“ sagte er, „aber es schickt sich nur nicht so recht, und der Herr Bürgermeister sehen es auch nicht gern.“

Der Doctor warf noch einen Blick durch das Thürfensterchen in den Laden; dann aber nahm er den Puls seines Patienten und examinierte und schalt ihn freundlich, wie es seine Art war.

Indessen knarrte die Thür, und das junge Mädchen trat still herein, indem sie fragend zu dem Arzt hinüber sah.

Dann setzte sie sich zu dem Alten auf die Bettkante und drohte ihm mit dem Finger. „Halt dich nur ruhig, Friede-

berg," sagte sie, „da les ich dir Nachmittag wieder aus dem *Theatrum mundi*; die Belagerung Magdeburgs, oder was du sonst mir aufschlägst! — Nein, nein, sprich nur nicht! Ich weiß schon Alles, was du fragen kannst. Deinen faulen Burschen halt ich auch in Respect; es wird Alles sauber eingetragen, es geht Alles nach deiner Vorschrift. Und verkauft haben wir heute Morgen! Ich bekomme noch die ganze Kinderkundschaft.“

„Traut ihr nicht, Friedeberg!“ sagte der Doctor, „ein Viertel Cichorie und eine Tasche voll Bonbons als Draufgabe, das giebt eine schlechte Rechnung!“

Der Alte nahm ihre kleinen Finger und drückte sie zärtlich zwischen seine alten arbeitsmüden. „Lassen Sie sie, Doctor," sagte er, „das ist eine gesegnete Hand.“

Das Mädchen lächelte. „Ja, alter Friedeberg," sagte sie, indem sie eine kleine Münze auf dem neben dem Bette stehenden Tisch klingen ließ, „sogar einen falschen Schilling habe ich eingenommen! Du kannst ihn hernach auf deinen Ladentisch nageln; da hast du das Duzend voll.“

„Die falschen Stücke," erwiderte er langsam, „die sind schon alt; das war in meiner Jugend; da nahm ich auch Alles unbesehen.“

Sie sah ihn mit klugen Augen an. „Es ist von meiner Kinderkundschaft," sagte sie.

Der Doctor konnte noch nicht wegfinden. Er hatte sich unter dem Fenster auf den Drehstuhl des alten Friedeberg gesetzt und begann zu plaudern; er wagte es sogar, die junge Dame an den Contretanz zu erinnern, den sie lezt hin im Casino mit ihm getanzt hatte.

Sie hörte ihm ruhig zu. „Ja," sagte sie, „und dann das Solo; vergessen Sie das Solo nicht!“

Der Doctor fand auch gar keine Veranlassung, das Solo zu vergessen. Er lachte; denn er sah sich selbst mit den Händen balancirend durch den Saal schreiten; aber trotz

seiner kleinen kurzen Füße, er hatte doch das Gleichgewicht behalten, und das war nicht alle Mal so ganz geglückt. — Und dann klatschten sie ein wenig über die rothen Schuhe der Frau Kammerräthin und über den mathematischen Diener seines Freundes, des Justizraths; und der Doctor lachte eben so harmlos über die Andern, wie er zuvor über sich selbst gelacht hatte. Ein paar Mal, wenn die schönen Mädchenaugen so frisch gegen ihn herauschauten, versuchte er auch einen ernstern Ton anzustimmen; aber er plagte sich umsonst, es schlug ihm immer wieder Alles in Spaß und Gelächter aus.

Das Mädchen, deren Hände auf ihrem sauberen Morgenkleide ruhten, musterte während dessen die kleine untersekte Gestalt des ihr gegenüberstehenden Mannes. Es entging ihr nichts; weder die Bänder des bescheidenen Vorhemdchens, die über den Rockragen hervorragten, noch der ungepflegte Zustand des Haupthaars, von dem unzählige Spitzen wie Flammen in die Höhe ragten. Zuletzt blieben ihre Augen an zwei kleinen Daunen haften, die, je nachdem der Doctor den Kopf bewegte, entweder wie aufstrebende Käupchen in der Luft gaukelten oder in das allgemeine Wirrsal wieder hinabtauchten. Mamsell Sophie strich sich unwillkürlich mit den Fingern über ihren seidenen Scheitel, und in ihrem Gesichtchen zuckte es wieder wie vorhin, da sie vor dem Brauntweinsäßchen kniete.

Der Doctor bemerkte nichts dergleichen. Als er aber die blauen Augen so unablässig auf sich gerichtet sah, warf er den Kopf zurück und schaute über sich und fuhr sich ein paar Mal mit der Hand durch die Haare; und da er hier nichts Ungewohntes zu entdecken vermochte, so verstummte er plötzlich und schaute fest und fragend in das Angesicht des Mädchens. Allein er bekam keine Antwort. Wie ein er-tapptes Kind wandte sie den Kopf; und der Doctor sah nur noch, wie es ihr blutroth bis an die krausen Stirnhärchen

ins Gesicht stieg. Er wußte nicht mehr, wie er das zu deuten habe; sein Scharfsinn begann seltsame Wege zu wandeln, und eine Reihe lieblicher erschreckender Gedanken tauchten in ihm auf. Er schlug seine kleinen tapfern Augen nicht zu Boden; er wollte abwarten, daß sich das blonde Köpfchen wieder zu ihm wende.

Der alte Friedeberg sah indeß von seinem Kissen, was der Doctor nicht zu sehen vermochte. Aber auch er wußte nicht, weshalb die Augen seines Lieblings und mit solchem Ausdruck von Schelmerei auf die nackte Wand gerichtet waren und weshalb sie sich mit den Zähnen den lachenden Mund festhielt. Und bevor er noch zu fragen vermochte, stand sie schon an der Stubenthür, die Klinke in der Hand. „Ich muß nach deiner Suppe sehen, Vater Friedeberg!“ und mit einer leichten Verbeugung gegen den Doctor war sie zum Zimmer hinaus.

Der Doctor stand vor dem Bette seines Patienten, knöpfte seinen blauen Frack zu und ließ sich noch einmal die halbgeleerte Medicinflasche zeigen; dann nahm er Hut und Stock und empfahl sich. Kaum hörte er noch das „servus, servus“, das ihm der kleine Greis mit einer verbindlichen Handbewegung nachrief.

Vor dem Rathhause begegnete ihm der Herr Bürgermeister, der mit seinem Portefeuille unter dem Arm soeben aus der Rathssitzung kam. Es war eine stattliche Gestalt; er trug den starken Kopf aufrecht und trat so fest einher, daß ihm bei jedem Schritt die wohlgenährten Wangen schütterten. — Nachdem er den jungen Arzt nicht ohne eine gewisse Herablassung begrüßt hatte, erkundigte er sich eingehend nach dem Befinden seines alten Handlungsdieners, und so schritten Beide im Gespräche mit einander über den Markt. Der Doctor aber wußte nicht, weshalb es ihm heute unbehaglich war, sich diesen huldreich zu ihm redenden Herrn als den Vater jenes hübschen Mädchens zu denken;

immer wieder, bis vor der Thür des großen Giebelhauses, zu der er ihn zurückbegleitete, stand es vor seiner Seele, wie unbequem es sein müsse, diesem gewichtigen Mann eine Bitte vorzutragen oder im geheimen Zwiesgespräch gegenüberzustehen.

* *

An diesem Tage war der Doctor nicht, wie er sonst zu thun pflegte, nach dem Abendessen wieder ausgegangen; er hatte sich ein Gläschen Grog im Hause präpariren lassen und saß nun, seine Pfeife rauchend, der Mutter gegenüber an dem kleinen Wachsstuchtsche. Die alte Frau hatte ihr wollenes Strickzeug mit den hölzernen Nadeln neben sich gelegt und las in ihrer Bibel, im ersten Buch Mose, von der Erschaffung des Weibes. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“ Mitunter seufzte sie und sah nach ihrem Sohn hinüber. — „Hast du den alten Friedeberg denn bald wieder auf dem Schick?“ fragte sie unter dem Lesen.

„Den alten Friedeberg? — Freilich, Mutter; er hat ja gute Pflege.“

„War denn die junge Mamsell heut wieder da?“

Der Doctor setzte plötzlich das Glas, das er eben an seine Lippen führen wollte, wieder auf den Tisch. Denn er sah sie vor sich, die junge Mamsell, wie sie vor dem Branntweinsäßchen kniete, wie sie das Hähnchen drehte, wie sie schauderte.

Die Alte hatte währenddeß ihr Leseglas auf die Bibel gelegt; ihre Gedanken waren schon wieder um einige Schritte vorwärts. „Die würde eine alte Frau auch nicht verkommen lassen!“ sagte sie seufzend und stützte den Kopf in ihre Hand.

„Ich hoffe nicht, Mutter, daß sie sich so etwas würde zu Schulden kommen lassen,“ erwiderte der Doctor.

Die Alte blickte auf, als wolle sie sich versichern, wie das gemeint sei.

Der Doctor hielt ihr Anfangs sein ehrlichstes Gesicht entgegen; bald aber mühte er sich vergebens, ein leises Zucken um seinen Mund zu unterdrücken; es war nicht mehr zu halten, es stieg ihm über die Wangen, in die Augen; und als er endlich das Gesicht der alten Frau von derselben Unruhe ergriffen sah, da brach es hervor sein volles herzliches Lachen, dem weder seine Mutter noch einer seiner Freunde widerstehen konnte.

So lachten sie Beide eine ganze Weile mit einander, und die Alte schüttelte den Kopf und wischte sich mit der Schürze die Thränen aus den Augen. „Kind, Kind! Doctor!“ rief sie, „was lachst du denn so gefährlich!“

Ihr Sohn war aufgesprungen, er nahm den Kopf der Mutter zwischen beide Hände und drückte ihn gegen seine Brust. „Mutter,“ sagte er, indem er ihr auf die Wangen klatzte, „du bist eine kluge Frau! So welche giebt es heutzutage doch nicht mehr!“

„Ei was!“ rief sie und suchte ihn mit beiden Armen von sich abzuwehren, „ich laß mich nicht dumm machen! Ihr habt ja doch zusammen getanzt; warum redst du nicht? Wie dann, wenn dein Vater selig auch den Mund nicht aufgethan hätte? Was treibt ihr denn, wenn ihr beisammen seid?“

Der Doctor schmunzelte. — „Geh!“ rief sie, „es ist mit dir kein Fertigwerden; das kommt davon, wenn simple Leute studirte Kinder haben wollen!“ — Er ließ noch einen Augenblick die zärtlichen Augen seiner Mutter in den seinen ruhen; dann trat er an sein Bücherbrett und stöberte zwischen den bestaubten Bänden. Er suchte nach einer alten Ausgabe von Bürgers Gedichten, des einzigen deutschen Dichters, der jemals in seinem Besitz gewesen war. Da er indeß den Bürger nicht zu finden vermochte, so begnügte er sich mit einer kleinen Elzevirausgabe des Horaz, die ihm aus seinen Pramanerjahren zurückgeblieben war. Nachdem

er den Deckel an seinem Schlafrock abgestäubt hatte, setzte er sich wieder an seinen Platz. Er begann in dem Büchlein zu blättern, bis er endlich eine der Oden aufschlug und sich ganz darin vertiefte. „Lalagen amabo!“ Er murmelte die Worte halblaut vor sich hin. „Ich liebe Lalagen! Wie lächelt sie und, o, wie plaudert sie so süß!“ — Und während des Lesens langte seine Hand unwillkürlich nach dem vor ihm stehenden Glase, und er las und trank, und trank und las, bis die Ode zu Ende und das Glas geleert war.

* *

Das Blechkästchen, worin der Doctor die Ersparnisse seiner Praxis aufgespeichert hatte, stand in dem untersten wohlverschlossenen Schubfache seines Schreibtisches. Am andern Vormittage, als er von seinen Berufsgängen heimgekehrt war und während die Mutter draußen in der Küche hantirte, wurde es behutsam hervorgenommen. Er löste die Bindfäden, mit denen die Werthpapiere zusammengebunden waren, schüttete aus einem leinenen Beutel ein Häufchen Dukaten und andere Goldmünzen auf den Tisch und notirte die einzelnen Beträge auf ein Papierblättchen. Dann, nachdem er noch eine Weile gerechnet und hierauf Alles wieder an seinen Ort verschlossen hatte, ging er durch den schmalen hinter dem Hause befindlichen Garten und von dort durch die noch unbelaubte Lindenallee nach dem alten Schlosse, welches derzeit dem Herrn Kammerherrn und Amtmann zur Wohnung und zum Geschäftslocale eingeräumt war.

Der Doctor wollte den Justizrath besuchen, einen jungen Juristen, der es bislang freilich nur noch zum Amtssecretär gebracht hatte, der aber in seiner goldenen Brille und in seinem wohloupirten Haar die später erlangte Würde so deutlich vorgezeichnet trug, daß seine Freunde ihn schon jetzt damit belehnt hatten. — Als der Doctor in das hohe düstere

Wohnzimmer trat, fand er den Justizrath, in seinen türkischen Schlafrock gewickelt, mit einem Actenstück beschäftigt, in der Sophaecke sitzen. Von oben durch die Zimmerdecke, über welcher sich die Gesellschaftsräume des Kammerherrn befanden, drangen kaum vernehmbar die Töne eines Claviers. Der Doctor stand still und horchte; er liebte Musik, er blies sogar selbst ein wenig auf der Flöte.

Der Amtsecretär, ohne aufzustehen, nahm seine goldene Brille herunter und polirte die Gläser mit einem gelben Glaceehandschuh, der neben ihm auf dem Sopha lag. „Das hättest du Sonntag bequemer haben können!“ sagte er lächelnd, „die alte Excellenz, unsere grand'mère, träufte nur so von Gnade und Leutseligkeit. Wo stecktest du denn? Du warst doch auch befohlen!“

„Ich, Justizrath?“ und der Doctor rieb sich mit seiner runden Hand das unrasirte Kinn, „du weißt, die Wahrheit zu sagen, ich bin nicht gern genirt.“

„So?“ sagte der Andere trocken und ließ einen scharfen Blick auf seinen Freund hinübergleiten. „Aber im Schifferhause war Picknick; unser Schreiber erzählte mir davon. Er war ja auch wohl dort?“

Der Doctor schlug seine kleinen ehrlichen Augen gegen ihn auf. „Laß das Pulsfühlen, Eduard!“ sagte er und reichte ihm die Hand über den Tisch hinüber.

Der Justizrath drückte sie flüchtig, indem er zugleich die Brille wieder aufsetzte und die goldenen Stäbchen an seinen Schläfen zurecht rückte. „Nun, Doctor! Aber meine Schwester und die kleine Bürgermeistertochter hatten auf deine Flöte gerechnet. — Du verstehst dich nicht auf derlei Dinge; aber“ — und er richtete sich ein wenig in seiner Sophaecke auf — „du hättest sie sehen sollen, wie sie beim Singen ihr feines Näschen emporhob, und wie im Affect die schlanken Finger so eigensinnig in der Luft spielten!“ Und der Justizrath drückte hinter seinen Brillengläsern die Augen

zusammen und blickte vor sich hin, als sähe er dort Alles leibhaftig vor sich stehen.

Der Doctor legte die Hand, in der er seinen Rohrstock hielt, auf den Rücken und begann plötzlich im Zimmer auf- und abzuwandeln. „Justizrath,“ sagte er endlich, „du hast Geschmack, du bist mit solchen Sachen aufgewachsen.“

Der Amtsscretär zog die Schöße seines Schlafrockes noch dichter um seine etwas hagere Gestalt. „Nur weiter, Doctor!“ sagte er.

Der Doctor war wieder einige Mal auf- und abgegangen. „Es ist nämlich, Justizrath; du kennst doch das alte Zimmer oben in meinem Hause?“

„Freilich, Doctor; wir haben ja neulich deinen Geburtstagscommers darin gefeiert!“

Der Doctor räusperte sich ein paar Mal und blieb dann vor seinem Freunde stehen: „Du mußt mir helfen das Geräthe zu bestellen!“ sagte er mit einem kleinen resoluten Schwingen seines Rohrstockes. „Die Mittel sind nun beisammen, daß ich es endlich kann in Stand setzen lassen.“

„Ernstlich, Christoph?“ fragte der Justizrath, während er dem Andern mit unverkennbarer Bewunderung ins Gesicht blickte.

Der Doctor nickte. „Ernstlich, Eduard!“ Dann setzte er sich lächelnd in einen vor dem Tische stehenden Lehnstuhl und wartete geduldig, bis der Justizrath sich erhoben und mit gewohnter Sorgfalt seinen Anzug vollendet hatte.

Nach einiger Zeit traten Beide in die Werkstatt eines ihnen bekannten Tischlermeisters. — Ein Sophegestelle, für lose Polster und Lehnkissen bestimmt, war eben in Arbeit und wurde sofort erhandelt. Der Meister legte ihnen mehrere Einsatzstücke von Buchbaum vor, aus denen der Justizrath zwei schwebende Gestalten, diese mit einer Blumen-, jene mit einer Obstquirlande, für die vorderen Flächen der Seitenlehnen auswählte; überdies ein Täfelchen mit einer

Hirschjagd für die Mitte der Rücklehne. Die Fournirung des Ganzen sollte von Mahagoni sein. — Aus der Werkstatt gingen sie in das dahinterliegende Magazin, wo sie die meisten zur Ausstattung eines Zimmers erforderlichen Stücke bereits fertig und in entsprechender Arbeit vorfanden. Ein Postament mit eingelegten Stäbchen für eine Tafeluhr wurde noch bestellt; außerdem zwei Lehnstühle, von denen je einer in den tiefen Fensternischen des Zimmers seinen Platz finden sollte.

Während in einiger Entfernung von ihm der Justizrath mit dem Meister über einen großen Wandspiegel unterhandelte, war der Doctor vor einem zierlichen Nähtischchen stehen geblieben. Er hatte die Platte aufgeklappt, er bückte sich und tastete an den Rollen und Sternchen umher, die in den schmalen Seitenfächern angebracht waren, und betrachtete dann wieder mit augenscheinlichem Wohlbehagen das unter dem Tischkasten hängende grünseidene Arbeitsfäckchen. Als er jedoch plötzlich das lächelnde Gesicht des Justizraths vor sich sah und daneben den Meister, der ihm den Preis des Stückes nannte und die Vorzüge der Arbeit aus einander zu setzen begann, klappte er hastig die Platte wieder zu und erkundigte sich angelegentlich nach dem Preise eines in der Nähe stehenden Pfeifenhalters. Der Justizrath klopfte ihm auf die Schulter. „Ich seh es schon,“ sagte er, „die Pfeife thut's nicht mehr allein.“

In der Tapetenhandlung, welche sie hierauf besuchten, bestand der Doctor auf einer Landschaftstapete, zu der Bernardins einst so beliebte Erzählung die Staffage geliefert hatte. Das Buch selbst kannte er nicht; aber als Knabe, da er für seinen Vater noch die fertigen Kleidungsstücke auszubringen pflegte, hatte er in dem Wohnzimmer eines reichen Kaufherrn oft eine Reihe colorirter Kupferstiche angestaunt, in welchen die Hauptscenen dieser rührenden Geschichte dargestellt waren. Die Gestalten des etwas schwäch-

tigen jungen Liebespaars, des alten Negers, wie er in Begleitung des großen Hundes den im Walde Verirrten mit vorgestreckten Armen entgegeneilt, waren ihm seitdem von der Vorstellung eines behaglich eingerichteten Wohngemachs unzertrennlich geblieben. Er äußerte freilich hiervon nichts; aber er ließ sich auch durch keine Einwendungen seines Freundes von der einmal getroffenen Wahl zurückbringen.

Auf ihrem Heimwege lag die Wohnung eines bei den jungen Herren der Stadt beliebten Schneidermeisters. Der Justizrath blieb stehen. „Was meinst du, Doctor,“ sagte er, indem er mit seinem Fischbeinstöckchen über dessen abgetragene und übelgehaltene Kleidung hinstrich, „wir sind einmal beim Tapeziren!“

Der Doctor, wie er in bedenklichen Fällen zu thun pflegte, faßte mit der Hand in seine Lastinghalsbinde und stieß ein kurzes Husten aus. Bald aber begann er nicht ohne eine kleine Begehrlichkeit eine kaffeebraune Sammetweste zu betrachten, die nebst anderen fertigen Arbeiten vor dem Fenster hing, und erkundigte sich bei seinem Freunde nach dem Preise und der Dauerhaftigkeit eines solchen Kleidungsstückes.

Der Justizrath, nachdem er die verlangte Auskunft ertheilt hatte, glaubte eine solche anscheinend günstige Stimmung benutzen zu müssen. „Und wenn du,“ setzte er wie beiläufig hinzu, „meinem Friseur noch eine Kleinigkeit zuwenden möchtest — der Laden ist hier nebenan.“

Aber er war schon zu weit gegangen; der Doctor hatte sich schon besonnen, er sah plötzlich den ganzen überlegten Plan des Andern vor sich. „Wir wollen's nur dabei bewenden lassen, Justizrath!“ sagte er und sah seinen Freund mit einem Ausdruck der überlegensten Heiterkeit aus seinen kleinen Augen an.

*

*

*

Nun wurden für eine Zeitlang Tischler und Maler in dem obern Stockwerk des schmalen Hauses geschäftig, und der Doctor stieg oft die dunkle Treppe hinauf und betrachtete den Fortgang der Arbeiten. — Wieder einige Wochen später, nachdem an Fenstern und Paneelen der röthlich graue Anstrich getrocknet, nachdem die Tapeten aufgezogen und endlich noch der Fußboden mit einem einfachen Teppich belegt war, langten nach einander auch die von dem Tischler gefertigten Geräthe an. Die Mutter des Doctors stand, während sie ins Haus getragen wurden, neben ihrem Sohn im Zuge der offenen Hausthür, strich sich dann und wann die grauen Härchen unter ihre Haube und betrachtete kopfschüttelnd die zierlichen Dinge. Schon ein paar Mal, wenn wieder ein neues Stück angelangt war, hatte sie den Mund zum Reden geöffnet; aber ebenso oft die schon halbbegonnenen Worte wieder hinabgeschluckt. Endlich, als auch der große, aus einem Stück bestehende Wandspiegel gebracht wurde, schien sie es länger nicht verschweigen zu können. „Kind, Doctor,“ sagte sie, „was machst du dir für Unkosten; so was gehört ja alles doch zur Aussteuer!“ Aber der Sohn wollte ihr heute nicht Stand halten; er stieg schon, als hätte er nichts gehört, hinter den Trägern die Treppe hinauf und stellte sich zu ihnen, um das Aufhängen des Spiegels zu beaufsichtigen. — In den folgenden Tagen, nachdem alle Dinge an ihren Ort gestellt waren, saß in der neben dem Hinterzimmer befindlichen Schlafkammer der Mutter eine Näherin, um die neuen Vorhänge anzufertigen; und die alte Frau, da es denn doch einmal fein sollte, ließ es sich nicht nehmen, sie selbst an die dazu bestimmten Brettchen anzustecken.

So war nun in dem Zimmer oben Alles fertig, und die Mittagssonne, die jetzt schon warm durch die Fenster schien, beleuchtete an den Wänden eine fremde, aber liebliche Welt. Die Kokospalmen ragten so still in den blauen Himmel, die

Papageien und Kakabus schwebten lautlos in der Luft, und in der Lianenlaube mit den scharlachrothen Blüthen, zu den Füßen Pauls- und Virginiens, lag schlafend der große Hund. Das Sopha mit seinem Überzug von feingeblühtem Biz stimmte wohl zu den lebhaften Farben der Tapete, und die eingelegten Figuren der Flora und Pomona in den flachen Säulen der Seitenlehne, das Jagdstückchen über dem Rückfische hoben sich zart von dem lichtbraunen Mahagoni ab. Darüber an der Wand von dem zierlichen Postamente herab pickte die neue Tafeluhr, auf der von mattem Porzellan die spinnende Gestalt einer Parze saß; „eine rechte Doctoruhr,“ wie der Justizrath sagte, der auch dieses Stück im Auftrag seines Freundes besorgt hatte. Draußen aber an den Lindenzweigen, deren Spitzen bis an die Fenster reichten, waren schon die grünen Blätter aufgebrochen.

Fast täglich in der Mittagsstunde, wenn er von seinen Berufsgängen nach Hause gekehrt war und bis ihn seine alte Mutter zum Essen hinunterrief, pflegte der Doctor sich hier aufzuhalten. Ein sanftes Feiertagsgefühl überkam ihn, wenn beim Eintritt in das Zimmer seine Schritte auf dem weichen Teppich plötzlich unhörbar wurden. Er setzte sich dann wohl in einer der Fensternischen in den Lehnstuhl und sah über den Markt hinüber nach dem großen Giebelhause und folgte mit den Augen den Käufern, die dort aus- und eingingen, oder den Kindern, die vor dem Ladenfenster spielten.

Mitunter wurde auch eine Mädchengestalt in einem hellen Sommerkleide auf wenige Augenblicke sichtbar; und wenn sie wieder verschwunden war, wandte der Doctor seine Augen in das Zimmer zurück nach der Laube Pauls und Virginiens und horchte auf das Schreien des Heimchens, das von unten aus der Küche zu ihm heraufdrang. — Oder er war aufgestanden und blickte auf das frische Grün seiner Linde oder in den blauen Frühlingshimmel nach den Schwalben, die

droben im Sonnenschein um den goldenen Knopf des Thurmes flogen.

Der alte Friedeberg war während dessen wieder gesund geworden, und die Besuche in dem großen Giebelhause hatten aufgehört. Aber diese glückliche Cur schien dem Arzte keine Freude gebracht zu haben; denn er ging still umher, und die Mutter klagte, ihr Doctor habe das Lachen ganz verlernt.

Die junge Dame von drüben hatte er in der letzten Zeit nur einmal wieder gesprochen. Es war eines Nachmittags im elterlichen Garten des Justizraths, die weißen Rosen waren eben aufgeblüht. Die Freunde saßen, ihre Cigarren rauchend, in der Lindenlaube, während unten auf dem Rasen die Tochter des Hauses eine Gesellschaft junger Mädchen um sich versammelt hatte. Durch die Büsche des Bosquets hörten sie das Lachen der Mädchen und den lauten Ruf der jugendlichen Stimmen.

Da, während der Doctor schweigend die blauen Tabackswolken vor sich hinblies, stand sie plötzlich vor ihnen.

„Wir sind beim Pfänderspiel,“ rief sie und streckte ihm lächelnd die Hand entgegen. „Sie sollen Zweitritt mit mir tanzen!“

Er blickte auf. Ihr Antlitz war geröthet vom Spiel und von der Sommerluft, ihre Augen glänzten; der weiße Florshawl hatte sich verschoben und hing über die Schulter hinab. — Der Doctor schwieg noch eine Weile. „Sie dürfen es mir nicht übel deuten, Mamsell Sophie,“ sagte er dann, ohne die dargebotene kleine Hand zu nehmen, „ich tanzte lieber nicht.“

„Also ein Korb, Herr Doctor?“

Der Justizrath legte beide Hände auf die Schultern seines Freundes. „Doctor,“ sagte er, indem er langsam den Kopf schüttelte, „ich glaube fast, die Luft in deinem Brunksaal hat dich krank gemacht!“

Der Doctor fühlte, wie ihm die Röthe ins Gesicht stieg, und er neigte den Kopf, um es zu verbergen.

„Krank?“ erwiderte er, nicht ohne daß ein Ausdruck von Gereiztheit in seiner Stimme bemerkbar gewesen wäre; „du weißt es wohl, Justizrath, die Gesundheit habe ich vor euch feinen Leuten voraus.“

Die Andern antworteten nicht darauf. Als er wieder aufblickte, waren die Augen des Mädchens mit einem Ausdruck von Güte auf ihn gerichtet. „Ich habe noch vergessen,“ sagte sie, „der alte Friedeberg läßt Sie grüßen; er dankt Ihnen noch so sehr!“

Dann ging sie; aber im Fortgehen wandte sie noch einmal den Kopf zurück. „Ich habe warten gelernt,“ rief sie, „wir tanzen doch noch mit einander!“ — —

Die beiden Freunde blieben noch lange im geheimen Zwiegespräch in der Laube sitzen. Einige Tage später aber ging auch der Justizrath in auffallender Nachdenklichkeit umher; sein indisches Schnupstuch hing ihm ungewöhnlich lang aus der Tasche, und mehr als sonst schob er die goldene Brille auf die Stirn und rieb sich kopfschüttelnd mit der Hand die Augen.

* *

*

Die Zeit verging; die Linde unter dem Fenster der neuen Stube stand schon in dunklen Blättern. Dann war es eines Sonntags, früh noch am Vormittag; durch das offene Fenster kam der Klang des Orgelspiels aus der nahen Kirche. Auf einem Stuhle in der Mitte des Zimmers saß der Doctor und hörte auf einen Bericht seines Freundes, des Justizraths, der mit untergeschlagenen Armen vor ihm stand. Es mußte aber nichts Frohes gewesen sein, das er erfahren hatte; denn er blieb, als der Justizrath seine Mittheilung beendete, stumm und mit zitternden Lippen sitzen;

nur zuweilen hob er die Hand und trocknete mit seinem Schnupftuch sich den Schweiß von den Wangen. Und es war doch kühl genug im Zimmer; die Sonne streifte eben erst die Fensterstäbe. — „Und weiter,“ fragte er endlich, „weiter sagte sie nichts, Justizrath? Weiter nichts, als nur: Ich kann es nicht?“

„Nein, Doctor, sie hatte auf alle meine Reden nur diese eine Antwort; aber mißverstehen konnte ich sie nicht, denn sie hat es oft genug gesprochen.“

„Und weshalb,“ fuhr der Doctor zaghaft fort, „weshalb — das hat sie nicht gesagt?“

Der Justizrath schüttelte den Kopf. „Es war in unserm Garten, hinten an dem Steintischchen,“ sagte er; „was die kleine Hand in der weißen Manschette dort auf die Marmorplatte mag geschrieben haben, das hab ich freilich nicht entziffern können; aber gesprochen hat sie nichts hierüber.“

Der Doctor war aufgestanden. Ihm gegenüber in dem großen Spiegel stand noch einmal dieselbe unscheinbare vernachlässigte Gestalt; das wirre Haar, das runde ausdruckslose Gesicht, aus dem die kleinen Augen jetzt trübselig auf den draußen stehenden Doppelgänger hinausstarrten. Der Freund sah gespannt zu ihm hinüber. Jetzt, jetzt mußte er selbst die Antwort auf seine Frage finden. — — Aber er fand sie nicht; er wandte sich und begann zu sprechen. „Eduard,“ sagte er leise, und es war, als blieben ihm die Worte in der Kehle hängen, „ich denke wohl kaum, daß es wegen meiner alten Mutter ist.“

Der Justizrath richtete sich fast wie erschrocken in die Höhe; über seine regelmäßigen und sonst wohl kalten Züge zuckte es wie etwas, das er nicht bekämpfen könne. Mit raschen Schritten, ohne zu antworten, ging er ein paar Mal im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor dem Doctor stehen. „Christoph,“ rief er, „frage so nicht mehr! —

Komm, hier! Wir beide, wir bleiben die Alten!" Und er drängte seine schlanke Hand in die kleine festgeschlossene Faust seines Freundes. — — —

Als der Justizrath fortgegangen war, stand der Doctor noch lange unbeweglich und ließ seinen Blick über die bunten Tapeten und über das zierliche Geräthe des Zimmers gleiten. Dann setzte er sich an das Fenster in den Sessel und blickte mit trüben Augen auf die Straße hinaus. Der Sommerwind rauschte in den Blättern seiner Linde; drüben jenseits des Marktes in dem großen Giebelhause flatterte eine Gardine aus dem offenen Fenster und wehte in der Luft; vor der Thür im Sonnenscheine stand wieder wie sonst der alte Friedeberg in seinem leberfarbenen Rock.

Der Doctor verschloß das Fenster und verließ dann sein neues Zimmer. Als er draußen vor der Thür stand, horchte er noch einmal, wie drinnen die Uhr tickte; dann schloß er ab und nahm den Schlüssel mit herunter. — —

Kurz darauf konnte man ihn, wie auch wohl an anderen Tagen, auf dem Deichwege in die Marsch hinauswandern sehen. Aber er hatte dies Mal keine Augen, weder für die grüne heimathliche Ebene zu seinen Füßen, auf der das Gras im Sonnenscheine blitzte, noch für die ans Meer fliegenden schlanken Seeschwalben, denen er sonst stillstehend bis in die weiteste Ferne nachzusehen pflegte. Als er das Häuschen oberhalb der Wehle erreicht hatte, an der er sonst wohl zu fischen pflegte, stieg er an der Binnenseite des Deiches hinab und streckte sich neben dem Wasser in das hohe Gras.

Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte bewegungslos auf das Schilf, das leis im Winde rauschte. Neben ihm um einen blühenden Distelbusch flogen zwei Schmetterlinge; Brennesselfalter, die in den Marschen häufig sind. Erst gaukelten sie lange um einander in der Luft; dann aber setzte sich der eine auf die Distelblütthe, und wöh-

rend er zitternd die Flügel auf- und niederschlug, schwebte der andere über ihm und suchte sich ihm zu nähern. Es schien ein Paar zu sein, ein Liebespiel, das diese kleinen stummen Sommergäste vor den Augen des neben ihnen ruhenden Menschen aufführten.

Der Doctor hatte sich aufgerichtet; seine Blicke folgten unwillkürlich jeder Bewegung der beiden Creaturen. „*Papilio urticæ!*“ murmelte er. „Was das für ein glücklicher Kerl ist! — — Und doch,“ setzte er nach einer Weile hinzu, „ein Mannsbild höherer Gattung, so ein gewöhnlicher Engel etwa, würde hinwieder vielleicht für die kleine Sophie nichts mehr empfinden als ich für diesen Sommervogel; — — er würde sie vielleicht nur mit einer besondern naturwissenschaftlichen Neugierde betrachten und nicht ohne ein gewisses Grauen vor dem fremdartigen Wesen den ambrosischen Finger an ihre kleine Schulter legen.“ — — Und nachdem er solchergestalt das Gleichgewicht seines Herzens wieder hergestellt zu haben glaubte, warf er sich auf den Rücken und starrte gedankenlos in die weißen Wolken, die über ihn hinwegzogen.

Aber der Doctor war kein Engel; die kleinen Schultern, über denen der Sommerwind mit dem leichten Flortuch spielte, das heitere, gütige Mädchenantlitz standen vor ihm und ließen nicht ab, ihn zu quälen. —

Jetzt waren viele Jahre seitdem vergangen.

* * *

Der feine Metallschlag der Uhr klang durch das Zimmer.

Der Doctor blickte auf. Er zählte; es schlug zwölf. Aber so weit in der Nacht konnte es noch nicht sein. Und jetzt besann er sich, er hatte ja vorhin den Weiser nicht gestellt; draußen vom Thurm schlug es jetzt eben auch, es

war erst neun Uhr. Er stand auf und blickte auf die Gasse hinaus. Der alte Kirchturm hob sich nur dunkel aus der Finsterniß hervor; aber drüben aus dem großen Siebelhause drang noch der helle Lichterschein in das Dunkel hinaus. Dort wohnte sie noch jetzt, wie sie es einst gethan; sie wohnte dort mit dem Justizrath, den sie im Lauf der Jahre geheirathet hatte, noch jetzt im Alter heiter und geliebt, wie sie es einst in ihrer Jugend gewesen war. Oft hatte seitdem in Tagen der Krankheit der Doctor an ihrem und ihrer Kinder Bette gesessen; er hatte auch einige Mal auf Bitten seines mittlerweile zum wirklichen Justizrath avancirten Freundes an ihrer Geburtstagsfeier Theil genommen; nur in den letzten Jahren war er dazu nicht mehr zu bewegen gewesen. — —

Es wurde leise an die Thür geklopft. — „Sie haben wieder geschickt, Dunkel!“ sagte das vorsichtig eintretende Mädchen.

Der Doctor wandte den Kopf. „Von drüben?“ fragte er. Das Mädchen bejahte es.

Er hatte sich wieder nach dem Fenster gewandt und blickte, ohne etwas zu erwidern, in die Dunkelheit hinaus. — Eine Strecke unterhalb der hellen Fenster in der gegenüberliegenden Häuserreihe, welche von einer einsamen Straßenlaterne beleuchtet wurde, zeigte sich der finstere Raum der nach dem Hafen hinabführenden Twiete. Dann und wann trat eine Gestalt in den Dämmererschein der Laterne und verschwand zwischen den Häusern.

„Ich habe nicht gesagt, daß du schon heim bist!“ begann das Mädchen wieder.

Der Doctor richtete sich auf. „Nun, Christine,“ sagte er, indem er seinen blauen Frack zuknöpfte, „so sag auch jetzt nichts davon. Geh! Sie sollen mich in Ruhe lassen!“

*
*
*

Kurze Zeit darauf trat er in Begleitung seines kleinen schwarzen Hundes in die mit Gästen angefüllte Schenktube des Schifferhauses. „Nun, Doctor, wo bleibst du?“ fragte eine etwas rauhe Stimme, und eine derbe Hand streckte sich ihm entgegen, „setz dich auf deinen Platz!“ und dann zu dem Wirthte gewandt: „San Dhm, ein Glas Grog! Aber ein blaßes, für den Doctor!“

Der kleine Häwelman.

Ein Kindermärchen.

Es war einmal ein kleiner Junge, der hieß Häwermann. Des Nachts schlief er in einem Rollenbett und auch des Nachmittags, wenn er müde war; wenn er aber nicht müde war, so mußte seine Mutter ihn darin in der Stube umherfahren, und davon konnte er nie genug bekommen.

Nun lag der kleine Häwermann eines Nachts in seinem Rollenbett und konnte nicht einschlafen; die Mutter aber schlief schon lange neben ihm in ihrem großen Himmelbett. „Mutter,“ rief der kleine Häwermann, „ich will fahren!“ Und die Mutter langte im Schlaf mit dem Arm aus dem Bett und rollte die kleine Bettstelle hin und her, und wenn ihr der Arm müde werden wollte, so rief der kleine Häwermann: „Mehr, mehr!“ und dann ging das Rollen wieder von vorne an. Endlich aber schlief sie gänzlich ein; und so viel Häwermann auch schreien mochte, sie hörte es nicht; es war rein vorbei. — — Da dauerte es nicht lange, so sah der Mond in die Fensterscheiben, der gute alte Mond, und was er da sah, war so possirlich, daß er sich erst mit seinem Pelzármel über das Gesicht fuhr, um sich die Augen auszuwischen; so etwas hatte der alte Mond all sein Lebtag nicht gesehen. Da lag der kleine Häwermann mit offenen Augen in seinem Rollenbett und hielt das eine Beinchen wie einen Mastbaum in die Höhe. Sein kleines Hemd hatte er ausgezogen und hing es wie ein Segel an seiner kleinen Behe auf; dann nahm er ein Hemdzipfelchen in jede Hand

und fing mit beiden Backen an zu blasen. Und allmählich, leise, leise, fing es an zu rollen, über den Fußboden, dann die Wand hinauf, dann kopfüber die Decke entlang und dann die andere Wand wieder hinunter. „Mehr, mehr!“ schrie Häwermann, als er wieder auf dem Boden war; und dann blies er wieder seine Backen auf, und dann ging es wieder kopfüber und kopfunter. Es war ein großes Glück für den kleinen Häwermann, daß es gerade Nacht war und die Erde auf dem Kopf stand; sonst hätte er doch gar zu leicht den Hals brechen können.

Als er drei Mal die Reise gemacht hatte, guckte der Mond ihm plötzlich ins Gesicht. „Zunge,“ sagte er, „hast du noch nicht genug?“ — „Nein,“ schrie Häwermann, „mehr, mehr! Mach mir die Thür auf! Ich will durch die Stadt fahren; alle Menschen sollen mich fahren sehen.“ — „Das kann ich nicht,“ sagte der gute Mond; aber er ließ einen langen Strahl durch das Schlüsselloch fallen; und darauf fuhr der kleine Häwermann zum Hause hinaus.

Auf der Straße war es ganz still und einsam. Die hohen Häuser standen im hellen Mondschein und glogten mit ihren schwarzen Fenstern recht dumm in die Stadt hinaus; aber die Menschen waren nirgends zu sehen. Es rasselte recht, als der kleine Häwermann in seinem Rollenbette über das Straßenpflaster fuhr; und der gute Mond ging immer neben ihm und leuchtete. So fuhren sie Straßen aus, Straßen ein; aber die Menschen waren nirgends zu sehen. Als sie bei der Kirche vorbei kamen, da krähte auf einmal der große goldene Hahn auf dem Glockenthurm. Sie hielten still. „Was machst du da?“ rief der kleine Häwermann hinauf. — „Ich krähe zum ersten Mal!“ rief der goldene Hahn herunter. — „Wo sind denn die Menschen?“ rief der kleine Häwermann hinauf. — „Die schlafen,“ rief der goldene Hahn herunter, „wenn ich zum dritten Mal krähe, dann wacht der erste Mensch auf.“ — „Das dauert

mir zu lange," sagte Häwermann, „ich will in den Wald fahren, alle Thiere sollen mich fahren sehen!" — „Junge," sagte der gute alte Mond, „hast du noch nicht genug?" — „Nein," schrie Häwermann, „mehr, mehr! Leuchte, alter Mond, leuchte!" Und damit blies er die Backen auf, und der gute alte Mond leuchtete, und so fuhren sie zum Stadthor hinaus und übers Feld und in den dunkeln Wald hinein. Der gute Mond hatte große Mühe, zwischen den vielen Bäumen durchzukommen; mitunter war er ein ganzes Stück zurück, aber er holte den kleinen Häwermann doch immer wieder ein.

Im Walde war es still und einsam; die Thiere waren nicht zu sehen; weder die Hirsche noch die Hasen, auch nicht die kleinen Mäuse. So fuhren sie immer weiter, durch Tannen- und Buchenwälder, bergauf und bergab. Der gute Mond ging nebenher und leuchtete in alle Büsche; aber die Thiere waren nicht zu sehen; nur eine kleine Katze saß oben in einem Eichbaum und funkelte mit den Augen. Da hielten sie still. „Das ist der kleine Pinze!" sagte Häwermann, „ich kenne ihn wohl; er will die Sterne nachmachen." Und als sie weiter fuhren, sprang die kleine Katze mit von Baum zu Baum. „Was machst du da?" rief der kleine Häwermann hinauf. — „Ich illuminire!" rief die kleine Katze herunter. — „Wo sind denn die andern Thiere?" rief der kleine Häwermann hinauf. — „Die schlafen!" rief die kleine Katze herunter und sprang wieder einen Baum weiter; „horch nur, wie sie schnarchen!" — „Junge," sagte der gute alte Mond, „hast du noch nicht genug?" — „Nein," schrie Häwermann, „mehr, mehr! Leuchte, alter Mond, leuchte!" und dann blies er die Backen auf, und der gute alte Mond leuchtete; und so fuhren sie zum Walde hinaus und dann über die Heide bis ans Ende der Welt, und dann gerade in den Himmel hinein.

Hier war es lustig; alle Sterne waren wach und hatten die Augen auf und funkelten, daß der ganze Himmel blitzte. „Platz da!" schrie Häwermann und fuhr in den hellen

Hausen hinein, daß die Sterne links und rechts vor Angst vom Himmel fielen. — „Junge,“ sagte der gute alte Mond, „hast du noch nicht genug?“ — „Nein!“ schrie der kleine Häwermann, „mehr, mehr!“ und — hast du nicht gesehen! fuhr er dem alten guten Mond quer über die Nase, daß er ganz dunkelbraun im Gesicht wurde. „Pfui!“ sagte der Mond und nieste drei Mal, „Alles mit Maßen!“ und damit pußte er seine Laterne aus, und alle Sterne machten die Augen zu. Da wurde es im ganzen Himmel auf einmal so dunkel, daß man es ordentlich mit Händen greifen konnte. „Leuchte, alter Mond, leuchte!“ schrie Häwermann, aber der Mond war nirgends zu sehen und auch die Sterne nicht; sie waren schon alle zu Bett gegangen. Da fürchtete der kleine Häwermann sich sehr, weil er so allein im Himmel war. Er nahm seine Hemdzipfelchen in die Hände und blies die Backen auf; aber er wußte weder aus noch ein, er fuhr kreuz und quer, hin und her, und Niemand sah ihn fahren, weder die Menschen noch die Thiere, noch auch die lieben Sterne.

Da guckte endlich unten, ganz unten am Himmelsrande ein rothes rundes Gesicht zu ihm herauf, und der kleine Häwermann meinte, der Mond sei wieder aufgegangen. „Leuchte, alter Mond, leuchte!“ rief er, und dann blies er wieder die Backen auf und fuhr quer durch den ganzen Himmel und gerade darauf los. Es war aber die Sonne, die gerade aus dem Meere heraufkam. „Junge,“ rief sie und sah ihm mit ihren glühenden Augen ins Gesicht, „was machst du hier in meinem Himmel?“ Und — eins, zwei, drei! nahm sie den kleinen Häwermann und warf ihn mitten in das große Wasser. Da konnte er schwimmen lernen.

Und dann?

Ja und dann? Weißt du nicht mehr? Wenn ich und du nicht gekommen wären und den kleinen Häwermann in unser Boot genommen hätten, so hätte er doch leicht ertrinken können!

Geschichten aus der Tonne.

Vorwort.

Die nachstehenden Geschichten, welche ich in der ersten Auflage unter dem Titel „Drei Märchen“ in die Welt gehen ließ, haben es erfahren müssen, daß sie von manchem sonst guten Freunde ihres Verfassers lediglich um dieser Überschrift willen ungelesen bei Seite geschoben wurden; selbst die Versicherung des derzeitigen Vorwortes, daß das zweite Stück mehr in dem vornehmen Gewand der Sage auftrete, das dritte mehr eine „seltsame Historie“ sei, hat dagegen nicht verfangen wollen. — Es ist so unbequem, die traute Alltagswelt mit einer anderen zu vertauschen, wo es vielleicht statt auf der Eisenbahn mit Siebenmeilen-Stiefeln durch die Luft geht. Überdies aber — und nicht mit Unrecht —, das Märchen hat seinen Credit verloren; es ist die Werkstatt des Dilettantismus geworden, der seine Pfuscherarbeit mit bunten Bildern überkleistert und in den zahllosen Jugendschriften einen lebhaften Markt damit eröffnet; das Wenige, was von echter Meisterhand in dieser Dichtungsart geleistet ist, verschwindet in diesem Wüste.

In besserer Beachtung solcher Umstände ist das Büchlein beim Antritt seiner zweiten Reise auf einen unverfänglicheren Namen umgetauft, wobei eine noch immer anheimelnde Jugenderinnerung die Pathenstelle übernommen hat.

Einer unserer wackersten Spielfkameraden war „Hans Räuber“, der Sohn eines armen Schuhflickers und schon seit Jahren ein Stadt-Waisenkind; den Beinamen hatte er sich in unserem beliebtesten Spiele „Räuber und Soldat“ durch seine ausgezeichneten Leistungen in der ersteren Eigenschaft verdient. Außerdem aber besaß dieser ehrliche und spaßhafte Bursche noch eine andere von uns sehr geschätzte Fähigkeit.

An den langen Herbstabenden, wo uns für die ausgelassenen Spiele nach der Schulzeit gar bald das Licht ausging, pflegten wir uns auf den Stufen irgend einer Haustreppe zusammen zu finden, und nun hieß es: „Stücken vertellen!“ Und auch hier war wieder Hans der „Baas“; Gott weiß, woher ihm die seltsamen Geschichten anslogen, mit denen er uns bald vor Grauen zu schütteln, bald das hellste Lachen hervorzurufen wußte. In dieser Jahreszeit des Stücken-Erzählens wurden insbesondere die Gestalten unseres heimischen Volksglaubens so lebendig in uns, daß wir einmal ganz deutlich den Miß Fuß aus einer Dachöffnung von meines Vaters Stallgebäude herausgucken sahen und, mit Hirschfänger und Blumenstöcken bewaffnet, einen zwar vergeblichen Feldzug über sämtliche Böden gegen den Hauskobold unternahmen.

Je heimlicher wir unsere Märchenbude aufgeschlagen hatten, desto schöner hörten sich die Geschichten an. Mich namentlich trieb diese Vorliebe für versteckte Erzählungsplätzchen zur Entdeckung immer neuer Schlupfwinkel; der beste Fund aber, der mir dabei gelang, war eine große leere Tonne, welche in unserem sogenannten Backhause unweit der Schreiberstube stand. Diese Tonne war bald das Allerheiligste, das nur von mir und Hans bezogen wurde; hier kauerten wir Abends nach der Rechenstunde zusammen, nahmen meine kleine Handlaterne, die wir zuvor mit ausreichenden Lichtendchen versehen hatten, auf den Schoß und

schoben ein paar auf der Tonne liegende Bretter wieder über die Öffnung, so daß wir wie im heimlichsten Stübchen uns gegenüber saßen. Wenn dann die Leute Abends in die Schreibstube gingen und ein Gemurmel aus der Tonne aufsteigen hörten, auch wohl einzelne Lichtstrahlen daraus hervorsimmern sahen, so konnte der alte Schreiber nicht genug die wunderliche Ursache davon berichten.

Wo aber waren indessen Hans und ich? — Ging es auch sachte aufwärts, so ging es doch endlich hübsch über die Alltagswelt hinweg, daß der Schul- und sonstige Erdenstaub lustig aus den flatternden Gewändern flog. Die alte Gelehrtenschule mit ihren irregulären Verben, der dumpfe Keller mit der häßlichen Lehmbiele, auf der das Bett des Waisenknaben stand — im Nebel der Tiefe lag es unter uns, während wir die reine Luft der Höhe athmeten.

Aber selbst zu uns hinauf drang die Sopranstimme der Magd, die, wenn es neun vom Thurm geschlagen hatte, mich von der Hofthür aus zum Abendessen rief. Plötzlich saßen wir wieder in unserer engen Tonne; noch einmal dehnten wir uns, daß die Wände knackten, und kletterten dann über den Rand derselben in das Alltagsleben zurück; aber noch lange nachher mußte es uns Jeder vom Gesichte ablesen können, daß wir in uns einen Glanz trugen, der nicht von dieser Welt war. — —

Bierzig Jahre und darüber sind seitdem verfloßen. Meinen Hans Räuber hat ein seltsames Geschick betroffen; er ist in seinem Alter noch einmal ein Stadt-Waisenkind geworden.

Ob er für einen Sterblichen doch zu oft in jene Region hinaufgeflogen war? — Nachdem er ein Vierteljahrhundert der Alltagswelt als tüchtiger Schiffszimmermann gedient hatte, wurde er krank und konnte sich lange Jahre hindurch nicht mehr in ihr zurechtfinden. So kam er in ein städtisches Nyl. Aber er ist allmählich wieder genesen; es geht ihm

wohl; er arbeitet nach Belieben, und er arbeitet gern und gut; seine Frau zwar hat er längst begraben, aber seine Kinder weiß er in der Ferne wohl versorgt. Wenn sein rothes ehrliches Gesicht mit den nun ergrauten Haaren mir begegnet, dann nicken wir uns zu, und seine braunen Augen leuchten schelmisch, als wollten sie mir sagen: „Weißt du noch — das wissen wir beide nur allein — wie wir damals in der Tonne saßen! Das war schöne Zeit!“

* *

*

Möge der freundliche Leser nun erproben, ob diesen neuen „Geschichten aus der Tonne“ etwas von der Kraft der alten innewohne. Zu lange soll die Fahrt nicht dauern, und so hoch soll sie auch nicht gehen, daß die praktischen Köpfe unserer neuen Zeit dabei von Schwindel könnten befallen werden.

Susum, im März 1873.

Theodor Storm.

Die Regentrude.

Einen so heißen Sommer, wie nun vor hundert Jahren, hat es seitdem nicht wieder gegeben. Kein Grün fast war zu sehen; zahmes und wildes Gethier lag verschmachtet auf den Feldern.

Es war an einem Vormittag. Die Dorfstraßen standen leer; was nur konnte, war ins Innerste der Häuser geflüchtet; selbst die Dorfkläffer hatten sich verkrochen. Nur der dicke Wiesenbauer stand breitspurig in der Thorfahrt seines stattlichen Hauses und rauchte im Schweiß seines Angesichts aus seinem großen Meerschäumkopfe. Dabei schaute er schmunzelnd einem mächtigen Fuder Heu entgegen, das eben von seinen Knechten auf die Diele gefahren wurde. — Er hatte vor Jahren eine bedeutende Fläche sumpfigen Wiesenlandes um geringen Preis erworben, und die letzten dürreren Jahre, welche auf den Feldern seiner Nachbarn das Gras versengten, hatten ihm die Scheuern mit duftendem Heu und den Kasten mit blanken Kronthalern gefüllt.

So stand er auch jetzt und rechnete, was bei den immer steigenden Preisen der Überschuß der Ernte für ihn einbringen könne. „Sie kriegen alle nichts,“ murmelte er, indem er die Augen mit der Hand beschattete und zwischen den Nachbargehöften hindurch in die flimmernde Ferne

schaute; „es giebt gar keinen Regen mehr in der Welt.“ Dann ging er an den Wagen, der eben abgeladen wurde; er zupfte eine Hand voll Heu heraus, führte es an seine breite Nase und lächelte so verschmizt, als wenn er aus dem kräftigen Duft noch einige Kronthaler mehr herausriechen könne.

In demselben Augenblicke war eine etwa funfzigjährige Frau ins Haus getreten. Sie sah blaß und leidend aus, und bei dem schwarzseidenen Tuche, das sie um den Hals gesteckt trug, trat der bekümmerte Ausdruck ihres Gesichtes nur noch mehr hervor. „Guten Tag, Nachbar,“ sagte sie, indem sie dem Wiesenbauer die Hand reichte, „ist das eine Gluth; die Haare brennen einem auf dem Kopfe!“

„Laß brennen, Mutter Stine, laß brennen!“ erwiderte er, „seht nur das Fuder Heu an! Mir kann's nicht zu schlimm werden!“

„Ja, ja, Wiesenbauer, Ihr könnt schon lachen; aber was soll aus uns Andern werden, wenn das so fortgeht!“

Der Bauer drückte mit dem Daumen die Nische in seinen Pfeifenkopf und stieß ein paar mächtige Dampfwolken in die Luft. „Seht Ihr,“ sagte er, „das kommt von der Überflugsheit. Ich hab's ihm immer gesagt; aber Euer Seliger hat's allemweg besser verstehen wollen. Warum mußte er all sein Tiefland vertauschen! Nun sitzt Ihr da mit den hohen Feldern, wo Eure Saat verdorrt und Euer Vieh verschmachtet.“

Die Frau seufzte.

Der dicke Mann wurde plötzlich herablassend. „Aber, Mutter Stine,“ sagte er, „ich merke schon, Ihr seid nicht von ungefähr hieher gekommen; schießt nur immer los, was Ihr auf dem Herzen habt!“

Die Wittve blickte zu Boden. „Ihr wißt wohl,“ sagte sie, „die funfzig Thaler, die Ihr mir geliehen, ich soll sie auf Johanni zurückzahlen, und der Termin ist vor der Thür.“

Der Bauer legte seine fleischige Hand auf ihre Schulter. „Nun macht Euch keine Sorge, Frau! Ich brauche das Geld nicht; ich bin nicht der Mann, der aus der Hand in den Mund lebt. Ihr könnt mir Eure Grundstücke dafür zum Pfande einsetzen; sie sind zwar nicht von den besten, aber mir sollen sie diesmal gut genug sein. Auf den Sonnabend könnt Ihr mit mir zum Gerichtshalter fahren.“

Die bekümmerte Frau athmete auf. „Es macht zwar wieder Kosten,“ sagte sie, „aber ich danke Euch doch dafür.“

Der Wiesenbauer hatte seine kleinen klugen Augen nicht von ihr gelassen. „Und,“ fuhr er fort, „weil wir hier einmal beisammen sind, so will ich Euch auch sagen, der Andreess, Euer Junge, geht nach meiner Tochter!“

„Du lieber Gott, Nachbar, die Kinder sind ja mit einander aufgewachsen.“

„Das mag sein, Frau; wenn aber der Bursche meint, er könne sich hier in die volle Wirthschaft einfreien, so hat er seine Rechnung ohne mich gemacht!“

Die schwache Frau richtete sich ein wenig auf und sah ihn mit fast zürnenden Augen an. „Was habt Ihr denn an meinem Andreess auszusetzen?“ fragte sie.

„Ich an Eurem Andreess, Frau Stine? — Auf der Welt gar nichts! Aber“ — und er strich sich mit der Hand über die silbernen Knöpfe seiner rothen Weste — „meine Tochter ist eben meine Tochter, und des Wiesenbauers Tochter kann es besser belaufen.“

„Trotzt nicht zu sehr, Wiesenbauer!“ sagte die Frau milde, „ehe die heißen Jahre kamen —!“

„Aber sie sind gekommen und sind noch immer da, und auch für dies Jahr ist keine Aussicht, daß Ihr eine Ernte in die Scheuer bekommt. Und so geht's mit Eurer Wirthschaft immer weiter rückwärts.“

Die Frau war in tiefes Sinnen versunken; sie schien die letzten Worte kaum gehört zu haben. „Ja,“ sagte sie, „Ihr

mögt leider Recht behalten, die Regentrude muß eingeschlafen sein; aber — sie kann geweckt werden!“

„Die Regentrude?“ wiederholte der Bauer hart. „Glaubt Ihr auch an das Gefasel?“

„Kein Gefasel, Nachbar!“ erwiderte sie geheimnißvoll. „Meine Urahne, da sie jung gewesen, hat sie selber einmal aufgeweckt. Sie wußte auch das Sprüchlein noch und hat es mir öfters vorgesagt; aber ich habe es seither längst vergessen.“

Der dicke Mann lachte, daß ihm die silbernen Knöpfe auf seinem Bauche tanzten. „Nun, Mutter Stine, so setzt Euch hin und besinnt Euch auf Euer Sprüchlein. Ich verlasse mich auf mein Wetterglas, und das steht seit acht Wochen auf beständig Schön!“

„Das Wetterglas ist ein todtes Ding, Nachbar; das kann doch nicht das Wetter machen!“

„Und Eure Regentrude ist ein Spukding, ein Hirngespinnst, ein Garnichts!“

„Nun, Wiesenbauer,“ sagte die Frau schüchtern, „Ihr seid einmal einer von den Neugläubigen!“

Aber der Mann wurde immer eifriger. „Neu- oder altgläubig!“ rief er, „geht hin und sucht Eure Regenfrau und sprecht Euer Sprüchlein, wenn Ihr's noch beisammenkriegt! Und wenn Ihr binnen heut und vierundzwanzig Stunden Regen schafft, dann —!“ er hielt inne und paffte ein paar dicke Rauchwolken vor sich hin.

„Was dann, Nachbar?“ fragte die Frau.

„Dann — — dann, — zum Teufel, ja, dann soll Euer Andrees meine Maren freien!“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Wohnzimmers, und ein schönes schlankes Mädchen mit rehbraunen Augen trat zu ihnen auf die Durchfahrt hinaus. „Topp, Vater!“ rief sie, „das soll gelten!“ Und zu einem ältlichen Mann gewandt, der eben von der Straße her ins

Haus trat, fügte sie hinzu: „Ihr habt's gehört, Wetter Schulze!“

„Nun, nun, Maren,“ sagte der Wiesenbauer, „du brauchst keine Zeugen gegen deinen Vater aufzurufen; von meinem Wort da beißt dir keine Maus auch nur ein Tittelchen ab.“

Der Schulze schaute indeß, auf seinen langen Stock gestützt, eine Weile in den freien Tag hinaus; und hatte nun sein schärferes Auge in der Tiefe des glühenden Himmels ein weißes Pünktchen schwimmen sehen oder wünschte er es nur und glaubte es deshalb gesehen zu haben, aber er lächelte hinterhältig und sagte: „Mög's Euch bekommen, Wetter Wiesenbauer, der Andrees ist allewege ein tüchtiger Burjch!“

* *

Bald darauf, während der Wiesenbauer und der Schulze in dem Wohnzimmer des ersteren über allerlei Rechnungen beisammen saßen, trat Maren an der andern Seite der Dorfstraße mit Mutter Stine in deren Stübchen.

„Aber Kind,“ sagte die Wittve, indem sie ihr Spinnrad aus der Ecke holte, „weißt du denn das Sprüchlein für die Regenfrau?“

„Sch?“ fragte das Mädchen, indem sie erstaunt den Kopf zurückwarf.

„Nun, ich dachte nur, weil du so feck dem Vater vor die Füße tratst.“

„Nicht doch, Mutter Stine, mir war nur so ums Herz, und ich dachte auch, Ihr selber würdet's wohl noch beisammen bekommen. Räumt nur ein bißel auf in Eurem Kopfe; es muß ja noch irgendwo verframmet liegen!“

Frau Stine schüttelte den Kopf. „Die Urahne ist mir früh gestorben. Das aber weiß ich noch wohl, wenn wir damals große Dürre hatten, wie eben jetzt, und uns dabei mit der Saat oder dem Viehzeug Unheil zuschlug, dann

pflegte sie wohl ganz heimlich zu sagen: „Das thut der Feuermann uns zum Schabernack, weil ich einmal die Regenfrau geweckt habe!“

„Der Feuermann?“ fragte das Mädchen, „wer ist denn das nun wieder?“ Aber ehe sie noch eine Antwort erhalten konnte, war sie schon ans Fenster gesprungen und rief: „Um Gott, Mutter, da kommt der Andrees; seht nur, wie verzürzt er aussieht!“

Die Wittwe erhob sich von ihrem Spinnrade: „Freilich, Kind,“ sagte sie niedergeschlagen, „siehst du denn nicht, was er auf dem Rücken trägt? Da ist schon wieder eins von den Schafen verdurstet.“

Bald darauf trat der junge Bauer ins Zimmer und legte das todte Thier vor den Frauen auf den Estrich. „Da habt ihr's!“ sagte er finster, indem er sich mit der Hand den Schweiß von der heißen Stirn strich.

Die Frauen sahen mehr in sein Gesicht als auf die todte Creatur. „Nimm dir's nicht so zu Herzen, Andrees!“ sagte Maren. „Wir wollen die Regenfrau wecken, und dann wird Alles wieder gut werden.“

„Die Regenfrau!“ wiederholte er tonlos, „ja, Maren, wer die wecken könnte. — Es ist aber auch nicht wegen dem allein; es ist mir etwas widerfahren draußen.“ —

Die Mutter faßte zärtlich seine Hand. „So sag es von dir, mein Sohn,“ ermahnte sie, „damit es dich nicht siech mache!“

„So hört denn!“ erwiderte er. — „Ich wollte nach unsern Schafen sehen und ob das Wasser, das ich gestern Abend für sie hinaufgetragen, noch nicht verdunstet sei. Als ich aber auf den Weideplatz kam, sah ich sogleich, daß es dort nicht seine Richtigkeit habe; der Wasserzuber war nicht mehr, wo ich ihn hingestellt, und auch die Schafe waren nicht zu sehen. Um sie zu suchen, ging ich den Rain hinab bis an den Ricsenhügel. Als ich auf die andere Seite kam,

da sah ich sie alle liegen, feuchend, die Hälse lang auf die Erde gestreckt; die arme Creatur hier war schon crepirt. Daneben lag der Zuber umgestürzt und schon gänzlich ausgetrocknet. Die Thiere konnten das nicht gethan haben; hier mußte eine böswillige Hand im Spiele sein.“

„Kind, Kind!“ unterbrach ihn die Mutter, „wer sollte einer armen Wittve Leides zufügen!“

„Hört nur zu, Mutter, es kommt noch weiter. Ich stieg auf den Hügel und sah nach allen Seiten über die Ebene hin; aber kein Mensch war zu sehen, die sengende Gluth lag wie alle Tage lautlos über den Feldern. Nur neben mir auf einem der großen Steine, zwischen denen das Zwer-genloch in den Hügel hinabgeht, saß ein dicker Molch und sonnte seinen häßlichen Leib. Als ich noch so halb rathlos, halb ingrimmig um mich her starrte, höre ich auf einmal hinter mir von der andern Seite des Hügel's her ein Gemurmel, wie wenn einer eifrig mit sich selber redet, und als ich mich umwende, sehe ich ein knorpfiges Männlein im feuerrothen Rock und rother Zipselmütze unten zwischen dem Haidekraute auf und ab stapfen. — Ich erschrak mich, denn wo war es plötzlich hergekommen! — Auch sah es gar so arg und mißgeschaffen aus. Die großen braunrothen Hände hatte es auf dem Rücken gefaltet, und dabei spielten die krummen Finger wie Spinnenbeine in der Luft. — Ich war hinter den Dornbusch getreten, der neben den Steinen aus dem Hügel wächst, und konnte von hier aus Alles sehen, ohne selbst bemerkt zu werden. Das Unding drunten war noch immer in Bewegung; es bückte sich und riß ein Bündel versengten Grases aus dem Boden, daß ich glaubte, es müsse mit seinem Kürbiskopf vorn überschießen; aber es stand schon wieder auf seinen Spindelbeinen, und indem es das dürre Kraut zwischen seinen großen Fäusten zu Pulver rieb, begann es so entsetzlich zu lachen, daß auf der andern Seite des Hügel's die halbtodten Schafe aufsprangen und in wil-

der Flucht an dem Rain hinunterjagten. Das Männlein aber lachte noch gellender, und dabei begann es von einem Bein aufs andere zu springen, daß ich fürchtete, die dünnen Stäbchen müßten unter seinem klumpigen Leibe zusammenbrechen. Es war graufenvoll anzusehen, denn es funkelte ihm dabei ordentlich aus seinen kleinen schwarzen Augen.“

Die Wittve hatte leise des Mädchens Hand gefaßt.

„Weißt du nun, wer der Feuermann ist!“ sagte sie. Maren nickte.

„Das Allergrausenhafteste aber,“ fuhr Andrees fort, „war seine Stimme. ‚Wenn sie es wüßten, wenn sie es wüßten!‘ schrie er, ‚die Flegel, die Bauerntölpel!‘ Und dann sang er mit seiner schnarrenden, quäkenden Stimme ein seltsames Sprüchlein; immer von vorn nach hinten, als könne er sich gar daran nicht ersättigen. Wartet nur, ich bekomm’s wohl noch beisammen!“

Und nach einigen Augenblicken fuhr er fort:

„Dunst ist die Welle,
Staub ist die Quelle!“

Die Mutter ließ plötzlich ihr Spinnrad stehen, das sie während der Erzählung eifrig gedreht hatte, und sah ihren Sohn mit gespannten Augen an. Der aber schwieg wieder und schien sich zu besinnen.

„Weiter!“ sagte sie leise.

„Ich weiß nicht weiter, Mutter; es ist fort, und ich hab’s mir unterwegs doch wohl hundert Mal vorgesagt.“

Als aber Frau Stine mit unsicherer Stimme selbst fortfuhr:

„Stumm sind die Wälder,
Feuermann tanzet über die Felder!“

da setzte er rasch hinzu:

„Nimm dich in Acht!
Eh du erwacht,
Holt dich die Mutter
Heim in die Nacht!“

„Das ist das Sprüchlein der Regentrude!“ rief Frau Stine; „und nun rasch noch einmal! Und du, Maren, merk wohl auf, damit es nicht wiederum verloren geht!“

Und nun sprachen Mutter und Sohn noch einmal zusammen und ohne Anstoß:

„Dunst ist die Welle,
 Staub ist die Quelle!
 Stumm sind die Wälder,
 Feuermann tanzet über die Felder!
 Nimm dich in Acht!
 Eh du erwacht,
 Holt dich die Mutter
 Heim in die Nacht!“

„Nun hat alle Noth ein Ende!“ rief Maren; „nun wecken wir die Regentrude; morgen sind alle Felder wieder grün, und übermorgen giebt's Hochzeit!“ Und mit fliegenden Worten und glänzenden Augen erzählte sie ihrem Andrees, welches Versprechen sie dem Vater abgewonnen habe.

„Kind,“ sagte die Wittve wieder, „weißt du denn auch den Weg zur Regentrude?“

„Nein, Mutter Stine; wißt Ihr denn auch den Weg nicht mehr?“

„Aber, Maren, es war ja die Urahne, die bei der Regentrude war; von dem Wege hat sie mir niemals was erzählt.“

„Nun, Andrees,“ sagte Maren und faßte den Arm des jungen Bauern, der währenddeß mit gerunzelter Stirn vor sich hingestarrt hatte, „so sprich du! Du weißt ja sonst doch immer Rath!“

„Vielleicht weiß ich auch jetzt wieder einen!“ entgegnete er bedächtig. „Ich muß heute Mittag den Schafen noch Wasser hinaustragen. Vielleicht daß ich den Feuermann noch einmal hinter dem Dornbusch belauschen kann! Hat er das Sprüchlein verrathen, wird er auch noch den Weg

verrathen; denn sein dicker Kopf scheint überzulaufen von diesen Dingen.“

Und bei diesem Entschluß blieb es. Soviel sie auch hin und wieder redeten, sie wußten keinen bessern aufzufinden.

* *

*

Bald darauf befand sich Andrees mit seiner Wassertracht droben auf dem Weideplaz. Als er in die Nähe des Riesenhügels kam, sah er den Kobold schon von weitem auf einem der Steine am Zwergloch sitzen. Er strahlte sich mit seinen fünf ausgespreizten Fingern den rothen Bart; und jedes Mal, wenn er die Hand herauszog, löste sich ein Häufchen feuriger Flocken ab und schwebte in dem grellen Sonnenschein über die Felder dahin.

„Da bist du zu spät gekommen,“ dachte Andrees, „heute wirst du nichts erfahren,“ und wollte seitwärts, als habe er gar nichts gesehen, nach der Stelle abbiegen, wo noch immer der umgestürzte Zuber lag. Aber er wurde angerufen. „Ich dachte, du hättest mit mir zu reden!“ hörte er die Quäkstimme des Kobolds hinter sich.

Andrees kehrte sich um und trat ein paar Schritte zurück. „Was hätte ich mit Euch zu reden,“ erwiderte er; „ich kenne Euch ja nicht.“

„Aber du möchtest den Weg zur Regentrude wissen?“

„Wer hat Euch denn das gesagt?“

„Mein kleiner Finger, und der ist klüger als mancher große Kerl.“

Andrees nahm all seinen Muth zusammen und trat noch ein paar Schritte näher zu dem Uding an den Hügel hinauf. „Euer kleiner Finger mag schon klug sein,“ sagte er, „aber den Weg zur Regenfrau wird er doch nicht wissen, denn den wissen auch die allerklügsten Menschen nicht.“

Der Kobold blähte sich wie eine Kröte und fuhr ein

paar Mal mit seiner Klaue durch den Feuerbart, daß Andrees vor der herausströmenden Gluth einen Schritt zurücktaumelte. Plötzlich aber den jungen Bauer mit dem Ausdrucke eines überlegenen Hohns aus seinen bösen kleinen Augen anstarrend, schnarrte er ihn an: „Du bist zu einfältig, Andrees; wenn ich dir auch sagte, daß die Regentrude hinter dem großen Walde wohnt, so würdest du doch nicht wissen, daß hinter dem Walde eine hohle Weide steht!“

„Hier gilt's den Dummen spielen!“ dachte Andrees; denn obschon er sonst ein ehrlicher Bursche war, so hatte er doch auch seine gute Portion Bauernschlauheit mit auf die Welt bekommen. „Da habt Ihr Recht,“ sagte er und riß den Mund auf, „das würde ich freilich nicht wissen!“

„Und,“ fuhr der Kobold fort, „wenn ich dir auch sagte, daß hinter dem Walde die hohle Weide steht, so würdest du doch nicht wissen, daß in dem Baum eine Treppe zum Garten der Regenfrau hinabführt.“

„Wie man sich doch verrechnen kann!“ rief Andrees. „Ich dachte, man könnte nur so geradeswegs hineinspazieren.“

„Und wenn du auch geradeswegs hineinspazieren könntest,“ sagte der Kobold, „so würdest du immer noch nicht wissen, daß die Regentrude nur von einer reinen Jungfrau geweckt werden kann.“

„Nun freilich,“ meinte Andrees, „da hilft's mir nichts; da will ich mich nur gleich wieder auf den Heimweg machen.“

Ein arglistiges Lächeln verzog den breiten Mund des Kobolds. „Willst du nicht erst dein Wasser in den Zuber gießen?“ fragte er; „das schöne Viehzeug ist ja schier verschmachtet.“

„Da habt Ihr zum vierten Male Recht!“ erwiderte der Bursche und ging mit seinen Eimern um den Hügel herum. Als er aber das Wasser in den heißen Zuber goß, schlug es zischend empor und verprasselte in weißen Dampfwolken in die Luft. „Auch gut!“ dachte er, „meine Schafe treibe

ich mit mir heim, und morgen mit dem Frühesten geleite ich Maren zu der Regentrude. Die soll sie schon erwecken!"

Auf der andern Seite des Hügels aber war der Kobold von seinen Steinen aufgesprungen. Er warf seine rothe Mütze in die Luft und kollerte sich mit wieherndem Gelächter den Berg hinab. Dann sprang er wieder auf seine dünnen Spindelbeine, tanzte wie toll umher und schrie dabei mit seiner Quäkstimme einmal übers andere: „Der Kinds-kopf, der Bauerlummel! dachte mich zu übertölpeln und weiß noch nicht, daß die Trude sich nur durch das rechte Sprüchlein wecken läßt. Und das Sprüchlein weiß keiner als Eckeneckepenn, und Eckeneckepenn das bin ich!“ —

Der böse Kobold wußte nicht, daß er am Vormittag das Sprüchlein selbst verrathen hatte.

* * *

Auf die Sonnenblumen, die vor Maren's Kammer im Garten standen, fiel eben der erste Morgenstrahl, als sie schon das Fenster aufstieß und ihren Kopf in die frische Luft hinaussteckte. Der Wiesenbauer, welcher nebenan im Ofen des Wohnzimmers schlief, mußte davon erwacht sein; denn sein Schnarchen, das noch eben durch alle Wände drang, hatte plötzlich aufgehört. „Was treibst du, Maren?“ rief er mit schläfriger Stimme. „Fehlt's dir denn wo?“

Das Mädchen fuhr sich mit dem Finger an die Lippen, denn sie wußte wohl, daß der Vater, wenn er ihr Vorhaben erführe, sie nicht aus dem Hause lassen würde. Aber sie faßte sich schnell. „Ich habe nicht schlafen können, Vater,“ rief sie zurück, „ich will mit den Leuten auf die Wiesen; es ist so hübsch frisch heute Morgen.“

„Hast das nicht nöthig, Maren,“ erwiderte der Bauer, „meine Tochter ist kein Dienstbot.“ Und nach einer Weile fügte er hinzu: „Na, wenn's dir Blaisir macht! Aber sei

zur rechten Zeit wieder heim, eh die große Hitze kommt. Und vergiß mein Warmbier nicht!" Damit warf er sich auf die andere Seite, daß die Bettstelle krachte, und gleich darauf hörte auch das Mädchen wieder das wohlbekannte abgemessene Schnarchen.

Behutsam drückte sie ihre Kammerthür auf. Als sie durch die Thorsfahrt ins Freie ging, hörte sie eben den Knecht die beiden Mägde wecken. „Es ist doch schönöd," dachte sie, „daß du so hast lügen müssen, aber" — und sie seufzte dabei ein wenig — „was thut man nicht um seinen Schatz!"

Drüben in seinem Sonntagsstaat stand schon Andrees ihrer wartend. „Weißt du dein Sprüchlein noch?" rief er ihr entgegen.

„Ja, Andrees! Und weißt du noch den Weg?" Er nickte nur.

„So laß uns gehen!" — Aber eben kam noch Mutter Stine aus dem Hause und steckte ihrem Sohne ein mit Meth gefülltes Fläschchen in die Tasche. „Der ist noch von der Urahne," sagte sie, „sie that alle Zeit sehr geheim und kostbar damit, der wird euch gut thun in der Hitze!"

Dann gingen sie im Morgenschein die stille Dorfstraße hinab, und die Wittve stand noch lange und schaute nach der Richtung, wo die jungen kräftigen Gestalten verschwunden waren.

Der Weg der Beiden führte hinter der Dorfmark über eine weite Haide. Danach kamen sie in den großen Wald. Aber die Blätter des Waldes lagen meist verdorrt am Boden, so daß die Sonne überall hindurchblickte; sie wurden fast geblendet von den wechselnden Lichtern. — Als sie eine geraume Zeit zwischen den hohen Stämmen der Eichen und Buchen fortgeschritten waren, faßte das Mädchen die Hand des jungen Mannes.

„Was hast du, Maren?“ fragte er.

„Ich hörte unsere Dorfuhr schlagen, Andrees.“

„Ja, mir war es auch so.“

„Es muß sechs Uhr sein!“ sagte sie wieder. „Wer kocht denn dem Vater nun sein Warmbier? Die Mägde sind alle auf dem Felde.“

„Ich weiß nicht, Maren; aber das hilft nun doch weiter nicht!“

„Nein,“ sagte sie, „das hilft nun weiter nicht. Aber weißt du denn auch noch unser Sprüchlein?“

„Freilich, Maren!

Dunst ist die Welle,
Staub ist die Quelle!“

Und als er einen Augenblick zögerte, sagte sie rasch:

„Stumm sind die Wälder,
Feuermann tanzet über die Felder!“

„D!“ rief sie, „wie brannte die Sonne!“

„Ja,“ sagte Andrees und rieb sich die Wange, „es hat auch mir ordentlich einen Stich gegeben.“

Endlich kamen sie aus dem Walde, und dort, ein paar Schritte vor ihnen, stand auch schon der alte Weidenbaum. Der mächtige Stamm war ganz gehöhlt, und das Dunkel, das darin herrschte, schien tief in den Abgrund der Erde zu führen. Andrees stieg zuerst allein hinab, während Maren sich auf die Höhlung des Baumes lehnte und ihm nachzublicken suchte. Aber bald sah sie nichts mehr von ihm, nur das Geräusch des Hinabsteigens schlug noch an ihr Ohr. Ihr begann angst zu werden, oben um sie her war es so einsam, und von unten hörte sie endlich auch keinen Laut mehr. Sie steckte den Kopf tief in die Höhlung und rief: „Andrees, Andrees!“ Aber es blieb Alles still, und noch einmal rief sie: „Andrees!“ — Da nach einiger Zeit war es ihr, als höre sie es von unten wieder heraufkommen, und allmählich erkannte sie auch die Stimme des jungen Man-

nes, der ihren Namen rief, und faßte seine Hand, die er ihr entgegenstreckte. „Es führt eine Treppe hinab,“ sagte er, „aber sie ist steil und ausgebröckelt, und wer weiß, wie tief nach unten zu der Abgrund ist!“

Maren erschrak. „Fürchte dich nicht,“ sagte er, „ich trage dich; ich habe einen sichern Fuß.“ Dann hob er das schlanke Mädchen auf seine breite Schulter; und als sie die Arme fest um seinen Hals gelegt hatte, stieg er behutsam mit ihr in die Tiefe. Dichte Finsterniß umgab sie; aber Maren athmete doch auf, während sie so Stufe um Stufe wie in einem gewundenen Schneckengange hinabgetragen wurde; denn es war kühl hier im Innern der Erde. Kein Laut von oben drang zu ihnen herab; nur einmal hörten sie dumpf aus der Ferne die unterirdischen Wasser brausen, die vergeblich zum Lichte emporarbeiteten.

„Was war das?“ flüsterte das Mädchen.

„Ich weiß nicht, Maren.“

„Aber hat's denn noch kein Ende?“

„Es scheint fast nicht.“

„Wenn dich der Kobold nur nicht betrogen hat!“

„Ich denke nicht, Maren.“

So stiegen sie tiefer und tiefer. Endlich spürten sie wieder den Schimmer des Sonnenlichts unter sich, das mit jedem Schritte leuchtender wurde; zugleich aber drang auch eine erstickende Hitze zu ihnen herauf.

Als sie von der untersten Stufe ins Freie traten, sahen sie eine gänzlich unbekannte Gegend vor sich. Maren sah befremdet umher. „Die Sonne scheint aber doch dieselbe zu sein!“ sagte sie endlich.

„Kälter ist sie wenigstens nicht,“ meinte Andrees, indem er das Mädchen zur Erde hob.

Von dem Platze, wo sie sich befanden, auf einem breiten Steindamm, lief eine Allee von alten Weiden in die Ferne hinaus. Sie bedachten sich nicht lange, sondern gingen, als

sei ihnen der Weg gewiesen, zwischen den Reihen der Bäume entlang. Wenn sie nach der einen oder andern Seite blickten, so sahen sie in ein ödes unabsehbares Tiefland, das so von aller Art Rinnen und Vertiefungen zerrissen war, als bestehe es nur aus einem endlosen Gewirre verlassener See- und Strombetten. Dies schien auch dadurch bestätigt zu werden, daß ein beklemmender Dunst, wie von vertrocknetem Schilf, die Luft erfüllte. Dabei lagerte zwischen den Schatten der einzeln stehenden Bäume eine solche Gluth, daß es den beiden Wanderern war, als sähen sie kleine weiße Flammen über den staubigen Weg dahinfliegen. Andrees mußte an die Flocken aus dem Feuerbarte des Kobolds denken. Einmal war es ihm sogar, als sähe er zwei dunkle Augenringe in dem grellen Sonnenschein; dann wieder glaubte er deutlich neben sich das tolle Springen der kleinen Spindelbeine zu hören. Bald war es links, bald rechts an seiner Seite. Wenn er sich aber wandte, vermochte er nichts zu sehen; nur die gluthheiße Luft zitterte flirrend und blendend vor seinen Augen. „Ja,“ dachte er, indem er des Mädchens Hand erfaßte und Beide mühsam vorwärts schritten, „sauer machst du's uns; aber Recht behältst du heute nicht!“

Weiter und weiter gingen sie, der Eine nur auf das immer schwerere Athmen des Andern hörend. Der eintörmige Weg schien kein Ende zu nehmen; neben ihnen unaufhörlich die grauen, halb entblätterten Weiden, seitwärts hüben und drüben unter ihnen die unheimlich dunstende Niederung.

Plötzlich blieb Maren stehen und lehnte sich mit geschlossenen Augen an den Stamm einer Weide. „Ich kann nicht weiter,“ murmelte sie; „die Luft ist lauter Feuer.“

Da gedachte Andrees des Methfläschchens, das sie bis dahin unberührt gelassen hatten. — Als er den Stöpsel abgezogen, verbreitete sich ein Duft, als seien die Tausende

von Blumen noch einmal zur Blüthe auferstanden, aus deren Kelchen vor vielleicht mehr als hundert Jahren die Bienen den Honig zu diesem Tranke zusammengetragen hatten. Kaum hatten die Lippen des Mädchens den Rand der Flasche berührt, so schlug sie schon die Augen auf. „O,“ rief sie, „auf welcher schönen Wiese sind wir denn?“

„Auf keiner Wiese, Maren; aber trink nur, es wird dich stärken!“

Als sie getrunken hatte, richtete sie sich auf und schaute mit hellen Augen um sich her. „Trink auch einmal, Andrees,“ sagte sie; „ein Frauenzimmer ist doch nur ein elendiglich Geschöpf!“

„Aber das ist ein echter Tropfen!“ rief Andrees, nachdem er auch gekostet hatte. „Mag der Himmel wissen, woraus die Urahnin den gebraut hat!“

Dann gingen sie gestärkt und lustig plaudernd weiter. Nach einer Weile aber blieb das Mädchen wieder stehen. „Was hast du, Maren?“ fragte Andrees.

„O nichts; ich dachte nur!“

„Was denn, Maren?“

„Siehst du, Andrees! Mein Vater hat noch sein halbes Heu draußen auf den Wiesen; und ich gehe da aus und will Regen machen!“

„Dein Vater ist ein reicher Mann, Maren; aber wir Andern haben unser Ferkchen Heu schon längst in der Scheuer und unsere Frucht noch alle auf den dürren Halmen.“

„Ja, ja, Andrees, du hast wohl Recht; man muß auch an die Andern denken!“ Im Stillen bei sich selber aber setzte sie nach einer Weile hinzu: „Maren, Maren, mach dir keine Klausen vor; du thust ja doch Alles nur von wegen deinem Schatz!“

So waren sie wieder eine Zeit lang fortgegangen, als das Mädchen plötzlich rief: „Was ist denn das? Wo sind wir denn? Das ist ja ein großer ungeheurer Garten!“

Und wirklich waren sie, ohne zu wissen wie, aus der einförmigen Weidenallee in einen großen Park gelangt. Aus der weiten, jetzt freilich verjüngten Rasenfläche erhoben sich überall Gruppen hoher prachtvoller Bäume. Zwar war ihr Laub zum Theil gefallen oder hing dürr oder schlaff an den Zweigen, aber der Kühne Bau ihrer Äste strebte noch in den Himmel und die mächtigen Wurzeln griffen noch weit über die Erde hinaus. Eine Fülle von Blumen, wie die Weiden sie nie zuvor gesehen, bedeckte hier und da den Boden; aber alle diese Blumen waren welk und düstelos und schienen mitten in der höchsten Blüthe von der tödlichen Gluth getroffen zu sein.

„Wir sind am rechten Orte, denk ich!“ sagte Andrees.

Maren nickte. „Du mußt nun hier zurückbleiben, bis ich wiederkomme.“

„Freilich,“ erwiderte er, indem er sich in dem Schatten einer großen Eiche ausstreckte. „Das Übrige ist nun deine Sach! Halt nur das Sprüchlein fest und verred dich nicht dabei!“ — —

So ging sie denn allein über den weiten Rasen und unter den himmelhohen Bäumen dahin, und bald sah der Zurückbleibende nichts mehr von ihr. Sie aber schritt weiter und weiter durch die Einsamkeit. Bald hörten die Baumgruppen auf, und der Boden senkte sich. Sie erkannte wohl, daß sie in dem ausgetrockneten Bette eines Gewässers ging; weißer Sand und Kiesel bedeckten den Boden, dazwischen lagen todte Fische und blinkten mit ihren Silberschuppen in der Sonne. In der Mitte des Beckens sah sie einen grauen fremdartigen Vogel stehen; er schien ihr einem Reiher ähnlich zu sein, doch war er von solcher Größe, daß sein Kopf, wenn er ihn aufrichtete, über den eines Menschen hinwegragen mußte; jetzt hatte er den langen Hals zwischen den Flügeln zurückgelegt und schien zu schlafen. Maren fürchtete sich. Außer dem regungslosen unheimlichen Vogel war kein

lebendes Wesen sichtbar, nicht einmal das Schwirren einer Fliege unterbrach hier die Stille; wie ein Entsetzen lag das Schweigen über diesem Orte. Einen Augenblick trieb sie die Angst, nach ihrem Geliebten zu rufen, aber sie wagte es wiederum nicht, denn den Laut ihrer eigenen Stimme in dieser Öde zu hören, dünkte sie noch schauerlicher als alles Andere.

So richtete sie denn ihre Augen fest in die Ferne, wo sich wieder dichte Baumgruppen über den Boden zu erheben schienen, und schritt weiter, ohne rechts oder links zu sehen. Der große Vogel rührte sich nicht, als sie mit leisem Tritt an ihm vorüberging, nur für einen Augenblick blitzte es schwarz unter der weißen Augenhaut hervor. — Sie athmete auf. — Nachdem sie noch eine weite Strecke hingeschritten, verengte sich das Seebett zu der Rinne eines mächtigen Baches, der unter einer breiten Lindengruppe durchführte. Das Geäste dieser mächtigen Bäume war so dicht, daß ungeachtet des mangelhaften Laubes kein Sonnenstrahl hindurchdrang. Maren ging in dieser Rinne weiter; die plötzliche Kühle um sie her, das hohe dunkle Gewölbe der Wipfel über ihr: es schien ihr fast, als gehe sie durch eine Kirche. Plötzlich aber wurden ihre Augen von einem blendenden Lichte getroffen; die Bäume hörten auf, und vor ihr erhob sich ein graues Gestein, auf das die grellste Sonne niederbrannte.

Maren selbst stand in einem leeren sandigen Becken, in welches sonst ein Wasserfall über die Felsen hinabgestürzt sein mochte, der dann unterhalb durch die Rinne seinen Abfluß in den jetzt verdunsteten See gehabt hatte. Sie suchte mit den Augen, wo wohl der Weg zwischen den Klippen hinaufführe. Plötzlich aber schrak sie zusammen. Denn das dort auf der halben Höhe des Absturzes konnte nicht zum Gestein gehören; wenn es auch ebenso grau war und starr wie dieses in der regungslosen Luft lag, so erkannte sie doch bald, daß es ein Gewand sei, welches in Falten eine

ruhende Gestalt bedeckte. — Mit verhaltenem Athem stieg sie näher. Da sah sie es deutlich; es war eine schöne mächtige Frauengestalt. Der Kopf lag tief aufs Gestein zurückgesunken; die blonden Haare, die bis zur Hüfte hinabfloßen, waren voll Staub und dürren Laubes. Maren betrachtete sie aufmerksam. „Sie muß sehr schön gewesen sein,“ dachte sie, „ehe diese Wangen so schlaff und diese Augen so eingesunken waren. Ach, und wie bleich ihre Lippen sind! Ob es denn wohl die Regentrude sein mag? — Aber die da schläft nicht; das ist eine Todte! O, es ist entsetzlich einsam hier!“

Das kräftige Mädchen hatte sich indessen bald gefaßt. Sie trat ganz dicht herzu, und niederknieend und zu ihr hingebeugt, legte sie ihre frischen Lippen an das marmorblasse Ohr der Ruhenden. Dann all ihren Muth zusammennehmend, sprach sie laut und deutlich:

„Dunst ist die Welle,
Staub ist die Quelle!
Stumm sind die Wälder,
Feuermann tanzet über die Felder!“

Da rang sich ein tiefer klagender Laut aus dem bleichen Munde hervor; doch das Mädchen sprach immer stärker und eindringlicher:

„Nimm dich in Acht!
Eh du erwacht,
Holt dich die Mutter
Heim in die Nacht!“

Da rauschte es sanft durch die Wipfel der Bäume, und in der Ferne donnerte es leise wie von einem Gewitter. Zugleich aber, und, wie es schien, von jenseits des Gesteins kommend, durchschnitt ein greller Ton die Luft, wie der Wuthschrei eines bösen Thieres. Als Maren empor sah, stand die Gestalt der Trude hoch aufgerichtet vor ihr. „Was willst du?“ fragte sie.

„Ach, Frau Trude,“ antwortete das Mädchen noch immer knieend. „Ihr habt so grausam lang geschlafen, daß alles Laub und alle Creatur verschmachten will!“

Die Trude sah sie mit weit aufgerissenen Augen an, als mühe sie sich aus schweren Träumen zu kommen.

Endlich fragte sie mit tonloser Stimme: „Stürzt denn der Quell nicht mehr?“

„Nein, Frau Trude,“ erwiderte Maren.

„Kreißt denn mein Vogel nicht mehr über dem See?“

„Er steht in der heißen Sonne und schläft.“

„Weh!“ wimmerte die Regenfrau. „So ist es hohe Zeit. Steh auf und folge mir, aber vergiß nicht den Krug, der dort zu deinen Füßen liegt!“

Maren that, wie ihr geheßen, und Beide stiegen nun an der Seite des Gesteins hinauf. — Noch mächtigere Baumgruppen, noch wunderbarere Blumen waren hier der Erde entsprossen, aber auch hier war Alles welk und düstelos. — Sie gingen an der Rinne des Baches entlang, der hinter ihnen seinen Abfall vom Gestein gehabt hatte. Langsam und schwankend schritt die Trude dem Mädchen voran, nur dann und wann die Augen traurig umherwendend. Dennoch meinte Maren, es bleibe ein grüner Schimmer auf dem Rasen, den ihr Fuß betreten, und wenn die grauen Gewänder über das dürre Gras schleppten, da rauschte es so eigen, daß sie immer darauf hinhören mußte. „Regnet es denn schon, Frau Trude?“ fragte sie.

„Ach nein, Kind, erst mußt du den Brunnen aufschließen!“

„Den Brunnen? Wo ist denn der?“

Sie waren eben aus einer Gruppe von Bäumen heraustrgetreten. „Dort!“ sagte die Trude, und einige tausend Schritte vor ihnen sah Maren einen ungeheuern Bau emporsteigen. Er schien von grauem Gestein zackig und unregelmäßig aufgethürmt; bis in den Himmel, meinte Maren,

denn nach oben hinauf war Alles wie in Duft und Sonnenglanz zerflossen. Am Boden aber wurde die in riesenhaften Erkern vorspringende Fronte überall von hohen spitzbogigen Thor- und Fensterhöhlen durchbrochen, ohne daß jedoch von Fenstern oder Thorflügeln selbst etwas zu sehen gewesen wäre.

Eine Weile schritten sie gerade darauf zu, bis sie durch den Uferabsturz eines Stromes aufgehalten wurden, der den Bau rings zu umgeben schien. Auch hier war jedoch das Wasser bis auf einen schmalen Faden, der noch in der Mitte floß, verdunstet; ein Rachen lag zerborsten auf der trockenen Schlammdecke des Strombettes.

„Schreite hindurch!“ sagte die Trude. „Über dich hat er keine Gewalt. Aber vergiß nicht, von dem Wasser zu schöpfen; du wirst es bald gebrauchen!“

Als Maren, dem Befehl gehorchend, von dem Ufer herabtrat, hätte sie fast den Fuß zurückgezogen, denn der Boden war hier so heiß, daß sie die Gluth durch ihre Schuhe fühlte. „Ei was, mögen die Schuhe verbrennen!“ dachte sie und schritt rüstig mit ihrem Kruge weiter. Plötzlich aber blieb sie stehen; der Ausdruck des tiefsten Entsetzens trat in ihre Augen. Denn neben ihr zerriß die trockene Schlammdecke, und eine große braunrothe Faust mit krummen Fingern fuhr daraus hervor und griff nach ihr.

„Wuth!“ hörte sie die Stimme der Trude hinter sich vom Ufer her.

Da erst stieß sie einen lauten Schrei aus, und der Spuk verschwand.

„Schließe die Augen!“ hörte sie wiederum die Trude rufen. — Da ging sie mit geschlossenen Augen weiter; als sie aber das Wasser ihren Fuß berühren fühlte, bückte sie sich und füllte ihren Krug. Dann stieg sie leicht und ungefährdet am andern Ufer wieder hinauf.

Bald hatte sie das Schloß erreicht und trat mit klopfen-

dem Herzen durch eines der großen offenen Thore. Drinnen aber blieb sie staunend an dem Eingange stehen. Das ganze Innere schien nur ein einziger unermesslicher Raum zu sein. Mächtige Säulen von Tropfstein trugen in beinahe unabsehbarer Höhe eine seltsame Decke; fast meinte Maren, es seien nichts als graue riesenhafte Spinnweben, die überall in Bauschen und Spitzen zwischen den Knäufen der Säulen herabhingen. Noch immer stand sie wie verloren an derselben Stelle und blickte bald vor sich hin, bald nach einer und der andern Seite, aber diese ungeheuern Räume schienen außer nach der Fronte zu, durch welche Maren eingetreten war, ganz ohne Grenzen zu sein; Säule hinter Säule erhob sich, und wie sehr sie sich auch anstrengte, sie konnte nirgends ein Ende absehen. Da blieb ihr Auge an einer Vertiefung des Bodens haften. Und siehe! Dort, unweit von ihr, war der Brunnen; auch den goldenen Schlüssel sah sie auf der Fallthür liegen.

Während sie darauf zuing, bemerkte sie, daß der Fußboden nicht etwa, wie sie es in ihrer Dorfkirche gesehen, mit Steinplatten, sondern überall mit vertrockneten Schilf- und Wiesenpflanzen bedeckt war. Aber es nahm sie jetzt schon nichts mehr Wunder.

Nun stand sie am Brunnen und wollte eben den Schlüssel ergreifen; da zog sie rasch die Hand zurück. Denn deutlich hatte sie es erkannt, der Schlüssel, der ihr in dem grellen Lichte eines von außen hereinfallenden Sonnenstrahls entgegenleuchtete, war von Gluth und nicht von Golde roth. Ohne Zaudern goß sie ihren Krug darüber aus, daß das Zischen des verdampfenden Wassers in den weiten Räumen wiederhallte. Dann schloß sie rasch den Brunnen auf. Ein frischer Duft stieg aus der Tiefe, als sie die Fallthür zurückgeschlagen hatte, und erfüllte bald Alles mit einem feinen feuchten Staube, der wie ein zartes Gewölk zwischen den Säulen emporstieg.

Sinnend und in der frischen Kühle aufathmend, ging Maren umher. Da begann zu ihren Füßen ein neues Wunder. Wie ein Hauch rieselte ein liches Grün über die verdorrte Pflanzendecke, die Halme richteten sich auf, und bald wandelte das Mädchen durch eine Fülle spricßender Blätter und Blumen. Am Fuße der Säulen wurde es blau von Bergißmeinnicht; dazwischen blühten gelbe und braunviolette Iris auf und verhauchten ihren zarten Duft. An den Spitzen der Blätter klossen Libellen empor, prüften ihre Flügel und schwebten dann schillernd und gaukelnd über den Blumenfelschen, während der frische Duft, der fortwährend aus dem Brunnen stieg, immer mehr die Luft erfüllte und wie Silberfunken in den hereinfallenden Sonnenstrahlen tanzte.

Indessen Maren noch des Entzückens und Bestaunens kein Ende finden konnte, hörte sie hinter sich ein behagliches Stöhnen wie von einer süßen Frauenstimme. Und wirklich, als sie ihre Augen nach der Vertiefung des Brunnens wandte, sah sie auf dem grünen Moosrande, der dort emporgekeimt war, die ruhende Gestalt einer wunderbar schönen blühenden Frau. Sie hatte ihren Kopf auf den nackten glänzenden Arm gestützt, über den das blonde Haar wie in seidenen Wellen herabfiel, und ließ ihre Augen oben zwischen den Säulen an der Decke wandern.

Auch Maren blickte unwillkürlich hinauf. Da sah sie nun wohl, daß das, was sie für große Spinnweben gehalten, nichts Anderes sei als die zarten Florgewebe der Regenwolken, die durch den aus dem Brunnen aufsteigenden Duft gefüllt und schwer und schwerer wurden. Eben hatte sich ein solches Gewölk in der Mitte der Decke abgelöst und sank leise schwebend herab, so daß Maren das Gesicht der schönen Frau am Brunnen nur noch wie durch einen grauen Schleier leuchten sah. Da klatschte diese in die Hände, und sogleich schwamm die Wolke der nächsten Fensteröffnung zu und floß durch dieselbe ins Freie hinaus.

„Nun!“ rief die schöne Frau. „Wie gefällt dir das?“ Und dabei lächelte ihr rother Mund, und ihre weißen Zähne blitzten.

Dann winkte sie Maren zu sich, und diese mußte sich neben ihr ins Moos setzen; und als eben wieder ein Duftgewebe von der Decke niedersank, sagte sie: „Nun klatsch in deine Hände!“ und als Maren das gethan und auch diese Wolke, wie die erste, ins Freie hinausgezogen war, rief sie: „Siehst du wohl, wie leicht das ist! Du kannst es besser noch als ich!“

Maren betrachtete verwundert die schöne übermüthige Frau. „Aber,“ fragte sie, „wer seid Ihr denn so eigentlich?“

„Wer ich bin? Nun, Kind, bist du aber einfältig!“

Das Mädchen sah sie noch einmal mit ungewissen Augen an; endlich sagte sie zögernd: „Ihr seid doch nicht gar die Regentrude?“

„Und wer sollte ich denn anders sein?“

„Aber verzeiht! Ihr seid ja so schön und lustig jetzt!“

Da wurde die Trude plötzlich ganz still. „Ja,“ rief sie, „ich muß dir dankbar sein. Wenn du mich nicht geweckt hättest, wäre der Feuermann Meister geworden, und ich hätte wieder hinab müssen zu der Mutter unter die Erde.“ Und indem sie ein wenig wie vor innerem Grauen die weißen Schultern zusammenzog, setzte sie hinzu: „Und es ist ja doch so schön und grün hier oben!“

Dann mußte Maren erzählen, wie sie hierher gekommen, und die Trude legte sich ins Moos zurück und hörte zu. Mitunter pflückte sie eine der Blumen, die neben ihr empor sproßten, und steckte sie sich oder dem Mädchen ins Haar. Als Maren von dem mühseligen Gange auf dem Weiden-damme berichtete, seufzte die Trude und sagte: „Der Damm ist einst von euch Menschen selbst gebaut worden; aber es ist schon lange, lange her! Solche Gewänder, wie du sie

trägt, sah ich nie bei ihren Frauen. Sie kamen damals öfters zu mir, ich gab ihnen Keime und Körner zu neuen Pflanzen und Getreiden, und sie brachten mir zum Dank von ihren Früchten. Wie sie meiner nicht vergaßen, so vergaß ich ihrer nicht, und ihre Felder waren niemals ohne Regen. Seit lange aber sind die Menschen mir entfremdet, es kommt Niemand mehr zu mir. Da bin ich denn vor Hitze und lauter langer Weile eingeschlafen, und der tückische Feuermann hätte fast den Sieg erhalten.“

Maren hatte sich währenddessen ebenfalls mit geschlossenen Augen auf das Moos zurückgelegt; es thaute so sanft um sie her, und die Stimme der schönen Trude klang so süß und traulich.

„Nur einmal,“ fuhr diese fort, „aber das ist auch schon lange her, ist noch ein Mädchen gekommen, sie sah fast aus wie du und trug fast eben solche Gewänder. Ich schenkte ihr von meinem Wiesenhonig, und das war die letzte Gabe, die ein Mensch aus meiner Hand empfangen hat!“

„Seht nur,“ sagte Maren, „das hat sich gut getroffen! Jenes Mädchen muß die Urahne von meinem Schatz gewesen sein, und der Trank, der mich heute so gestärkt hat, war gewiß von Eurem Wiesenhonig!“

Die Regenfrau dachte wohl noch an ihre junge Freundin von damals, denn sie fragte: „Hat sie denn noch so schöne braune Löckchen an der Stirn?“

„Wer denn, Frau Trude?“

„Nun, die Urahne, wie du sie nennst!“

„O nein, Frau Trude,“ erwiderte Maren, und sie fühlte sich in diesem Augenblicke ihrer mächtigen Freundin fast ein wenig überlegen, — „die Urahne ist ja ganz steinalt geworden!“

„Alt?“ fragte die schöne Frau. Sie verstand das nicht, denn sie kannte nicht das Alter.

Maren hatte große Mühe, ihr es zu erklären. „Merket

nur!“ sagte sie endlich, „graues Haar und rothe Augen und häßlich und verdrießlich sein! Seht, Frau Trude, das nennen wir alt!“

„Freilich,“ erwiderte diese, „ich entsinne mich nun; es waren auch solche unter den Frauen der Menschen; aber die Urahne soll zu mir kommen, ich mache sie wieder froh und schön.“

Maren schüttelte den Kopf. „Das geht ja nicht, Frau Trude,“ sagte sie, „die Urahne ist ja längst unter der Erde.“

Die Trude seufzte. „Arme Urahne.“

Hierauf schwiegen Beide, während sie noch immer behaglich ausgestreckt im weichen Moose lagen. „Aber Kind!“ rief plötzlich die Trude, „da haben wir über all dem Geplauder ja ganz das Regenmachen vergessen. Schlag doch nur die Augen auf! Wir sind ja unter lauter Wolken ganz begraben; ich sehe dich schon gar nicht mehr!“

„Ei, da wird man ja naß wie eine Kaze!“ rief Maren, als sie die Augen aufgeschlagen hatte.

Die Trude lachte. „Klatsch nur ein wenig in die Hände, aber nimm dich in Acht, daß du die Wolken nicht zerreißt!“

So begannen Beide leise in die Hände zu klopfen; und alsbald entstand ein Gewoge und Geschiebe, die Nebelgebilde drängten sich nach den Öffnungen und schwammen, eins nach dem andern, ins Freie hinaus. Nach kurzer Zeit sah Maren schon wieder den Brunnen vor sich und den grünen Boden mit den gelben und violetten Frühlüthen. Dann wurden auch die Fensterhöhlen frei, und sie sah weithin über den Bäumen des Gartens die Wolken den ganzen Himmel überziehen. Allmählich verschwand die Sonne. Noch ein paar Augenblicke, und sie hörte es draußen wie ein Schauer durch die Blätter der Bäume und Gebüsche wehen, und dann rauschte es hernieder, mächtig und unablässig.

Maren saß aufgerichtet mit gefalteten Händen. „Frau Trude, es regnet,“ sagte sie leise.

Diese nickte kaum merklich mit ihrem schönen blonden Kopfe; sie saß wie träumend.

Plötzlich aber entstand draußen ein lautes Brasseln und Heulen, und als Maren erschrocken hinausblickte, sah sie aus dem Bette des Umgebungsstromes, den sie kurz vorher überschritten hatte, sich ungeheure weiße Dampfwolken stoßweise in die Luft erheben. In demselben Augenblicke fühlte sie sich auch von den Armen der schönen Regenfrau umfassen, die sich zitternd an das neben ihr ruhende junge Menschenkind schmiegte. „Nun gießen sie den Feuermann aus,“ flüsterte sie, „horch nur, wie er sich wehrt! Aber es hilft ihm doch nichts mehr.“

Eine Weile hielten sie sich so umschlossen; da wurde es stille draußen, und es war nun nichts zu hören als das sanfte Rauschen des Regens. — Da standen sie auf, und die Trude ließ die Fallthür des Brunnens herab und verschloß sie.

Maren küßte ihre weiße Hand und sagte: „Ich danke Euch, liebe Frau Trude, für mich und alle Leute in unserm Dorfe! Und“ — setzte sie ein wenig zögernd hinzu — „nun möchte ich wieder heimgehen!“

„Schon gehen?“ fragte die Trude.

„Ihr wißt es ja, mein Schatz wartet auf mich; er mag schon wacker naß geworden sein.“

Die Trude erhob den Finger. „Wirst du ihn auch später niemals warten lassen?“

„Gewiß nicht, Frau Trude!“

„So geh, mein Kind; und wenn du heimkommst, so erzähle den andern Menschen von mir, daß sie meiner fürder nicht vergessen. — Und nun komm! Ich werde dich geleiten.“

Draußen unter dem frischen Himmelsthau war schon überall das Grün des Rasens und an Baum und Büschen das Laub hervorgesprossen. — Als sie an den Strom kamen, hatte das Wasser sein ganzes Bette wieder ausgefüllt, und

als erwarde er sie, ruhte der Rahn, wie von unsichtbarer Hand wieder hergestellt, schaukelnd an dem üppigen Grase des Uferrandes. Sie stiegen ein, und leise glitten sie hinüber, während die Tropfen spielend und klingend in die Fluth fielen. Da, als sie eben an das andere Ufer traten, schlugen neben ihnen die Nachtigallen ganz laut aus dem Dunkel des Gebüsches. „O,“ sagte die Trude und athmete so recht aus Herzensgrunde, „es ist noch Nachtigallenzeit, es ist noch nicht zu spät!“

Da gingen sie an dem Bache entlang, der zu dem Wasserfalle führte. Der stürzte sich schon wieder tosend über die Felsen und floß dann strömend in der breiten Rinne unter den dunkeln Linden fort. Sie mußten, als sie hinabgestiegen waren, an der Seite unter den Bäumen hingehen. Als sie wieder ins Freie traten, sah Maren den fremden Vogel in großen Kreisen über einem See schweben, dessen weites Becken sich zu ihren Füßen dehnte. Bald gingen sie unten längs dem Ufer hin, fortwährend die süßesten Düfte athmend und auf das Anrauschen der Wellen horchend, die über glänzende Kiesel an dem Strande hinaufströmten. Tausende von Blumen blühten überall; auch Beilichen und Maililien bemerkte Maren, und andere Blumen, deren Zeit eigentlich längst vorüber war, die aber wegen der bösen Gluth nicht hatten zur Entfaltung kommen können. „Die wollen auch nicht zurückbleiben,“ sagte die Trude, „das blüht nun Alles durch einander hin.“

Mitunter schüttelte sie ihr blondes Haar, daß die Tropfen wie Funken um sie hersprühten, oder sie schränkte ihre Hände zusammen, daß von ihren vollen weißen Armen das Wasser wie in eine Muschel hinabfloß. Dann wieder riß sie die Hände aus einander, und wo die hingesprühten Tropfen die Erde berührten, da stiegen neue Düfte auf, und ein Farbenspiel von frischen nie gesehenen Blumen drängte sich leuchtend aus dem Rasen.

Als sie um den See herum waren, blickte Maren noch einmal auf die weite, bei dem niederfallenden Regen kaum übersichtbare Wasserfläche zurück; es schauerte sie fast bei dem Gedanken, daß sie am Morgen trockenen Fußes durch die Tiefe gegangen sei. Bald mußten sie dem Blase nahe sein, wo sie ihren Andrees zurückgelassen hatte. Und richtig! Dort unter den hohen Bäumen lag er mit aufgestütztem Arm; er schien zu schlafen. Als aber Maren auf die schöne Trude blickte, wie sie mit dem rothen lächelnden Munde so stolz neben ihr über den Rasen schritt, erschien sie sich plötzlich in ihren bäuerischen Kleidern so plump und häßlich, daß sie dachte: „Ei, das thut nicht gut, die braucht der Andrees nicht zu sehen!“ Laut aber sprach sie: „Habt Dank für Euer Geleite, Frau Trude, ich finde mich nun schon selber!“

„Aber ich muß doch deinen Schatz noch sehen!“

„Bemüht Euch nicht, Frau Trude,“ erwiderte Maren, „es ist eben ein Bursch wie die anderen auch und just gut genug für ein Mädchel vom Dorf.“

Die Trude sah sie mit durchdringenden Augen an. „Schön bist du, Närrchen!“ sagte sie und erhob drohend ihren Finger: „Bist du denn aber auch in deinem Dorf die Allerschönste?“

Da stieg dem hübschen Mädchen das Blut ins Gesicht, daß ihr die Augen überliefen. Die Trude aber lächelte schon wieder. „So merk denn auf!“ sagte sie; „weil nun doch alle Quellen wieder springen, so könnt ihr einen kürzern Weg haben. Gleich unten links am Weidendamm liegt ein Nachen. Steigt getrost hinein; er wird euch rasch und sicher in eure Heimath bringen! — Und nun leb wohl!“ rief sie und legte ihren Arm um den Nacken des Mädchens und küßte sie. „O, wie süß frisch schmeckt doch solch ein Menschenmund!“

Dann wandte sie sich und ging unter den fallenden Tropfen über den Rasen dahin. Dabei hub sie an zu sin-

gen; das klang süß und eintönig; und als die schöne Gestalt zwischen den Bäumen verschwunden war, da wußte Maren nicht, hörte sie noch immer aus der Ferne den Gesang, oder war es nur das Rauschen des niederfallenden Regens.

Eine Weile noch blieb das Mädchen stehen; dann wie in plötzlicher Sehnsucht streckte sie die Arme aus. „Lebt wohl, schöne, liebe Regentrude, lebt wohl!“ rief sie. — Aber keine Antwort kam zurück; sie erkannte es nun deutlich, es war nur noch der Regen, der herniederrauschte.

Als sie hierauf langsam dem Eingange des Gartens zuschritt, sah sie den jungen Bauer hoch aufgerichtet unter den Bäumen stehen. — „Wonach schaust du denn so?“ fragte sie, als sie näher gekommen war.

„Alle Tausend, Maren!“ rief Andrees, „was war denn das für ein sauber Weibsbild?“

Das Mädchen aber ergriff den Arm des Burschen und drehte ihn mit einem derben Ruck herum. „Guck dir nur nicht die Augen aus!“ sagte sie, „das ist keine für dich; das war die Regentrude!“

Andrees lachte. „Nun, Maren,“ erwiderte er, „daß du sie richtig aufgeweckt hattest, das hab ich hier schon merken können; denn so naß, mein ich, ist der Regen noch nimmer gewesen, und so etwas von Grünwerden hab ich auch all mein Lebtag noch nicht gesehen! — Aber nun komm! Wir wollen heim, und dein Vater soll uns sein Wort einlösen.“

Unten am Weidendamm fanden sie den Bach und stiegen ein. Das ganze weite Tiefland war schon überfluthet; auf dem Wasser und in der Luft lebte es von aller Art Gevögel; die schlanken Seeschwalben schossen schreiend über ihnen hin und tauchten die Spizen ihrer Flügel in die Fluth, während die Silbermöve majestätisch neben ihrem fortschießenden Rahne dahinschwamm; auf den grünen Inselchen, an denen sie hier und dort vorbeikamen, sahen sie die Braunschähne mit den goldenen Kragen ihre Kampfspiele halten.

So glitten sie rasch dahin. Noch immer fiel der Regen, sanft, doch unablässig. Jetzt aber verengte sich das Wasser, und bald war es nur noch ein mäßig breiter Bach.

Andrees hatte schon eine Zeit lang mit der Hand über den Augen in die Ferne geblickt. „Sieh doch, Maren,“ rief er, „ist das nicht meine Roggenkoppel?“

„Freilich, Andrees; und prächtig grün ist sie geworden! Aber siehst du denn nicht, daß es unser Dorfbach ist, auf dem wir fahren?“

„Richtig, Maren; aber was ist denn das dort? Das ist ja Alles überfluthet!“

„Ach, du lieber Gott!“ rief Maren, „das sind ja meines Vaters Wiesen! Sieh nur, das schöne Heu, es schwimmt ja Alles!“

Andrees drückte dem Mädchen die Hand. „Laß nur, Maren!“ sagte er, „der Preis ist, denk ich, nicht zu hoch, und meine Felder tragen ja nun um desto besser.“

Bei der Dorflinde legte der Nachen an. Sie traten ans Ufer, und bald gingen sie Hand in Hand die Straße hinab. Da wurde ihnen von allen Seiten freundlich zugewinkt; denn Mutter Stine mochte in ihrer Abwesenheit doch ein wenig geplaudert haben.

„Es regnet!“ riefen die Kinder, die unter den Tropfen durch über die Straße liefen. „Es regnet!“ sagte der Better Schulze, der behaglich aus seinem offenen Fenster schaute und den Beiden mit kräftigem Drucke die Hand schüttelte. „Ja, ja, es regnet!“ sagte auch der Wiesenbauer, der wieder mit der Meerschammpfeife in der Thorfahrt seines stattlichen Hauses stand, „und du, Maren, hast mich heute Morgen wacker angelogen. Aber kommt nur herein, ihr Beiden! Der Andrees, wie der Better Schulze sagt, ist allewege ein guter Bursch, seine Ernte wird heuer auch noch gut, und wenn es etwan wieder drei Jahre Regen geben sollte, so ist es am Ende doch so übel nicht, wenn Höhen

und Tiefen bei einander kommen. Drum geht hinüber zu Mutter Stine, da wollen wir die Sache allfort in Richtigkeit bringen!“

* *
 *

Mehrere Wochen waren seitdem vergangen. Der Regen hatte längst wieder aufgehört, und die letzten schweren Erntewagen waren mit Kränzen und flatternden Bändern in die Scheuern eingefahren; da schritt im schönsten Sonnenschein ein großer Hochzeitszug der Kirche zu. Maren und Andrees waren die Brautleute; hinter ihnen gingen Hand in Hand Mutter Stine und der Wiesenbauer. Als sie fast bei der Kirchthür angelangt waren, daß sie schon den Choral vernahmen, den drinnen zu ihrem Empfang der alte Cantor auf der Orgel spielte, zog plötzlich ein weißes Wölkchen über ihnen am blauen Himmel auf, und ein paar leichte Regentropfen fielen der Braut in ihren Kranz. — „Das bedeutet Glück!“ riefen die Leute, die auf dem Kirchhof standen. „Das war die Regentrude!“ flüsternten Braut und Bräutigam und drückten sich die Hände.

Dann trat der Zug in die Kirche; die Sonne schien wieder, die Orgel aber schwieg, und der Priester verrichtete sein Werk.

Der Spiegel des Cyprianus.

Das Grafenschloß — eigentlich war es eine Burg — lag frei auf der Höhe; uralte Föhren und Eichen ragten mit ihren Wipfeln aus der Tiefe; und über ihnen und den Wäldern und Wiesen, die sich unterhalb des Berges ausbreiteten, lag der Sonnenglanz des Frühlings. Drinnen aber waltete Trauer; denn das einzige Söhnlein des Grafen war von unerklärlichem Siechthum befallen; und die vornehmsten Ärzte, die herbeigerufen wurden, vermochten den Ursprung des Übels nicht zu erkennen.

Im verhangenen Gemache lag der Knabe schlafend mit blutlosem Antlitz. Zwei Frauen saßen je zu einer Seite des Bettes, mit dem gespannten Blick der Sorge ihn betrachtend; die eine alt, in der Kleidung einer vornehmeren Dienerin, die andere, unverkennbar die Dame des Hauses, fast jung noch, aber die Spuren vergangenen Leides in dem blassen, gütevollen Angesicht. — In den schönsten Tagen ihrer Jugend hatte der Graf um sie, das wenig begüterte Fräulein, geworben; aber da schon nichts mehr fehlte als das ausgesprochene Wort, hatte er sich abgewandt. Eine reiche, schöne Dame, die dem armen Fräulein den stattlichen Gemahl und dessen Herrschaft neidete, hatte den leichtblütigen Mann in ihrem Liebesnetz verstrickt; und während

diese als Herrin in das Grafenschloß einzog, blieb die Verlassene in dem Wittwenstübchen ihrer Mutter.

Aber das Glück der jungen Gräfin hatte keinen Bestand. Als sie nach Jahresfrist dem kleinen Runo das Leben gegeben, wurde sie von einem bösen Kindbettfieber hingerafft; und als wiederum ein Jahr vorbei war, da wußte der Graf für sein verwaisetes Söhnlein keine bessere Mutterhand als die, welche er einst verschmäht hatte. Und sie mit ihrem stillen Herzen vergab ihm alle Kränkung und wurde jetzt sein Weib. — So saß sie nun sorgend und wachend bei dem Kinde ihrer einstigen Nebenbuhlerin.

„Er schläft jetzt ruhig,“ sagte die Alte; „Frau Gräfin sollten auch ein wenig ruhen.“

„Nicht doch, Amme,“ erwiderte die sanfte Frau; „ich bedarf's noch nicht; ich sitze hier ja gut in meinem weichen Sessel.“

„Aber die vielen Nächte durch! Es ist doch nimmer ein Schlaf, wenn der Mensch nicht aus den Kleidern kommt.“ Und nach einer Weile setzte sie hinzu: „Es hat nicht immer solche Stiefmütter gegeben hier im Schloß.“

„Du mußt mich nicht so loben, Amme!“

„Kennt Ihr denn nicht die Geschichte von dem Spiegel des Cyprianus?“ sagte wiederum die Alte; und als die Gräfin es verneinte, fuhr sie fort: „So will ich sie Euch erzählen; es hilft die Gedanken zerstreuen. Und seht nur, wie das Kind schläft, der Athem geht ganz ruhig aus dem kleinen Munde! — Nehmt noch dies Kissen unterm Kreuz, und nun die Füßchen auf den Schemel hier! — Und nun wartet ein Weilchen, daß ich mich recht besinne.“

Dann, als die Gräfin sich in die Kissen gesetzt und ihr freundlich zugewandt hatte, begann die erfahrene Dienerin des Hauses ihre Erzählung:

„Vor über hundert Jahren hat einmal eine Gräfin in diesem Schlosse gelebt; die ist von allen Leuten nur die

gute Gräfin genannt worden. Der Name hat auch Recht gehabt; denn sie ist demüthig in ihrem Herzen gewesen und hat die Armen und Niedrigen nicht gering geachtet. Aber eine frohe Gräfin ist sie nicht gewesen. Wenn sie unten im Dorfe hülfebringend in die Wohnungen der Rätthner gegangen, so hat sie mit Leid auf die Häuflein der Kinder geblickt, die ihr oft den Eingang in die niedrigen Thüren versperrten, und dabei gedacht: „Was gäbst du nicht hin um ein einziges solcher pausbäckiger Englein!“ Denn schon zehn Jahre lebte sie mit ihrem Gemahl; aber ihre Ehe blieb ungesegnet; auch war ihr nicht, wie Euer Gnaden, ein mütterlos Kind vom Herrgott in den Arm gelegt, dem sie den Schatz ihrer Liebe hätte schenken können. Der Graf, sonst ein gerechter Mann und der guten Gräfin in Treuen zugethan, hatte begonnen mitunter finster drein zu sehen, daß ihm der Erbe seiner großen Herrschaft noch immer nicht geboren wurde. — „Du lieber Gott!“ — unterbrach sich die Erzählerin — „den Reichen fehlt's; und die Armen wünschen oft vergebens, daß sie von ihrem Häuflein ein Englein oder zwei im Himmel hätten, die droben für sie beten könnten.“

„Erzähle weiter!“ bat ihre Herrin; und die Alte fuhr fort:

„Es ist in der letzten Zeit des großen Krieges gewesen, und das Schloß hier noch oft von Feindes und Freundes Truppen überzogen worden, da hat es sich eines Tags begeben, daß ein alter Arzt, der mit den Schweden ins Land gekommen, bei einem Gefecht, dort hinten an dem Walde, von einer kaiserlichen Kugel verwundet worden, während er des Ausgangs harrend bei seinem Theriakskasten Wache hielt. Der Mann, welcher Cyprianus geheiß, ist hier ins Schloß getragen und, obwohl die Herrschaft gut kaiserlich gewesen, von der guten Gräfin mit großer Hingebung gepflegt worden. Sie hat eine glückliche Hand gehabt; doch ist viel Zeit darüber hingegangen. Der Friede ist schon ge-

schlossen gewesen, als sie noch oft in dem kleinen Würzgärtlein hinter dem Schlosse an der Seite des genesenden Greises auf und ab gewandelt ist und seinen Reden von den Kräften und Geheimnissen der Natur gelauscht hat. Manchen Wink und manches Heilmittel aus den Kräutern der Berge hat er ihr angegeben, das später ihren Kranken zu Gute kommen konnte. Und so ist allmählich zwischen der schönen Frau und dem alten weisen Meister eine gegenseitige dankbare Freundschaft entstanden.

„Um diese Zeit ist auch der Graf, welcher seit einem Jahre in der Armee des Kaisers mit zu Felde gelegen, auf sein Schloß zurückgekehrt. Als nun die erste Freude des Wiedersehens vorüber war, glaubte der Arzt mit seinen forschenden Augen den Zug eines stillen Kummers in dem Gesicht der guten Gräfin zu erkennen; doch die Bescheidenheit des Alters hatte immer noch eine Frage darüber auf seinen Lippen zurückgehalten. Als er aber eines Tages ein Weib von den schwarzen fahrenden Leuten, die derzeit unter ihrem Herzog Michel durch das ganze Reich zogen, aus ihrer Kammer schlüpfen sehen, da hat er Abends beim Lustwandeln in dem Gärtlein ihre Hand genommen und ihr eindringlich zugeredet: „Ihr wisset, gnädige Gräfin, ich trage ein väterlich Herz zu Euch; so saget mir auch, was liebet Ihr um Mittag, da Euer Herr sein Schläschen that, die arge Heidin in Eure Kammer?“

„Die gute Gräfin erschrak; aber als sie in das milde Gesicht des Greises sah, da sprach sie: „Ich habe ein großes Leid, Meister Cyprianus, und möchte wissen, ob noch eine Zeit kommt, wo es von mir genommen wäre.“

„So öffnet mir Euer Herz!“ entgegnete er; „vielleicht, daß ich bessern Rath weiß als jene fahrenden Leute, die wohl den Betrug der Leichtgläubigen, aber keineswegs die Zukunft verstehen!“

„Auf diese Worte hat die Gräfin dem alten Meister

ihren Kummer vertraut, und wie sie durch ihre Kinderlosigkeit sogar das Herz ihres Gemahls zu verlieren fürchte.

„Sie gingen währenddessen an der Umfassungsmauer des Gärtleins entlang, und Cyprianus schaute über die unten liegenden Wälder hinaus, auf die schon der rothe Abendschein sich legte. ‚Die Sonne scheidet,‘ sprach er; ‚und wenn sie morgen emporsteigt, so muß sie mich auf der Reise nach meinem Heimathlande sehen. Aber ich schulde Euch Leben und Gesundheit, und so will ich denn gebeten haben, wollet eine Dankesgabe, die ich durch sichere Hand aus der Heimath an Euch senden werde, nicht verschmähen.‘

„So müßt Ihr wirklich fort, Meister Cyprianus?“ rief die trauernde Frau. ‚Da wird mein liebeichster Tröster mich verlassen!‘

„Klaget darüber nicht, Frau Gräfin!“ entgegnete er; ‚die Gabe, von der ich sprach, ist ein speculum, zu Deutsch ein Spiegel, unter sonderer Kreuzung der Gestirne und in der heilbringendsten Zeit des Jahres gefertigt. Wollet ihn in Eure Kammer stellen und dort nach Frauen Art gebrauchen, so dürfte er Euch bald bessere Kunde bringen als die trügerischen Leute der Haide. — — Man hält mich,‘ setzte der Greis geheimnißvoll lächelnd hinzu, ‚in meiner Heimath für nicht unkundig der Dinge der Natur.‘“ Die Erzählerin unterbrach sich. — „Ihr wisset wohl, gnädige Gräfin, daß der Name Cyprianus später im ganzen Norden als eines mächtigen Zauberers bekannt geworden ist. Die Bücher, die er geschrieben, hat man nach seinem Tode in dem unterirdischen Gewölbe eines Schlosses an Ketten gelegt, weil man geglaubt hat, es seien böse, das Heil der Seele gefährdende Dinge darin enthalten. Aber die das gethan, haben sich geirrt, oder sie sind selbst nicht reinen Herzens gewesen; denn — wie Cyprianus während seines Aufenthalts in diesem Hause oft gesagt haben soll — ‚die Kräfte der Natur sind niemals böse in gerechter Hand.‘

„Aber ich will in meiner Geschichte fortfahren. — Einige Monde später, nachdem der Meister unter trostvollem Zuspruch an die beiden Ehegatten das Schloß verlassen hatte, hielt eines Tages ein Wägelchen mit einer großen Holzkiste auf dem Hofe; und da der Graf und seine Gemahlin, welche in der Nachmittagsstunde müßig am Fenster standen, von Neugierde getrieben hinabgegangen waren, ward ihnen von dem Fuhrmann ein auf Pergament geschriebener Brief des Cyprianus überreicht. Die Kiste aber enthielt die bei seinem Abschiede verheißene Dankesgabe. ‚Möge‘ — so lautete das Schreiben — ‚dieser Spiegel so viele Tage der Freude eurem Leben zulegen, als er mich Stunden heiligster Arbeit gekostet hat. Wollet aber nicht vergessen, das Letzte in allen Dingen steht allezeit in der Hand des unergründlichen Gottes. — Nur Eines ist zu verhüten. Niemals darf das Bild einer argen That in diesen Spiegel fallen; die heilsamen Kräfte, welche bei seiner Anfertigung mitgewirkt haben, würden sich sonst in ihr Widerspiel verkehren; insonders möchte den Kindern, so — das walte Gott! — euch bald umgeben werden, daraus eine tödliche Gefahr erwachsen, und nur eine Sühne, aus des Übelthäters eigenem Blut entsprossen, vermöchte die Heilkraft des Spiegels wieder herzustellen. Allein die Güte eures Hauses ist so groß, daß Solches nicht geschehen kann; und somit wollet in Hoffnung und Vertrauen diese Gabe aus der Hand eines dankbaren Freundes empfangen.‘

„Und wie der Meister es gewollt, in Hoffnung und Vertrauen empfangen die Ehegatten sein Geschenk. Als die Kiste in den Flur getragen und geöffnet war, zeigte sich zuerst ein Gestelle, künstlich in Bronze gearbeitet. Dann hob man den Spiegel heraus; ein hohes schmales Glas von einem wunderbar bläulichen Lichtglanz. ‚Ist es nicht, mein Gemahl,‘ rief die Gräfin, die einen Blick hineingeworfen, ‚als liege die drinnen abgespiegelte Welt in sanftem

Mondenschein?' Der Rahmen war von geschliffenem Stahl, in dessen tausenden Facetten der gefangene und gebrochene Lichtstrahl wie in farbigem Feuer blitzte.

„Bald war das schöne Werk in dem Schlafgemach der Eheleute aufgestellt; und an jedem Morgen, während die Dienerin ihr das blonde Haar strahlte oder die seidene Flechte in einen Knoten legte, saß die gute Gräfin mit gefalteten Händen vor dem Spiegel des Cyprianus und schaute andächtig und voll Hoffnung in ihr eigenes liebes Antlitz. Wenn aber die Frühsonne auf die Facetten des Rahmens leuchtete, dann saß das Bild der schönen Frau wie in einem Kranz von Sternensfunken. Oft nach seinem ersten Gange durch Feld und Wald trat ihr Gemahl wieder in das Schlafgemach und lehnte schweigend hinter ihrem Stuhl; und wenn sie ihn dann im Spiegel sah, so meinte sie jedes Mal, daß seine Augen weniger finster blickten.

„Eine geraume Zeit war vergangen, als die Gräfin eines Morgens, da die Kammerzofe sie schon verlassen, im Vorübergehen noch einen Blick in den Spiegel thun wollte. Aber es schien ein Hauch auf dem Glase, so daß sie ihr Antlitz nicht deutlich zu sehen vermochte. Sie nahm ihr Schweißtüchlein und suchte es fortzuwischen; aber es half nicht; und sie sah nun wohl, daß es nicht ober-, sondern innerhalb dem Glase war. Näherte sie sich dem Spiegel, so trat ihr Antlitz klar daraus hervor; wenn sie aber weiter zurücktrat, so schwamm es wie ein rosiger Duft zwischen ihr und ihrem Spiegelbilde. — Sinnend steckte sie ihr Tüchlein ein und ging den Tag über schweigend und voll stiller Ahnung im Hause umher, so daß ihr Gemahl, der ihr im Corridor begegnete, ausrief: ‚Was lächelst du denn so selig, Herzensfrau?' — Sie schwieg noch immer und legte nur die Arme um seinen Hals und küßte ihn.

„Tag für Tag aber, wenn ihr Gemahl und die Dienerin sie verlassen, stand sie in der Einsamkeit vor dem

Spiegel des guten Meisters, und mit jedem Morgen sah sie das Rosenwölkchen deutlicher hinter dem Glase schwimmen.

„So war der Mai gekommen, und von draußen aus dem Gärtlein wehte der Veilchenduft durchs offene Fenster; da trat die gute Gräfin eines Morgens wieder vor den Spiegel. Kaum hatte sie hineingeblickt, da brach ein ‚Ach!‘ des Entzückens aus ihren Lippen, und ihre Hände fuhren nach dem Herzen; denn in der Frühlingssonne, die hell in den Spiegel leuchtete, erkannte sie deutlich ein schlummerndes Kinderantlitz, das aus dem Rosenwölkchen blickte. Mit verhaltenem Athem stand sie; sie konnte sich an dem Anblick nicht erfättigen.

„Da hörte sie von draußen vor der Brücke Hörnerschall, und sie entsann sich, es müsse ihr Gemahl sein, der von der Jagd zurückkehrte. Sie schloß die Augen und blieb wartend stehen, bis er, gefolgt von seinem Hunde, zu ihr ins Gemach trat. Dann umfing sie ihn mit beiden Armen, und in den Spiegel zeigend, sprach sie leise: ‚Dich grüßt der Erbe deines Hauses!‘ — Nun hatte der gute Graf auch das kleine Antlitz in dem Rosenwölkchen erkannt; aber, der Freudenblick aus seinen Augen verschwand auf einmal, und die Gräfin sah im Spiegel, wie er erblaßte. ‚Siehst du es denn nicht?‘ flüsterte sie.

„Ich sehe es freilich, Herzensfrau,‘ erwiderte er; ‚aber es erschreckt mich, daß das Kindlein weint.‘

„Sie kehrte sich zu ihm und wiegte das Haupt. ‚Du thörichter Mann,‘ sprach sie, ‚es schlummert, es lächelt ja im Traum.‘

„Und so blieb es mit den Beiden. Er ging in Sorge; sie aber rüstete heiteren Sinnes mit ihrer Schaffnerin die Wiege nebst den Daunenkissen und den kleinen zarten Gewändern für den künftigen Erben des Hauses. Mitunter, wenn sie vor dem Spiegel stand, streckte sie wohl wie in

traumhafter Sehnsucht ihre Arme nach dem Rosentwölfchen aus, aber wenn dann ihre Finger an die kalte Spiegelfläche stießen, so ließ sie die Arme wieder sinken und gedachte an ein Wort des Cyprianus: ‚Es will Alles seine Zeit.‘

„Und auch ihre Stunde kam. Das Wölfchen im Spiegel verschwand, und statt dessen lag ein rosiger Knabe auf dem weißen Leintuch ihres Bettes. Das gab große Freude im Schloß und drunten im Dorfe, und als der gute Graf Morgens durch seine lachenden Fluren ritt, da ließ er dem wiehernden Goldfuchs die Zügel schießen und rief es jubelnd in den Sonnenschein hinaus: ‚Mir ist ein Sohn geboren!‘

„Nachdem die Gräfin als Sechswöchnerin ihren Kirchgang gehalten, sah man sie wiederum an warmen Sommertagen in die Rätthnerhäuser des Dorfes gehen; nur daß sie jetzt nicht mehr in Leid auf die Bauerkinder herabsah. Sie stand oft lange und bückte sich zu ihnen und wies sie an in ihren Spielen; und wo sie einen recht kräftigen Jungen sah, da dachte sie auch wohl: ‚Der Meine ist ihm doch noch über!‘

„Aber, wie Cyprianus geschrieben hatte, das Letzte ruht in der Hand des unerforschten Gottes. — Mit dem Herbst fiel ein böses Fieber über das Dorf; die Menschen starben; doch ehe sie starben, lagen sie verschnachtend und hilflos auf ihrem Lager. Und die gute Gräfin ließ nicht auf sich warten. Mit den Arkanen des alten Meisters ging sie in die Hütten; sie saß an den Betten der Kranken und wischte, wenn es zum Sterben ging, mit ihrem Tüchlein den letzten Schweiß von ihren Stirnen. Endlich aber, da der kleine Runo die Hälfte seines ersten Jahres erreicht hatte, schritt der Tod, dem sie so manches Leben entrisen hatte, mit ihr selber nach dem Schloß hinauf; und nachdem ihre armen Wangen im Fieber wie zwei dunkle Rosen gebrannt hatten, streckte er sie weiß und kalt auf ihrem Lager aus.

Da war alle Freude ausgethan. Der Graf ritt mit gesenktem Haupt durch seine Fluren und ließ sein Roß die Wege, die es wollte, suchen. „Nun weiß ich, warum mein armes Knäblein schon vor der Geburt hat weinen müssen,“ so sprach er immer wieder bei sich selbst; „denn Mutterlieb ist nur einmal auf der Welt.“

„Einsam stand der kunstreiche Spiegel in dem Schlafgemach; und wie oft auch die Frühsonne ihre Funken auf den Stahlkranz des Rahmens streute, das Bild der guten Gräfin saß nicht mehr darin. „Trage ihn fort,“ sagte der Graf eines Morgens zu seinem alten Hausmeister; „das Blitzen thut meinen Augen weh!“ — Der Hausmeister ließ den Spiegel in ein entlegenes Gemach des oberen Stockwerkes bringen, das derzeit zur Aufbewahrung allerlei alten Gewaffens diente; und als die Diener, die ihn hinaufgetragen, sich entfernt hatten, holte der alte Mann ein schwarzes Bahrtuch vom Begräbniß der guten Gräfin und verhing damit das Kunstwerk des Meisters Cyprianus, so daß kein Lichtstrahl fürder es berühren konnte.

„Allein der Graf war noch jung; und als ein paar Jahre ins Land gegangen waren und der kräftige Knabe anfing, in den weiten Corridoren des Schlosses umherzutoben, da dachte der Graf: „Es ziemte sich, daß du deinem Sohne eine neue Mutter suchtest, die ihn aufzöge in edler Sitte, wie es sich für deinen Erben ziemt.“ Und weiter dachte er: „Am Hofe des Kaisers sind viel holde Frauen; es sollte schlimm kommen, so du nicht die rechte fändest.“ Auch eine Stimme war in seinen Ohren, die sprach: „Eine Mutter für das Kind, ein Weib für dich; denn Frauenliebe ist ein süßer Trank!“

„Und so, als wieder einmal der Mai gekommen war, wurde das Reisezeug gerüstet, und der Graf zog mit seinem Knaben, von stattlicher Dienerschaft begleitet, nach der großen Stadt Wien.

„Lange blieben sie aus, und der alte Hausmeister ging in den hohen leeren Gemächern umher und ließ die Fenster aufsperrn, damit das Geräthe, das einst der guten Herrin gedient, in der eingeschlossenen Luft nicht zu Grunde gehe. Endlich aber, da schon die Herbstfäden über die Felder flogen, langten nach einander viele Kisten mit kostbaren Teppichen, goldgepreßten Ledertapeten und allerart modischen Dingen an, wie es von dem Gesinde dort nie zuvor gesehen war, und der Hausmeister erhielt Befehl, die großen Gemächer des Erdgeschosses für die neue Herrin zu bereiten.“

Die alte Erzählerin hielt einige Augenblicke inne; denn der kleine Kranke hatte im Schlaf das Deckbett abgestoßen. Dann aber, als sie ihn sorgfältig wieder zugedeckt, und da der Knabe fort schlief, begann sie wieder:

„Ihr kennt sie, gnädige Gräfin; das lebensgroße Frauenbild, das im Rittersaal oben neben dem Kamin hängt, soll ihr ähnliches Conterfei sein. Es ist ein Füchschchen mit golddröthlichem Haar, wie sie den Männern, insonders den älteren, so gefährlich sind. Ich habe sie mir oft drauf angesehen; wie sie den Kopf so leicht zurückwirft, und wie der Mund so süß und hinterhältig lächelt und das goldfarbige Haar in freien Liebeslocken über den weißen Nacken weht, da hätte vielleicht auch ein kühleres Blut als das des guten Grafen nicht zu widerstehen vermocht. — Ich will nur das noch sagen, sie ist eine junge Wittib gewesen; und soll ein Kind aus dieser ersten Ehe, ein Töchterlein, bei den Verwandten ihres verstorbenen Gemahls in der Kaiserstadt zurückgelassen haben. So viel ist gewiß, auf das Schloß hier ist diese Tochter nie gekommen.“

„Nun aber! Endlich rasselten die Wagen in den Schloßhof; und das versammelte Gesinde sah staunend zu, wie der Graf und eine fremdredende Kammerjungfer der Dame aus dem Wagen halfen. Und als sie nun in ihrem mandelfarbenen Seidenkleide mit leichtem Kopfneigen die Treppe

emporschritt, da hörte ihr feines Ohr manch leis gerauntes bewunderndes Wort über die Schönheit der neuen Herrin.

„Erst als die Dame in der Thür verschwunden war, kam aus dem nachfolgenden Gefindewagen der kleine Runo hervorgeklettert. ‚Ei, Junker,‘ rief eine rothwangige Magd ihm zu, ‚habt Ihr eine schöne Mutter jetzt!‘ Aber der Knabe runzelte die Stirn und sagte trozig: ‚Es ist nicht meine Mutter!‘ Und der alte Hausmeister, der eben von der Begleitung der Herrschaft zurückkam, sagte finster zu der Dirne: ‚Siehst du denn nicht, daß das der Sohn der guten Gräfin ist!‘ Und dem Knaben zärtlich in die blauen Augen sehend, nahm er ihn auf seinen Arm und trug ihn in sein väterliches Haus.

„Dort waltete denn von nun an die fremde Frau. Das Gefinde pries ihre Leutfeligkeit, und die Armen im Dorfe meinten bald, sie habe eine noch freigebigere Hand als die Verstorbene; nur auf die Kinder sehe sie gar nicht, und auch seine Noth könne man ihr so nicht klagen wie einst der guten Gräfin. — Während sie aber die meisten der Schloßbewohner mit ihrer Schönheit bestrickte, hatte der Hausmeister nur kalte Blicke für sie; es mißfiel ihm, daß sie auch an Werktagen, wie er sagte, ‚geschmückt wie eine Sefabel‘ einherging. Er traute den Liebkosungen nicht, womit sie zuweilen in seiner und des Grafen Gegenwart den kleinen Runo überschüttete. Und auch den Knaben selbst gewann sie nicht damit; er hatte für sie nichts als ein schweigendes Anstarren; und wenn ihre Arme und Augen ihn losließen, so rannte er hinaus ins Freie, holte seine kleine Armbrust und schoß nach einem Holzvogel, den der Hausmeister ihm geschnitzt hatte; oder er saß Abends in der Stube seines alten Freundes und bilderte in einem großen Buche von den Freuden des edlen Waidwerks. — Der gute Graf aber sah nichts als die Schönheit seines Weibes. Wenn er in das Zimmer und ihr entgegen trat, so stand sie

lächelnd, bis er sie umfing; hatte sie der Thür den schönen Nacken zugewandt, so hob sie wohl das Handspieglein, das ihr an güldner Kette vom Gürtel herabhing, aus den Falten ihres Seidenrockes und nickte dem Eintretenden daraus entgegen.

„Als aber das Frühjahr wiederkam, da befiel den Knaben ein Fieber, das er sich im feuchten Moose des Waldes geholt hatte, und er lag in unruhigem Krankenschlummer in seinen Kissen. Neben dem Bette stand der Stuhl der guten Gräfin mit der geschnitzten Lehne und dem blauen Sammetpolster, auf dem sie so oft vor dem Spiegel des Meisters Cyprianus gefessen hatte, einst als in der Frühlingsluft die Veilchendüfte zu ihr ins offene Fenster wehten. Jetzt blühten draußen wieder einmal die Veilchen; aber der Stuhl stand leer. Die schöne Stiefmutter war zwar auch zugegen und saß neben dem Grafen zu Füßen des kleinen Bettes; denn sie sah es wohl, wie der Vater um sein Kind sorgte, und wollte es an sich nicht fehlen lassen. Da rief der Knabe aus seinem Fieber: ‚Mutter, Mutter!‘ und hob sich mit offenen Augen aus seinen Kissen. ‚Hörst du, mein Gemahl!‘ sagte die schöne Frau, ‚unser Sohn verlangt nach mir!‘ Als sie aber aufstand und sich zu ihm neigte, da streckte das Kind an ihr vorbei seine Arme nach dem leeren Stuhl der guten Gräfin.

„Der Graf erblaßte, und von dem Leid plötzlicher Erinnerung bezwungen, fiel er neben dem Bette seines Sohnes in die Kniee. Die stolze Frau trat zurück, und indem sie heimlich die kleine Faust um ihren Gürtel ballte, verließ sie das Gemach, um es nicht wieder zu betreten. Doch der Knabe wurde gesund auch ohne ihre Pflege.

„Bald darauf, als draußen die Rosenknospen ausschlugen, genaß die Gräfin eines Söhnleins. Der Graf aber wußte nicht, weshalb es ihm so schwer aufs Herz fiel, als der kleine Runo ihm mit dieser Nachricht entgegen sprang.

Zwar ließ er auch jetzt sein Roß aus dem Stalle führen, um mit seinen Gedanken in die Haide hinaus zu reiten; aber nicht, um sie jubelnd über Flur und See zu rufen. Als er eben im Bügel saß, hob der alte Hausmeister den kleinen Runo zu ihm auf den Sattel und sagte: ‚Vergeß den Sohn der guten Gräfin nicht!‘ Der Vater schloß die Arme um sein Kind und ritt mit ihm Berg auf und ab, bis die Sonne hinabgesunken war; als sie aber bei der Heimkehr unter den Fenstern der Kapelle vorüber ritten, in der die gräßlichen Grabgewölbe waren, da ließ er sein Roß langsamer gehen und raunte in das Ohr des Knaben: ‚Vergiß ihrer nicht; denn Mutterlieb ist nur einmal auf der Welt!‘ — Als bei seinem Eintritt in das Zimmer der Wöchnerin die Wartefrau den Neugeborenen in seine Arme legte, überfiel ihn aufs Neue das Heimweh nach der Todten, und er wußte es plötzlich, daß sie doch allein die Frau seines Herzens gewesen war; der Knabe, obwohl sein eigen Blut, war ihm wie fremd, weil er nicht auch aus ihrem Blute war. — Die Augen der Gräfin, welche bald schöner als je aus ihren Wochen erstanden war, übten fürder keinen Zauber mehr auf ihn. Einsam ritt er durch die Felder; ein Wort des Meisters Cyprianus stand wie in dunkler Schrift vor seinen Augen: ‚Rückwärts zu leben ist auch durch Gottes Hülfe nicht vergönnt!‘

„Indessen wuchsen die beiden Knaben zusammen auf, und bald zeigte sich eine große Liebe zwischen ihnen. Als der kleine Wolf erst mit ins Freie konnte, wurde Runo sein Lehrer in allen Künsten, die von den Knaben geübt werden. Er ließ ihn über Felsen und auf Bäume klettern, er schnitzte ihm die Bolzen für seine kleine Armbrust und schoß mit ihm nach der Scheibe oder wohl gar nach dem unerreichbaren Raubvogel, der über ihnen im Sonnenglanz revierte.

„So war wieder einmal der Winter herangekommen, als eines Abends ein Mann in der Uniform eines kaiserlichen

Feldobristen mit seinem Diener in den Schloßhof geritten kam. — Hager hat er geheißten, und ein hagerer knochiger Mann soll es gewesen sein, mit eckiger Stirn und kleinen grimmigen Augen; der struppige strohgelbe Bart — so heißt es — habe ihm wie Strahlen vom Kinn und von den Nasenflügeln abgestanden. Er nannte sich einen Vetter von dem ersten Gemahl der Gräfin und war, wie er sagte, nur auf Besuch gekommen; aber er blieb von einer Woche in die andere und wurde allmählich als ein ständiger Hausgenosse angesehen. — Der Graf hatte sich anfänglich um den Besuch gar nicht gekümmert; aber der Obrist zeigte sich bald als einen Meister des edlen Waidwerks, und als der erste Schnee gefallen war, zogen die beiden Männer zusammen in das Tannendickicht, und von nun an hörte man fast täglich das Toben der Rüden und das „Ho Kidoh“ der Jäger durch den stillen Wald. Da eines Nachmittags bei einer Sauhaß tönte das Hifthorn des Obristen aus einem entlegenen Thalgrunde, wohin er ohne Gefolge mit dem Grafen sich verloren hatte; und als der Rüdenmann und die Jäger, dem Rufe folgend, dort zusammentrafen, sahen sie das Wildschwein verendet zwischen den Tannen liegen; daneben aber lag auch der Graf in seinem Blute. Der Obrist stand auf seinen Jagdspeer gelehnt, das Hifthorn in der Hand. „Eure Saufedern taugen nichts,“ sagte er kurz, „der Keiler hat sie abgeschlagen“; und als Alle von Schreck gelähmt dastanden, blitzte er sie mit seinen kleinen grimmen Augen an: „Was steht ihr noch! Brecht Zweige zu einer Bahre und tragt euren Herrn ins Schloß!“ Und die Leute thaten, wie er befohlen hatte.

„Der Graf aber ist nicht wieder mit dem Oberst auf die Jagd gezogen. Denn als der alte Hausmeister den Reitknecht nach einem Arzte entsenden wollte, damit die Wunde untersucht würde, erhielt er den Bescheid, der Arzt sei nimmer nöthig, der Graf sei schon verschieden.

„Und bald ruhte er im Grabgewölbe bei seiner guten

Gräfin, und der kleine Runo war ein vater- und mutterloses Kind. Der Obrist aber blieb nach wie vor im Schlosse, und die Gräfin duldete es, daß unmerklich ein Stück des Hausregiments nach dem andern in seine Hand ging. Das Gefinde murrte zwar, wenn er sie mit seiner scharfen Stimme anherrschte; aber sie wagten es gleichwohl nicht, sich dem grimmen Manne zu widersetzen. — Auch mit den beiden Knaben machte er sich zu schaffen. Eines Morgens, als Runo in den Stall hinabkam, stand neben dem Rappen des Obersten ein kleines schwarzes Nordlandsroß mit rother goldgestickter Schabracke. ‚Das ist dein eigen,‘ sagte der Oberst, der mit hineingetreten war, ‚klettere hinauf, so zeig ich dir, wie ein Mann zu Pferde sitzen muß.‘ Bald sorgte er, daß auch der kleine Wolf ein Roß bekam, und nun lehrte er die Beiden reiten nach den Regeln der Kunst. Nicht lange, so sah man den hageren Obristen auf seinem hochbeinigen Rappen zwischen den beiden Knaben auf ihren kleinen Nordlandsrossen über die Felder reiten. Aber seltsame Reden waren es, die er dabei mit ihnen führte. Wenn sie, wie es bei Kindern geschieht, einmal in Zank geriethen, so bückte er sich von seinem hohen Rappen und flüsterte dem Ältern zu: ‚Du bist der Herr; vom Hof kannst du den Burschen jagen!‘ und darauf zu dem Jüngern nach der andern Seite: ‚Er will's dir zeigen, daß du auf seinem Grund und Boden reitest!‘ Aber dergleichen Worte bewirkten nur, daß die Knaben sogleich von ihrem Streite abließen, ja wohl gar von ihren Rossen sprangen und sich weinend in die Arme fielen.

„Der Obrist sah scharf; er hatte es wohl bemerkt, wie die Augen der schönen Gräfin, wenn sie den Stieffohn mit ihrem eignen aus der Thür gehen sah, von plötzlicher Finsterniß befallen wurden, und wie dann ihre Blicke dem Fortgehenden hastig und feindselig nachjagten.

„An einem sonnigen Nachmittage stand er mit ihr in

dem Würzgärtlein, wo einst die gute Gräfin der Weisheit des Meisters Cyprianus gelauscht hatte. Als die stolze Frau über die Ringmauer auf die unten liegenden Wälder und Auen hinausjah, sagte er lauernd: ‚Der Runo tritt eine schöne Herrschaft an, wenn er zu seinen eigenen Jahren kommt.‘ Und als sie schwieg und nur mit finstern Augen in die Ferne starrte, setzte er hinzu: ‚Euer Wolf ist ein zartes Pflänzlein; aber der Runo scheint fürs Regiment geboren; langlebig und handfest schaut er aus.‘

„In diesem Augenblicke kamen auf der Wiese, die in der Tiefe unterhalb des Gärtleins lag, die beiden Knaben auf ihren Rossen daher geflogen. Sie ritten so dicht neben einander, daß die braunen Locken Runos mit den blonden des kleinen Wolf zusammen wehten. Das Roß des Letztern schüttelte die Mähne und wieherte laut in den Sonnenschein hinaus. Da erschrak die Mutter und stieß einen Schrei aus; aber Runo schlang den Arm um seinen Bruder, und indem sie vorübertrabten, warf er einen stolzen leuchtenden Blick zu den Oberstehenden hinauf.

„Wie gefallen Euch diese Augen, schöne Gräfin?“ fragte der Oberst.

„Sie stuzte und streifte mit einem unsichern Blick über ihn hin. ‚Wie meint Ihr das?‘ flüsterte sie dann.

„Er aber, die Hand am Kinn, erwiderte ebenso: ‚Rechnet auf mich, schöne Frau; der Oberst Hager ist Euer treu-ergebener Knecht.‘

„Da raunte sie, und er sah, wie ihr Antlitz todtenbleich wurde: ‚Die Augen würden mir besser noch gefallen, wenn sie geschlossen wären.‘

„Und was gäbt Ihr drum, wenn Ihr sie in solcher Schönheit erblicken könntet?“

„Sie legte einen Augenblick ihre weiße Hand in die seine; dann warf sie die glänzenden Locken zurück und schritt, ohne sich umzublicken, aus dem Gärtlein.

„Als eine Stunde später der kleine Runo durch die Corridore des obern Stockwerks streifte, sah er den Obristen in einer Fensternische stehen. Der Knabe wollte vorüber; denn der Mann schaute so unheimlich drein. Aber er wurde angerufen: ‚Wohin rennst du, Junge?‘

„Nach der alten Rüstkammer,‘ sagte Runo, ‚ich wollte meine Armbrust holen.‘

„So gehe ich mit dir.‘ Und der Oberst schritt neben dem Knaben her bis zu dem entlegenen Gemache, wo noch immer mit dem schweren Bahrtuch verhangen unter allerlei Gewaffen der Spiegel des Cyprianus stand. Als sie eingetreten waren, schob der Oberst den Eisenriegel vor und stellte sich mit dem Rücken gegen die Thür. Da aber der Knabe die wilden Augen des Mannes sah, schrie er: ‚Hager, Hager, du willst mich tödten!‘

„Du kannst nicht übel rathen,‘ sagte der Oberst und griff nach ihm. Aber der Knabe sprang unter seinen Händen fort und riß seine gespannte Armbrust von der Wand, die er Tags vorher dorthin gehangen hatte. Er schoß, und den Eindruck seines Bolzens könnt Ihr noch heutzutage in dem schwarzen Eichengetäfel sehen; aber den Obristen traf er nicht.

„Da warf er sich in die Kniee und rief: ‚Laß mich leben; ich schenke dir mein kleines Nordlandsroß und auch das schöne rothe Sattelzeug!‘

„Der finstere Mann stand mit untergeschlagenen Armen vor ihm. ‚Dein Nordlandsroß,‘ erwiderte er, ‚läuft mir noch lange nicht schnell genug.‘

„Lieber Hager, laß mich leben!‘ rief der Knabe wieder; ‚wenn ich groß bin, will ich dir mein Schloß geben und alle schönen Wälder, die dazu gehören!‘

„Die will ich bald noch bekommen,‘ sagte der Oberst.

„Da senkte der Knabe das Haupt und rief: ‚So ergebe ich mich in die Allbarmherzigkeit Gottes!‘

„Das war das rechte Wort!“ sagte der böse Mann. Aber der Knabe sprang noch einmal auf und flog an den Wänden des Gemaches entlang; der Oberst jagte ihn wie ein Wildpret. Als sie aber an den verhangenen Spiegel kamen, verwickelte der Knabe seine Füße in dem Bahrtuch, daß er jählings zu Boden stürzte. Da war auch der böse Mann über ihm. — —

„In demselben Augenblick — so wird erzählt — als dieser zum Faustschlage ausholte und der Knabe die kleinen Hände schützend über seinem Herzen kreuzte, stand der alte Hausmeister tief unten im hintersten Verschlage des Kellers, wo ein Knecht mit der Abzapfung eines Fasses Ingelheimer beschäftigt war. „Hast du nichts gehört, Casper?“ rief er und setzte das Lämpchen, das er in der Hand gehalten, auf das Faß.

„Der Knecht schüttelte den Kopf.

„Mir war,“ sagte der Alte, „als hörte ich den Junker Runo meinen Namen rufen.“

„Ihr irrt Euch, Meister,“ erwiderte der Knecht; „hier unten hört sich nichts!“

„Eine Weile stand es an; da rief der Alte wieder: „Um Gott, Casper, da hat es nochmals mich gerufen; das war ein Nothschrei aus meines Junkers Kehle!“

„Der Knecht fuhr in seiner Arbeit fort. „Ich höre nur den rothen Wein vom Fasse rinnen,“ sagte er.

„Der Alte aber ließ sich nicht beruhigen; er stieg in das Schloß hinauf; er ging von Thür zu Thür, erst in dem Erdgeschoß und dann droben in dem oberen Stockwerk. Als er die Thür der entlegenen Rüstkammer öffnete, da leuchtete ihm der Spiegel des Cyprianus entgegen, auf den die Abendsonne schien. „Weß ruchlose Hand hat denn das herabgerissen?“ murrte der Alte; als er aber das Bahrtuch vom Boden hob, sah er darunter den Leichnam des Knaben und sah die dunkeln Locken über den geschlossenen Augenlidern liegen.

„Der alte Mann stürzte in die Kniee und warf sich jammernd über ihn. Er löste die Kleider und suchte an dem Körper seines Lieblings nach der Spur des Todes. Aber er fand nichts als nur über dem Herzen einen dunkelrothen Flecken. Lange blieb er noch finster und grübelnd auf den Knieen liegen. Dann hüllte er den Knaben in das Bahrtuch, nahm ihn auf seine Arme und trug ihn in das Erdgeschoß hinab nach dem Zimmer der Gräfin. Als er eintrat, sah er die stolze Frau todbleich und zitternd vor dem Obersten stehen, der, wie es schien, halb mit Gewalt ihre Hand erfaßt hielt.

„Da legte der Alte den Leichnam zwischen die Beiden auf den Boden, und fest die Augen auf sie heftend, sprach er: ‚Der Erbherr Graf Runo ist todt; Euer Söhnlein, Frau Gräfin, ist jetzt der Erbe dieser Herrschaft.‘

* *

*

„Es mochte ein Monat nach dem Begräbniß des jungen Erbherrn sein, da lehnte die Gräfin eines Nachmittags an dem Geländer eines kleinen Söllers, der über der Tiefe schwebend von ihrem Zimmer den Austritt in die freie Luft gestattete. Der kleine Wolf stand neben ihr und betrachtete eine Schar von Vögeln, welche in den Wipfeln der von unten heraufragenden Föhren und Eichen mit lautem Geschrei ihr Wesen trieben.

„Sieh nur!“ sagte die Gräfin. „Sie beschreien den Raub; dort sitzt er neben dem Astloch in der Eiche.“ Und sie wies mit dem Finger vor sich hin.

„Des Knaben Augen folgten mit Begierde. ‚Ich seh ihn schon, Mutter,‘ sagte er; ‚das ist der Todtenvogel; er schrie vor meinem Fenster, als der arme Runo starb.‘

„Hol deine Armbrust und schieß ihn!“ sagte die Mutter.
 „Der Knabe sprang aus dem Zimmer, die Treppen hinab

und in den Stall. Dort lag die Armbrust neben seinem kleinen Roß. Aber die Sehne war zerrissen; er hatte sie lange nicht gebraucht; denn Kuno war nicht mehr da, der ihm die Bolzen schnitzte und den Holzvogel auf die Stange steckte. — Da lief er in das Schloß zurück. Er entsann sich, daß der Bruder seine Armbrust oben in der Rüstammer aufzuhängen pflegte. Als er dort in dem entlegenen Theile des Schlosses angekommen war und sich mit Mühe durch die schwere Eichenthür gedrängt hatte, leuchtete ihm der Spiegel des Cyprianus mit seinem bläulichen Schein entgegen. Die Stahlfacetten des Rahmens bligten im letzten Strahl der Abendsonne. Der Knabe hatte das noch nie gesehen; denn wenn er auch einmal mit dem Bruder hierher gekommen, so war doch das Kunstwerk stets mit dem schweren Bahrtuch verhangen gewesen. Jetzt stand er davor und besah staunend sein eigenes Bild in diesem Glanze; er schien die Armbrust ganz vergessen zu haben. — Es mußte indessen außer ihm selbst noch etwas in dem Spiegel sein, das seinen ganzen Sinn gefangen nahm; denn er kniete nieder und legte die Stirn an das Glas, um so nahe als möglich hineinzuschauen.

„Blötzlich aber griff er mit beiden Händen nach dem Herzen. Dann sprang er mit einem Wehschrei in die Höhe. ‚Hülfe!‘ schrie er, ‚Hülfe!‘ und noch einmal mit durchdringendem Zeter: ‚Hülfe!‘ Da hörte es die Mutter unten auf dem Söller; und in Todesangst irrte sie von Gang zu Gang, von Thür zu Thür. ‚Wolf! Wo bist du, Wolf?‘ rief sie; ‚so gieb doch Antwort!‘ Und endlich kam sie in die rechte Thür. Da lag ihr Kind, sich im Todeskrampfe auf dem Boden windend.

„Sie warf sich über ihn. ‚Wolf! Wolf! Was ist geschehen?‘ rief sie.

„Der Knabe regte die verblaßten Lippen. ‚Es hat mir einen Schlag aufs Herz gethan,‘ stammelte er.

„Wer, wer that es?“ flüsterte die Mutter. „Wolf, sprich nur ein einziges Wort noch; wer hat das gethan?“

„Der Knabe wies mit erhobenem Finger in den Spiegel. — Und das sterbende Kind in ihren Armen haltend, blickte sie vorgebeugt in das Glas des Cyprianus. Aber während des Schauens trat das Entsetzen in ihr Angesicht, und ihr lichtblaues Auge wurde steinern wie ein Diamant. Denn bei dem Abendschein, der durch die trüben Fenster brach, sah sie im tiefsten Grunde wie zusammen geballten Nebel die Gestalt eines Kindes; wie trauernd kauerte es am Boden und schien zu schlafen. Sie warf einen scheuen Blick hinter sich in das Zimmer; aber dort lag nur die Dämmerung in den Winkeln. Wieder, als ob es sie bannte, blickte sie mit gespannten Augen in den Spiegel, und noch immer war es dort. — Da fühlte sie den Kopf des kleinen Wolf ihren Armen entgleiten, und in demselben Augenblicke sah sie einen leichten Rauch gegen das Spiegelglas ziehen. Wie ein Hauch lief es darüber hin. Dann wurde das Glas wieder klar; aber hinter demselben zog es wie ein graues Wölkchen in die Tiefe; und jetzt plötzlich sah sie dort im Grunde des Spiegels zwei kleine Nebelgestalten, die sich umschlungen hielten.

„Mit einem Schrei sprang die Gräfin empor; ihr Sohn lag regungslos mit wachsbleichem Antlitz; die offenstehenden blauen Lippen verkündeten den Tod. — Sie riß das seidene Wamms von seiner Brust; da sah sie den dunkelrothen Fleck auf seinem Herzen, den sie kurz zuvor auf der Brust des kleinen Kuno gesehen hatte. „Hager, Hager!“ schrie sie — denn das Geheimniß des Spiegels war ihr unbekannt — „das ist deine Faust! Der war dir auch im Wege; aber noch bist du nicht der Herr im Schloß; und ich schwör's, du sollst es nimmer werden!“

„Sie ging hinab; sie suchte ihn; aber der Oberst war eben zur Jagd auf ein benachbartes Schloß geritten und hatte auf den morgenden Tag seine Rückkunft angesagt.

„Der plötzliche Tod auch des letzten Grafensohnes verbreitete einen dumpfen Schrecken unter dem Gefinde. Auf Treppen und Gängen standen sie und raunten mit einander, und wenn die Gräfin nahte, stahlen sie sich scheu von dannen. Es wurde Nacht. Der Leichnam des kleinen Wolf war hinabgetragen und lag ausgestreckt auf seinem Bettchen in der Kammer. Aber der Gräfin ließ es bei dem Todten keine Ruh. Im hellen Mondenschein, während Alles schlief, stieg sie hinauf nach der Rüstkammer. Dort stand sie vor dem Spiegel, der in blauem Schimmer leuchtete, blickte mit starren Augen hinein und wand die Hände um einander. Dann wieder, als jage sie ein plötzliches Grausen, stürzte sie aus dem Gemach und rannte durch alle Gänge, bis sie die Thür ihres Schlafgemachs erreicht und hinter sich ins Schloß geworfen hatte. — So verging die Nacht.

„Als am andern Morgen der Hausmeister in das Zimmer der Gräfin treten wollte, hörte er hart und heftig drinnen reden. Er erkannte die Stimme des Obristen, der eben zurückgekehrt war; und bald antwortete die Gräfin in gleicher Weise. Es waren Worte tödlichen Hasses, die der Alte hörte. Kopfschüttelnd trat er von der Thür zurück. ‚Das sind die Gerichte Gottes!‘ sprach er und stieg ein paar Treppen höher nach der Platte des runden Thurmes hinauf; denn ihm war, als müsse er Gottes freie Luft schöpfen.

„Er lehnte sich über die Brüstung und blickte in den sonnigen Morgen hinaus. ‚Wie schön die Wälder grünen!‘ sprach er vor sich hin. ‚Und sie sind Alle todt! Die gute Gräfin und der Graf, mein Junker Kuno und nun auch der kleine Wolf!‘ — Da hörte er unten auf dem Hofe ein Pferd aus dem Stalle ziehen; nicht lange darauf, so donnerte der Galoppschlag über die Zugbrücke; dann weniger hörbar draußen auf dem Wege, und drüberhin aus den Kronen der alten Eichen, die zur Seite standen, flogen die Raben krächzend in die Luft.

„In demselben Augenblicke kam von unten herauf ein Geschrei der Weiber; und als der Alte hinabgestiegen war, drang es von allen Seiten auf ihn ein, die Gräfin liege erschlagen in ihrem Blute. — ‚Wo ist der Oberst?‘ fragte der Hausmeister. ‚Fort ist er!‘ rief der Reitknecht, der vom Hofe heraufkam, ‚mitsammt seinem hochbeinigen Kappen.‘

„Rasch wurde die Verfolgung von dem Alten angeordnet; aber am andern Morgen kamen Alle auf schaumbedeckten Rossen unverrichteter Sache wieder heim. — ‚So laßt uns denn die Todten begraben,‘ sprach er, ‚und einen Boten senden an den neuen Herrn dieser schönen Güter!‘

„Und so geschah es,“ — schloß die Erzählerin ihren Bericht — „die Herrschaft kam an einen Vorfahren Eures Gemahls, welcher der Nächste war dem Blute nach. Der alte Hausmeister soll noch lange nach seinem Antritt dort unten in dem Thorhäuschen gewohnt haben, ein treuer Wächter an der Gruft seiner geliebten Herrschaft.“

* * *

„Das ist eine entsetzliche Geschichte!“ sagte die Gräfin, als die Amme schwieg. „Aber hast du nicht gehört, wie der erste Gemahl jener unglücklichen Frau geheißen hat?“

„Freilich,“ erwiderte die Alte, „ihr Wittwenname steht auf dem Rahmen des Bildes.“ Und hierauf nannte sie eines der ersten Adelsgeschlechter.

„Seltsam!“ sagte die Gräfin, „so ist sie meine Urahn!“

Die Alte schüttelte den Kopf. „Unmöglich,“ sagte sie, „Ihr, Frau Gräfin, aus dem Blute jener bösen Frau?“

„Es ist völlig gewiß, Amme; jene Tochter, die in Wien zurückblieb, wurde die Frau eines meiner Vorfahren.“ — —

Das Gespräch wurde durch den Eintritt des Arztes unterbrochen. Der Knabe lag nach wie vor in todähnlichem Schlummer und erwachte auch nicht, als die Hand

des Arztes an seinen kleinen Gliedern nach der Spur des Lebens forschte.

„Nicht wahr, er wird genesen?“ sagte die Gräfin, indem sie angstvoll in das verschlossene Gesicht des Arztes blickte.

„Die Frage ist zu viel für einen Menschen,“ erwiderte dieser; „aber Frau Gräfin müssen schlafen; das ist ganz nothwendig.“ Und als sie Gegenvorstellungen machte, fuhr er fort: „Es wird sich bis morgen mit dem Kranken nichts ereignen, ich haſte dafür; die Amme kann die Krankenwache halten.“

Endlich war sie überredet und begab sich in ihr Schlafgemach, da der Arzt erklärt hatte, das Haus nicht verlassen zu wollen, bis er dessen gewiß sei.

Als die Alte mit diesem allein war, fragte sie. „Seid Ihr dessen sicher, daß Frau Gräfin ruhig schlafen mag?“

„Für die angegebene Zeit, ja.“

„Und dann, Herr Doctor?“

„Dann, wenn Eure Herrschaft geschlafen hat, so mögt Ihr sie vorbereiten; denn der Knabe muß sterben.“

Die Alte blickte mit festen Augen auf den Arzt. „Ist das ganz gewiß?“ fragte sie.

„Ganz gewiß, Amme; es müßte denn ein Wunder geschehen.“ — —

Der Arzt hatte sich entfernt, und statt der Gräfin theilte jetzt eine junge Magd die Krankenwache mit der Alten. — Diese stützte den Kopf auf den Rand des Bettes und betrachtete das bleiche Antlitz des kleinen Runo, in das der Tod schon seine scharfen Züge grub. „Ein Wunder!“ murmelte sie ein paar Mal; „ein Wunder!“

Da regte der Knabe sich auf seinem Kissen. „Ich will mit den Kindern spielen!“ flüsterte er.

Die Alte riß die Augen auf. „Mit was für Kindern?“ fragte sie leise.

Und der Knabe sagte ebenso im Schlaf: „Mit den Spiegelkindern, Amme!“

Sie schrie fast auf. „Unglückskind, so hast du in den Spiegel des Cyprianus gesehen! — — Aber der soll ja in der Sacristei stehen; und die Sacristei ist ja vermauert!“ — Sie sann einen Augenblick; dann sagte sie zu dem Mädchen: „Hol mir den Vincenz, Ursel!“

Vincenz, der Reitknecht, kam. — „Bist du neulich bei dem Bau in der Capelle gewesen?“ fragte die Alte.

„Ich bin jeden Tag dort.“

„Ist die Sacristei auch eingerissen?“

„Das geschah schon vor vierzehn Tagen.“

„Hast du einen Spiegel dort gesehen?“

Er besann sich. „Nun freilich, es steht dort einer im Winkel; der Rahmen scheint von Stahl; aber der Rost hat ihn zerfressen.“

Die Alte gab ihm einen großen Teppich. „Verhänge den Spiegel sorgsam!“ sagte sie; „dann laß ihn hierher ins Zimmer tragen. Aber leise, damit der Knabe nicht erwacht.“

Vincenz ging; und bald wurde von ihm und einem Arbeiter ein hohes, mit dem Teppich verhangenes Geräth in das Zimmer getragen.

„Ist das der Spiegel, Vincenz?“ fragte die Amme; und als er es bejaht hatte, fuhr sie fort: „Stellt ihn zu Füßen des Bettes, so daß der kleine Kuno hineinblicken kann, sobald der Teppich fortgenommen ist.“

Nachdem der Spiegel aufgestellt war und die Träger sich entfernt hatten, setzte die Alte sich wieder an die Seite des Bettes. „Ein Wunder muß geschehen!“ sprach sie vor sich hin. Dann saß sie mit geschlossenen Augen wie ein steinern Bild; unsichtbar aber kämpften in ihr Furcht und Hoffnung. Sie harrte auf die Rückkunft der Gräfin; aber wie lang mußte sie noch warten, bis der Schlaf die ganz verwachte Frau verlassen haben würde.

Da that sich die Thür auf, und die Gräfin trat herein. „Es hat mich nicht schlafen lassen, Amme,“ sagte sie; „verzeih es mir! Du bist so treu und gut, und verständiger wohl als ich; und doch ist mir, ich dürfte das Bett des Kindes nicht verlassen.“

Die alte Frau antwortete nicht darauf. „Sagt mir noch einmal, Frau Gräfin,“ sagte sie, und das Herz schlug ihr so gewaltig, daß sie die Worte kaum herausbrachte, „seid Ihr dessen ganz gewiß, daß jene böse Frau Eure Ur-ahne gewesen ist?“

„Ich bin dessen ganz gewiß. Aber weshalb fragst du, Amme?“

Die Alte stand auf; und mit fester Hand riß sie den Teppich von dem Spiegel.

Die Gräfin schrie laut auf. „Mein Kind, mein Kind! Das ist der Spiegel des Cyprianus!“ — Als sie aber einen Blick in den sanften Schein des Glases geworfen hatte, da sah sie darin den kleinen Runo mit offenen Augen auf seinem Kissen liegen; sie sah ihn lächeln, und wie ein Hauch flog das Roth der Gesundheit auf seine Wangen. Sie wandte sich um; da saß er schon aufrecht, frisch und blühend.

„Die Kinder, die Kinder!“ rief er mit heller, klingender Stimme und streckte die Arme nach dem Spiegel aus.

„Wo sind sie?“ fragte die Gräfin.

„Dort, dort!“ rief die Alte. „Seht nur, sie lächeln, sie nicken, ach! und sie haben Flügel; zwei Englein sind es!“

„Was spricht Ihr?“ sagte die Gräfin; „ich sehe sie ja nicht.“

„Dort, dort!“ rief wieder der kleine Runo. — „Ach!“ setzte er traurig hinzu, „nun sind sie fortgeflogen.“

Da sank die alte Amme auf den Stuhl zurück. „Unser Runo ist gerettet!“ rief sie und brach in lautes Schluchzen

aus. „Eure Liebe hat das gethan und hat den Fluch hinweggenommen von dem Werke des alten Meisters!“

Die Gräfin aber stand und blickte selig lächelnd in den Spiegel. Auf seiner Fläche schwamm wie Duft ein Rosenwölkchen, und deutlich schimmerte ein schlummerndes Kinderantlitz daraus hervor. „Wolf soll es heißen, wenn's ein Knabe ist; Wolf und Runo!“ flüsterte sie leise. „Und laß uns beten, Amme, daß sie glücklicher werden als die, so einstens ihre Namen trugen!“

Bulemanns Haus.

In einer norddeutschen Seestadt, in der sogenannten Düsternstraße, steht ein altes verfallenes Haus. Es ist nur schmal, aber drei Stockwerke hoch; in der Mitte desselben, vom Boden bis fast in die Spitze des Giebels, springt die Mauer in einem erkerartigen Ausbau vor, welcher für jedes Stockwerk nach vorne und an den Seiten mit Fenstern versehen ist, so daß in hellen Nächten der Mond hindurchscheinen kann.

Seit Menschengedenken ist Niemand in dieses Haus hinein- und Niemand herausgegangen; der schwere Messingklopper an der Hausthür ist fast schwarz von Grünspan, zwischen den Ritzen der Treppensteine wächst Jahr aus Jahr ein das Gras. — Wenn ein Fremder fragt: „Was ist denn das für ein Haus?“ so erhält er gewiß zur Antwort: „Es ist Bulemanns Haus“; wenn er aber weiter fragt: „Wer wohnt denn darin?“ so antworten sie ebenso gewiß: „Es wohnt so Niemand darin.“ — Die Kinder auf den Straßen und die Ammen an der Wiege singen:

In Bulemanns Haus,
In Bulemanns Haus,
Da gucken die Mäuse
Zum Fenster hinaus.

Und wirklich wollen lustige Brüder, die von nächtlichen Schmäusen dort vorbeigekommen, ein Gequieke wie von unzähligen Mäusen hinter den dunkeln Fenstern gehört haben. Einer, der im Übermuth den Thürklopfer anschlug, um den Widerhall durch die öden Räume schollern zu hören, behauptet sogar, er habe drinnen auf den Treppen ganz deutlich das Springen großer Thiere gehört. „Fast,“ pflegt er, dies erzählend, hinzuzusetzen, „hörte es sich an wie die Sprünge der großen Raubthiere, welche in der Menageriebude auf dem Rathhausmarkte gezeigt wurden.“

Das gegenüberstehende Haus ist um ein Stockwerk niedriger, so daß Nachts das Mondlicht ungehindert in die oberen Fenster des alten Hauses fallen kann. Aus einer solchen Nacht hat auch der Wächter etwas zu erzählen; aber es ist nur ein kleines altes Menschenantlitz mit einer bunten Zipfelmütze, das er droben hinter den runden Erkerfenstern gesehen haben will. Die Nachbarn dagegen meinen, der Wächter sei wieder einmal betrunken gewesen; sie hätten drüben an den Fenstern niemals etwas gesehen, das einer Menschenseele gleich gewesen.

Am meisten Auskunft scheint noch ein alter in einem entfernten Stadtviertel lebender Mann geben zu können, der vor Jahren Organist an der St. Magdalenenkirche gewesen ist. „Ich entsinne mich,“ äußerte er, als er einmal darüber befragt wurde, „noch sehr wohl des hageren Mannes, der während meiner Knabenzeit allein mit einer alten Weibsperson in jenem Hause wohnte. Mit meinem Vater, der ein Trödler gewesen ist, stand er ein paar Jahre lang in lebhaftem Verkehr, und ich bin derzeit manches Mal mit Bestellungen an ihn geschickt worden. Ich weiß auch noch, daß ich nicht gern diese Wege ging und oft allerlei Ausflucht suchte; denn selbst bei Tage fürchtete ich mich, dort die schmalen dunkeln Treppen zu Herrn Bulemanns Stube im dritten Stockwerk hinaufzusteigen. Man nannte ihn

unter den Leuten den ‚Seelenverkäufer‘; und schon dieser Name erregte mir Angst, zumal daneben allerlei unheimlich Gerede über ihn im Schwange ging. Er war, ehe er nach seines Vaters Tode das alte Haus bezogen, viele Jahre als Supercargo auf Westindien gefahren. Dort sollte er sich mit einer Schwarzen verheirathet haben; als er aber heimgekommen, hatte man vergebens darauf gewartet, eines Tages auch jene Frau mit einigen dunkeln Kindern anlangen zu sehen. Und bald hieß es, er habe auf der Rückfahrt ein Schlavenschiff getroffen und an den Capitän desselben sein eigen Fleisch und Blut nebst ihrer Mutter um schnödes Gold verkauft. — Was Wahres an solchen Reden gewesen, vermag ich nicht zu sagen,“ pflegte der Greis hinzuzusetzen; „denn ich will auch einem Todten nicht zu nahe treten; aber so viel ist gewiß, ein geiziger und menschen-scheuer Kauz war es; und seine Augen blickten auch, als hätten sie bösen Thaten zugesehen. Kein Unglücklicher und Hülfesuchender durfte seine Schwelle betreten; und wann immer ich damals dort gewesen, stets war von innen die eiserne Kette vor die Thür gelegt. — Wenn ich dann den schweren Klopfer wiederholt hatte anschlagen müssen, so hörte ich wohl von der obersten Treppe herab die scheltende Stimme des Hausherrn: ‚Frau Anken! Frau Anken! Ist Sie taub? Hört Sie nicht, es hat geklopft!‘ Als bald ließen sich aus dem Hinterhause über Pösel und Corridor die schlurfenden Schritte des alten Weibes vernehmen. Bevor sie aber öffnete, fragte sie hüstelnd: ‚Wer ist es denn?‘ und erst, wenn ich geantwortet hatte: ‚Es ist der Leberecht!‘ wurde die Kette drinnen abgehakt. Wenn ich dann hastig die siebenundsiebzig Treppenstufen — denn ich habe sie einmal gezählt — hinaufgestiegen war, pflegte Herr Bulemann auf dem kleinen dämmerigen Flur vor seinem Zimmer schon auf mich zu warten; in dieses selbst hat er mich nie hineingelassen. Ich sehe ihn noch, wie er in seinem gelbgeblühten

Schlafrocke mit der spitzen Zipfelmütze vor mir stand, mit der einen Hand rücklings die Klinke seiner Zimmerthür haltend. Während ich mein Gewerbe bestellte, pflegte er mich mit seinen grellen runden Augen ungeduldig anzusehen und mich darauf hart und kurz abzufertigen. Am meisten erregten damals meine Aufmerksamkeit ein paar ungeheure Katzen, eine gelbe und eine schwarze, die sich mitunter hinter ihm aus seiner Stube drängten und ihre dicken Köpfe an seinen Knien rieben. — Nach einigen Jahren hörte indessen der Verkehr mit meinem Vater auf, und ich bin nicht mehr dort gewesen. — Dies alles ist nun über siebenzig Jahre her, und Herr Bulemann muß längst dahin getragen sein, von wannen Niemand wiederkehrt.“ — — Der Mann irrte sich, als er so sprach. Herr Bulemann ist nicht aus seinem Hause getragen worden; er lebt darin noch jetzt.

Das aber ist so zugegangen.

Vor ihm, dem letzten Besitzer, noch um die Zopf- und Haarbeutelzeit, wohnte in jenem Hause ein Pfandverleiher, ein altes verkrümmtes Männchen. Da er sein Gewerbe mit Umsicht seit über fünf Jahrzehenden betrieben hatte und mit einem Weibe, das ihm seit dem Tode seiner Frau die Wirthschaft führte, aufs Spärlichste lebte, so war er endlich ein reicher Mann geworden. Dieser Reichthum bestand aber zumeist in einer fast unüberschbaren Menge von Pretiosen, Geräthen und seltsamstem Trödelkram, was er Alles von Verschwendern oder Nothleidenden im Laufe der Jahre als Pfand erhalten hatte und das dann, da die Rückzahlung des darauf gegebenen Darlehns nicht erfolgte, in seinem Besitz zurückgeblieben war. — Da er bei einem Verkauf dieser Pfänder, welcher gesetzlich durch die Gerichte geschehen mußte, den Überschuß des Erlöses an die Eigenthümer hätte herausgeben müssen, so häufte er sie lieber in den großen Nußbaumschränken auf, mit denen zu diesem Zwecke nach und nach die Stuben des ersten und endlich auch des zwei-

ten Stockwerks besetzt wurden. Nachts aber, wenn Frau Anken im Hinterhause in ihrem einsamen Kämmerchen schnarchte und die schwere Kette vor der Hausthür lag, stieg er oft mit leisem Tritt die Treppen auf und ab. In seinen hechtgrauen Rockelor eingeknüpft, in der einen Hand die Lampe, in der andern das Schlüsselbund, öffnete er bald im ersten, bald im zweiten Stockwerke die Stuben- und die Schrankthüren, nahm hier eine goldene Repetiruhr, dort eine emallirte Schnupftabacksdose aus dem Versteck hervor und berechnete bei sich die Jahre ihres Besizes und ob die ursprünglichen Eigenthümer dieser Dinge wohl verkommen und verschollen seien oder ob sie noch einmal mit dem Gelde in der Hand wiederkehren und ihre Pfänder zurückfordern könnten. — —

Der Pfandverleiher war endlich im äußersten Greisenalter von seinen Schätzen weggestorben und hatte das Haus nebst den vollen Schränken seinem einzigen Sohne hinterlassen müssen, den er während seines Lebens auf jede Weise daraus fern zu halten gewußt hatte.

Dieser Sohn war der von dem kleinen Leberecht so gefürchtete Supercargo, welcher eben von einer überseeischen Fahrt in seine Vaterstadt zurückgekehrt war. Nach dem Begräbniß des Vaters gab er seine früheren Geschäfte auf und bezog dessen Zimmer im dritten Stock des alten Erkerhauses, wo nun statt des verkrümmten Männchens im hechtgrauen Rockelor eine lange hagere Gestalt im gelbgeblühten Schlafrock und bunter Zipfelmütze auf und ab wandelte oder rechnend an dem kleinen Pulte des Verstorbenen stand. — Auf Herrn Bulemann hatte sich indessen das Behagen des alten Pfandverleihers an den aufgehäuften Kostbarkeiten nicht vererbt. Nachdem er bei verriegelten Thüren den Inhalt der großen Nußbaumschränke untersucht hatte, ging er mit sich zu Rathe, ob er den heimlichen Verkauf dieser Dinge wagen solle, die immer noch das Eigenthum Anderer

waren und an deren Werth er nur auf Höhe der ererbten und, wie die Bücher ergaben, meist sehr geringen Darlehnsforderung einen Anspruch hatte. Aber Herr Bulemann war keiner von den Unentschlossenen. Schon in wenigen Tagen war die Verbindung mit einem in der äußersten Vorstadt wohnenden Trödler angeknüpft, und nachdem man einige Pfänder aus den letzten Jahren zurückgesetzt hatte, wurde heimlich und vorsichtig der bunte Inhalt der großen Nußbaumschränke in gediegene Silbermünzen umgewandelt. — Das war die Zeit, wo der Knabe Leberecht ins Haus gekommen war. — Das gelöste Geld that Herr Bulemann in große eisenbeschlagene Kasten, welche er neben einander in seine Schlafkammer setzen ließ; denn bei der Rechtlosigkeit seines Besitzes wagte er nicht, es auf Hypotheken auszuthun oder sonst öffentlich anzulegen.

Als Alles verkauft war, machte er sich daran, sämtliche für die mögliche Zeit seines Lebens denkbare Ausgaben zu berechnen. Er nahm dabei ein Alter von neunzig Jahren in Ansatz und theilte dann das Geld in einzelne Päckchen je für eine Woche, indem er auf jedes Quartal noch ein Köllchen für unvorhergesehene Ausgaben dazulegte. Dieses Geld wurde für sich in einen Kasten gelegt, welcher nebenan in dem Wohnzimmer stand; und alle Sonnabendmorgen erschien Frau Anken, die alte Wirthschafterin, die er aus der Verlassenschaft seines Vaters mit übernommen hatte, um ein neues Päckchen in Empfang zu nehmen und über die Verausgabung des vorigen Rechenschaft zu geben.

Wie schon erzählt, hatte Herr Bulemann Frau und Kinder nicht mitgebracht; dagegen waren zwei Katzen von besonderer Größe, eine gelbe und eine schwarze, am Tage nach der Beerdigung des alten Pfandverleihers durch einen Matrosen in einem fest zugebundenen Sacke vom Bord des Schiffes ins Haus getragen worden. Diese Thiere waren bald die einzige Gesellschaft ihres Herrn. Sie erhielten

Mittags ihre eigene Schüssel, die Frau Anken unter verbissenem Ingrimme Tag aus und ein für sie bereiten mußte; nach dem Essen, während Herr Bulemann sein kurzes Mittagsschläfchen abthat, saßen sie gesättigt neben ihm auf dem Canapee, ließen ein Läppchen Zunge hervorhängen und blinzelten ihn schläfrig aus ihren grünen Augen an. Waren sie in den unteren Räumen des Hauses auf der Mausjagd gewesen, was ihnen indessen immer einen heimlichen Fußtritt von dem alten Weibe eintrug, so brachten sie gewiß die gefangenen Mäuse zuerst ihrem Herrn im Maule hergeschleppt und zeigten sie ihm, ehe sie unter das Canapee krochen und sie verzehrten. War dann die Nacht gekommen und hatte Herr Bulemann die bunte Zipselmütze mit einer weißen vertauscht, so begab er sich mit seinen beiden Katzen in das große Gardinenbett im Nebenkämmerchen, wo er sich durch das gleichmäßige Spinnen der zu seinen Füßen eingewühlten Thiere in den Schlaf bringen ließ.

Dieses friedliche Leben war indeß nicht ohne Störung geblieben. Im Laufe der ersten Jahre waren dennoch einzelne Eigenthümer der verkauften Pfänder gekommen und hatten gegen Rückzahlung des darauf erhaltenen Sümmechens die Auslieferung ihrer Pretiosen verlangt. Und Herr Bulemann, aus Furcht vor Prozessen, wodurch sein Verfahren in die Öffentlichkeit hätte kommen können, griff in seine großen Kasten und erkaufte sich durch größere oder kleinere Abfindungssummen das Schweigen der Betheiligten. Das machte ihn noch menschenfeindlicher und verbissener. Der Verkehr mit dem alten Trödler hatte längst aufgehört; einsam saß er auf seinem Erkerstübchen mit der Lösung eines schon oft gesuchten Problems, der Berechnung eines sichern Lotteriegewinnes, beschäftigt, wodurch er demaleinst seine Schätze ins Unermeßliche zu vermehren dachte. Auch Graps und Schnores, die beiden großen Kater, hatten jetzt unter seiner Laune zu leiden. Hatte er sie in dem einen Augen-

blicke mit seinen langen Fingern getätschelt, so konnten sie sich im andern, wenn etwa die Berechnung auf den Zahlentafeln nicht stimmen wollte, eines Wurfs mit dem Sandsaß oder der Papierschere versehen, so daß sie heulend in die Ecke hinkten.

Herr Bulemann hatte eine Verwandte, eine Tochter seiner Mutter aus erster Ehe, welche indessen schon bei dem Tode dieser wegen ihrer Erbansprüche abgefunden war und daher an die von ihm ererbten Schätze keine Ansprüche hatte. Er kümmerte sich jedoch nicht um diese Halbschwester, obgleich sie in einem Vorstadtviertel in den dürftigsten Verhältnissen lebte; denn noch weniger als mit anderen Menschen liebte Herr Bulemann den Verkehr mit dürftigen Verwandten. Nur einmal, als sie kurz nach dem Tode ihres Mannes in schon vorgerücktem Alter ein kränkliches Kind geboren hatte, war sie Hülfe suchend zu ihm gekommen. Frau Anken, die sie eingelassen, war horchend unten auf der Treppe sitzen geblieben, und bald hatte sie von oben die scharfe Stimme ihres Herrn gehört, bis endlich die Thür aufgerissen worden und die Frau weinend die Treppe herabgekommen war. Noch an demselben Abend hatte Frau Anken die strenge Weisung erhalten, die Kette fürderhin nicht von der Hausthür zu ziehen, falls etwa die Christine noch einmal wiederkommen sollte.

Die Alte begann sich immer mehr vor der Hafennase und den grellen Eulenaugen ihres Herrn zu fürchten. Wenn er oben am Treppengeländer ihren Namen rief oder auch, wie er es vom Schiffe her gewohnt war, nur einen schrillen Pfiff auf seinen Fingern that, so kam sie gewiß, in welchem Winkel sie auch sitzen mochte, eiligst hervorgetrochen und stieg stöhnend, Schimpf- und Klageworte vor sich herplappernd, die schmalen Treppen hinauf.

Wie aber in dem dritten Stockwerke Herr Bulemann, so hatte in den unteren Zimmern Frau Anken ihre ebenfalls

nicht ganz rechtlich erworbenen Schätze aufgespeichert. — Schon in dem ersten Jahre ihres Zusammenlebens war sie von einer Art kindischer Angst befallen worden, ihr Herr könne einmal die Verausgabung des Wirthschaftsgeldes selbst übernehmen, und sie werde dann bei dem Geize desselben noch auf ihre alten Tage Noth zu leiden haben. Um dieses abzuwenden, hatte sie ihm vorgelogen, der Weizen sei aufgeschlagen, und demnächst die entsprechende Mehrsumme für den Brothbedarf gefordert. Der Supercargo, der eben seine Lebensrechnung begonnen, hatte scheltend seine Papiere zerrissen und darauf seine Rechnung von vorn wieder aufgestellt und den Wochenrationen die verlangte Summe zugesetzt. — Frau Anken aber, nachdem sie ihren Zweck erreicht, hatte zur Schonung ihres Gewissens und des Sprichwortes gedenkend: „Geschleckt ist nicht gestohlen“, nun nicht die überschüssig empfangenen Schillinge, sondern regelmäßig nur die dafür gekauften Weizenbrötchen unterschlagen, mit denen sie, da Herr Bulemann niemals die unteren Zimmer betrat, nach und nach die ihres kostbaren Inhalts beraubten großen Nußbaumchränke anfüllte.

So mochten etwa zehn Jahre verflossen sein. Herr Bulemann wurde immer hagerer und grauer, sein gelbgeblümter Schlafrock immer fadenscheiniger. Dabei vergingen oft Tage, ohne daß er den Mund zum Sprechen geöffnet hätte; denn er sah keine lebenden Wesen als die beiden Katzen und seine alte halb kindische Haushälterin. Nur mitunter, wenn er hörte, daß unten die Nachbarskinder auf den Brellsteinen vor seinem Hause ritten, steckte er den Kopf ein wenig aus dem Fenster und schalt mit seiner scharfen Stimme in die Gasse hinab. — „Der Seelenverkäufer, der Seelenverkäufer!“ schrienen dann die Kinder und stoben aus einander. Herr Bulemann aber fluchte und schimpfte noch ingrimmiger, bis er endlich schmetternd das Fenster zuschlug und drinnen Graps und Schnores seinen Zorn entgelten ließ.

Um jede Verbindung mit der Nachbarschaft auszuschließen, mußte Frau Anken schon seit geraumer Zeit ihre Wirthschaftseinkäufe in entlegenen Straßen machen. Sie durfte jedoch erst mit dem Eintritt der Dunkelheit ausgehen und mußte dann die Hausthür hinter sich verschließen.

Es mochte acht Tage vor Weihnachten sein, als die Alte wiederum eines Abends zu solchem Zwecke das Haus verlassen hatte. Trotz ihrer sonstigen Sorgfalt mußte sie sich indessen diesmal einer Vergessenheit schuldig gemacht haben. Denn als Herr Bulemann eben mit dem Schwefelholz sein Talglicht angezündet hatte, hörte er zu seiner Verwunderung es draußen auf den Stiegen poltern, und als er mit vorgehaltenem Lichte auf den Flur hinaustrat, sah er seine Halbschwester mit einem bleichen Knaben vor sich stehen.

„Wie seid ihr ins Haus gekommen?“ herrschte er sie an, nachdem er sie einen Augenblick erstaunt und ingrimmig angestarrt hatte.

„Die Thür war offen unten,“ sagte die Frau schüchtern.

Er murmelte einen Fluch auf seine Wirthschafterin zwischen den Zähnen. „Was willst du?“ fragte er dann.

„Sei doch nicht so hart, Bruder,“ bat die Frau, „ich habe sonst nicht den Muth zu dir zu sprechen.“

„Ich wüßte nicht, was du mit mir zu sprechen hättest; du hast dein Theil bekommen; wir sind fertig mit einander.“

Die Schwester stand schweigend vor ihm und suchte vergebens nach dem rechten Worte. — Drinnen wurde wiederholt ein Kraxen an der Stubenthür vernehmbar. Als Herr Bulemann zurückgelangt und die Thür geöffnet hatte, sprangen die beiden großen Katzen auf den Flur hinaus und strichen spinnend an dem blassen Knaben herum, der sich furchtsam vor ihnen an die Wand zurückzog. Ihr Herr betrachtete ungeduldig die noch immer schweigend vor ihm stehende Frau. „Nun, wird's bald?“ fragte er.

„Ich wollte dich um etwas bitten, Daniel,“ hub sie

endlich an. „Dein Vater hat ein paar Jahre vor seinem Tode, da ich in bitterster Noth war, ein silbern Becherlein von mir in Pfand genommen.“

„Mein Vater von dir?“ fragte Herr Bulemann.

„Ja, Daniel, dein Vater; der Mann von unser Beider Mutter. Hier ist der Pfandschein; er hat mir nicht zu viel darauf gegeben.“

„Weiter!“ sagte Herr Bulemann, der mit raschem Blicke die leeren Hände seiner Schwester gemustert hatte.

„Vor einiger Zeit,“ fuhr sie zaghaft fort, träumte mir, ich gehe mit meinem kranken Kinde auf dem Kirchhofe. Als wir an das Grab unserer Mutter kamen, saß sie auf ihrem Grabsteine unter einem Busch voll blühender weißer Rosen. Sie hatte jenen kleinen Becher in der Hand, den ich einst als Kind von ihr geschenkt erhalten; als wir aber näher gekommen waren, setzte sie ihn an die Lippen; und indem sie dem Knaben lächelnd zunicke, hörte ich sie deutlich sagen: ‚Zur Gesundheit!‘ — Es war ihre sanfte Stimme, Daniel, wie im Leben; und diesen Traum habe ich drei Nächte nach einander geträumt.“

„Was soll das?“ fragte Herr Bulemann.

„Gieb mir den Becher zurück, Bruder! Das Christfest ist nahe; leg ihn dem kranken Kinde auf seinen leeren Weihnachtsteller!“

Der hagere Mann in seinem gelbgeblühten Schlafrocke stand regungslos vor ihr und betrachtete sie mit seinen grellen runden Augen. „Hast du das Geld bei dir?“ fragte er. „Mit Träumen löst man keine Pfänder ein.“

„O, Daniel!“ rief sie, „glaub unserer Mutter! Er wird gesund, wenn er aus dem kleinen Becher trinkt. Sei barmherzig; er ist ja doch von deinem Blute!“

Sie hatte die Hände nach ihm ausgestreckt; aber er trat einen Schritt zurück. „Bleib mir vom Leibe,“ sagte er. Dann rief er nach seinen Knaben. „Graps, alte Bestie!

Schnores, mein Söhnchen!“ Und der große gelbe Kater sprang mit einem Satz auf den Arm seines Herrn und klauete mit seinen Krallen in der bunten Zipfelmütze, während das schwarze Thier mauzend an seinen Knien hinaufstrebte.

Der kranke Knabe war näher geschlichen. „Mutter,“ sagte er, indem er sie heftig an dem Kleide zupfte, „ist das der böse Ohm, der seine schwarzen Kinder verkauft hat?“

Aber in demselben Augenblicke hatte auch Herr Bulemann die Katze herabgeworfen und den Arm des ausschreienden Knaben ergriffen. „Verfluchte Bettelbrut,“ rief er, „pfeiffst du auch das tolle Lied!“

„Bruder, Bruder!“ jammerte die Frau. — Doch schon lag der Knabe wimmernd drunten auf dem Treppenabsatz. Die Mutter sprang ihm nach und nahm ihn sanft auf ihren Arm; dann aber richtete sie sich hoch auf, und den blutenden Kopf des Kindes an ihrer Brust, erhob sie die geballte Faust gegen ihren Bruder, der zwischen seinen spinnenden Katzen droben am Treppengeländer stand: „Berruchter, böser Mann!“ rief sie. „Mögest du verkommen bei deinen Bestien!“

„Fluche, so viel du Lust hat!“ erwiderte der Bruder; „aber mach, daß du aus dem Hause kommst.“

Dann, während das Weib mit dem weinenden Knaben die dunklen Treppen hinabstieg, lockte er seine Katzen und klappte die Stubenthür hinter sich zu. — Er bedachte nicht, daß die Flüche der Armen gefährlich sind, wenn die Hartherzigkeit der Reichen sie hervorgerufen hat.

* * *

Einige Tage später trat Frau Anken, wie gewöhnlich, mit dem Mittagessen in die Stube ihres Herrn. Aber sie kniff heute noch mehr als sonst mit den dünnen Lippen, und

ihre kleinen blauen Augen leuchteten vor Vergnügen. Denn sie hatte die harten Worte nicht vergessen, die sie wegen ihrer Nachlässigkeit an jenem Abende hatte hinnehmen müssen, und sie dachte sie ihm jetzt mit Zinsen wieder heimzuzahlen.

„Habt Ihr's denn auf St. Magdalenen läuten hören?“ fragte sie.

„Nein,“ erwiderte Herr Bulemann kurz, der über seinen Zahlentafeln saß.

„Wißt Ihr denn wohl, wofür es geläutet hat?“ fragte die Alte weiter.

„Dummes Geschwätz! Ich höre nicht nach dem Gehimmel.“

„Es war aber doch für Euern Schwesterjohn!“

Herr Bulemann legte die Feder hin. „Was schwatzest du, Alte?“

„Ich sage,“ erwiderte sie, „daß sie soeben den kleinen Christoph begraben haben.“

Herr Bulemann schrieb schon wieder weiter. „Warum erzählst du mir das? Was geht mich der Junge an?“

„Nun, ich dachte nur; man erzählt ja wohl, was Neues in der Stadt passirt.“ — —

Als sie gegangen war, legte aber doch Herr Bulemann die Feder wieder fort und schritt, die Hände auf dem Rücken, eine lange Zeit in seinem Zimmer auf und ab. Wenn unten auf der Gasse ein Geräusch entstand, trat er hastig ans Fenster, als erwarte er schon den Stadtdiener eintreten zu sehen, der ihn wegen der Mißhandlung des Knaben vor den Rath citiren solle. Der schwarze Graps, der mauzend seinen Antheil an der aufgetragenen Speise verlangte, erhielt einen Fußtritt, daß er schreiend in die Ecke flog. Aber, war es nun der Hunger, oder hatte sich unversehens die sonst so unterwürfige Natur des Thieres verändert, er wandte sich gegen seinen Herrn und fuhr fauchend und prustend auf ihn los. Herr Bulemann gab ihm einen zweiten Fuß-

tritt. „Freßt,“ sagte er. „Ihr braucht nicht auf mich zu warten.“

Mit einem Satz waren die beiden Katzen an der vollen Schüssel, die er ihnen auf den Fußboden gesetzt hatte.

Dann aber geschah etwas Seltsames.

Als der gelbe Schnores, der zuerst seine Mahlzeit beendet hatte, nun in der Mitte des Zimmers stand, sich reckte und buckelte, blieb Herr Bulemann plötzlich vor ihm stehen; dann ging er um das Thier herum und betrachtete es von allen Seiten. „Schnores, alter Hallunke, was ist denn das?“ sagte er, den Kopf des Katers frauend. „Du bist ja noch gewachsen in deinen alten Tagen!“ — In diesem Augenblicke war auch die andere Katze hinzugesprungen. Sie sträubte ihren glänzenden Pelz und stand dann hoch auf ihren schwarzen Beinen. Herr Bulemann schob sich die bunte Zipselmütze aus der Stirn. „Auch der!“ murmelte er. „Seltsam, es muß in der Sorte liegen.“

Es war indeß dämmerig geworden, und da Niemand kam und ihn beunruhigte, so setzte er sich zu den Schüsseln, die auf dem Tische standen. Endlich begann er sogar seine großen Katzen, die neben ihm auf dem Canapee saßen, mit einem gewissen Behagen zu beschauen. „Ein paar stattliche Burschen seid ihr!“ sagte er, ihnen zunickeend. „Nun soll euch das alte Weib unten auch die Ratten nicht mehr vergiften!“ — Als er aber Abends nebenan in seine Schlafkammer ging, ließ er sie nicht, wie sonst, zu sich herein; und als er sie Nachts mit den Pfoten gegen die Kammerthür fallen und mauzend daran herunterrutschen hörte, zog er sich das Deckbett über beide Ohren und dachte: „Mauzt nur zu, ich habe eure Krallen gesehen.“ —

Dann kam der andere Tag, und als es Mittag geworden, geschah dasselbe, was Tags zuvor geschehen war. Von der geleerten Schüssel sprangen die Katzen mit einem schweren Satz mitten ins Zimmer hinein, reckten und streckten sich;

und als Herr Bulemann, der schon wieder über seinen Zahlentafeln saß, einen Blick zu ihnen hinübertwarf, stieß er entsetzt seinen Drehstuhl zurück und blieb mit ausgerecktem Halse stehen. Dort mit leisem Winseln, als wenn ihnen ein Widriges angethan würde, standen Graps und Schnores zitternd mit geringelten Schwänzen, das Haar gestäubt; er sah es deutlich, sie dehnten sich, sie wurden groß und größer.

Noch einen Augenblick stand er, die Hände an den Tisch geklammert; dann plötzlich schritt er an den Thieren vorbei und riß die Stubenthür auf. „Frau Anken, Frau Anken!“ rief er, und da sie nicht gleich zu hören schien, that er einen Pfiff auf seinen Fingern, und bald schlurrte auch die Alte unten aus dem Hinterhause hervor und keuchte eine Treppe nach der andern herauf.

„Sehe Sie sich einmal die Katzen an!“ rief er, als sie ins Zimmer getreten war.

„Die hab ich schon oft gesehen, Herr Bulemann.“

„Sieht Sie daran denn nichts?“

„Daß ich nicht wüßte, Herr Bulemann!“ erwiderte sie, mit ihren blöden Augen um sich blinzeln.

„Was sind denn das für Thiere? Das sind ja gar keine Katzen mehr!“ — Er packte die Alte an den Armen und rannte sie gegen die Wand. „Kothhängige Hexe!“ schrie er, „bekenne, was hast du meinen Katzen eingebracht!“

Das Weib klammerte ihre knöchernen Hände in einander und begann unverständliche Gebete herzuflappern. Aber die furchtbaren Katzen sprangen von rechts und links auf die Schultern ihres Herrn und leckten ihn mit ihren scharfen Zungen ins Gesicht. Da mußte er die Alte loslassen.

Fortwährend plappernd und hüsteln schlich sie aus dem Zimmer und kroch die Treppen hinab. Sie war wie verwirrt; sie fürchtete sich, ob mehr vor ihrem Herrn oder vor den großen Katzen, das mußte sie selber nicht. So kam sie hinten in ihre Kammer. Mit zitternden Händen holte

sie einen mit Geld gefüllten wollenen Strumpf aus ihrem Bette hervor; dann nahm sie aus einer Lade eine Anzahl alter Röcke und Lumpen und wickelte sie um ihren Schatz herum, so daß es endlich ein großes Bündel gab. Denn sie wollte fort, um jeden Preis fort; sie dachte an die arme Halbschwester ihres Herrn draußen in der Vorstadt; die war immer freundlich gegen sie gewesen, zu der wollte sie. Freilich, es war ein weiter Weg, durch viele Gassen, über viele schmale und lange Brücken, welche über dunkle Gräben und Flethen hinwegführten, und draußen dämmerte schon der Winterabend. Es trieb sie dennoch fort. Ohne an ihre Tausende von Weizenbrötchen zu denken, die sie in kindischer Fürsorge in den großen Nußbaumschränken aufgehäuft hatte, trat sie mit ihrem schweren Bündel auf dem Nacken aus dem Hause. Sorgfältig mit dem großen krausen Schlüssel verschloß sie die schwere eichene Thür, steckte ihn in ihre Ledertasche und ging dann keuchend in die finstere Stadt hinaus. — —

Frau Anken ist niemals wiedergekommen, und die Thür von Bulemanns Haus ist niemals wieder aufgeschlossen worden.

Noch an demselben Tage aber, da sie fortgegangen, hat ein junger Taugenichts, der den Knecht Ruprecht spielend in den Häusern umher lief, mit Lachen seinen Kameraden erzählt, da er in seinem rauhen Pelze über die Crescentiusbrücke gegangen sei, habe er ein altes Weib dermaßen erschreckt, daß sie mit ihrem Bündel wie toll in das schwarze Wasser hinabgesprungen sei. — Auch ist in der Frühe des andern Tages in der äußersten Vorstadt die Leiche eines alten Weibes, welche an einem großen Bündel festgebunden war, von den Wächtern aufgefischt und bald darauf, da Niemand sie gefannt hat, auf dem Armenviertel des dortigen Kirchhofs in einem platten Sarge eingegraben worden.

* * *

Dieser andere Morgen war der Morgen des Weihnacht=abends. — Herr Bulemann hatte eine schlechte Nacht gehabt; das Kraxen und Arbeiten der Thiere gegen seine Kammerthür hatte ihm diesmal keine Ruhe gelassen; erst gegen die Morgendämmerung war er in einen langen, bleiernem Schlaf gefallen. Als er endlich seinen Kopf mit der Zupfelmütze in das Wohnzimmer hineinsteckte, sah er die beiden Katzen laut schnurrend mit unruhigen Schritten um einander hergehen. Es war schon nach Mittag; die Wanduhr zeigte auf eins. „Sie werden Hunger haben, die Bestien,“ murmelte er. Dann öffnete er die Thür nach dem Flur und piff nach der Alten. Zugleich aber drängten die Katzen sich hinaus und rannten die Treppe hinab, und bald hörte er von unten aus der Küche herauf Springen und Tellergeklapper. Sie mußten auf den Schrank gesprungen sein, auf den Frau Anken die Speisen für den andern Tag zurückzusetzen pflegte.

Herr Bulemann stand oben an der Treppe und rief laut und scheltend nach der Alten; aber nur das Schweigen antwortete ihm oder von unten herauf aus den Winkeln des alten Hauses ein schwacher Wiederhall. Schon schlug er die Schöße seines geblühten Schlafrocks über einander und wollte selbst hinabsteigen, da polterte es drunten auf den Stiegen, und die beiden Katzen kamen wieder heraufgerannt. Aber das waren keine Katzen mehr; das waren zwei furchtbare, namenlose Raubthiere. Die stellten sich gegen ihn, sahen ihn mit ihren glimmenden Augen an und stießen ein heiseres Geheul aus. Er wollte an ihnen vorbei, aber ein Schlag mit der Tazze, der ihm einen Felsen aus dem Schlafrock riß, trieb ihn zurück. Er lief ins Zimmer; er wollte ein Fenster aufreißen, um die Menschen auf der Gasse anzurufen; aber die Katzen sprangen hinterdrein und kamen ihm zuvor. Grimmig schnurrend, mit erhobenem Schweif, wanderten sie vor den Fenstern auf und

ab. Herr Bulemann rannte auf den Flur hinaus und warf die Zimmerthür hinter sich zu; aber die Katzen schlugen mit der Tazze auf die Klinke und standen schon vor ihm an der Treppe. — Wieder floh er ins Zimmer zurück, und wieder waren die Katzen da.

* *

*

Schon verschwand der Tag, und die Dunkelheit kroch in alle Ecken. Tief unten von der Gasse herauf hörte er Gesang; Knaben und Mädchen zogen von Haus zu Haus und sangen Weihnachtslieder. Sie gingen in alle Thüren; er stand und horchte. Kam denn Niemand in seine Thür? — — Aber er wußte es ja, er hatte sie selber alle fortgetrieben; es klopfte Niemand, es rüttelte Niemand an der verschlossenen Hausthür. Sie zogen vorüber; und allmählich ward es still, todtenstill auf der Gasse. Und wieder suchte er zu entinnen; er wollte Gewalt anwenden; er rang mit den Thieren, er ließ sich Gesicht und Hände blutig reißen. Dann wieder wandte er sich zur List; er rief sie mit den alten Schmeichelnamen, er strich ihnen die Funken aus dem Pelz und wagte es sogar, ihren flachen Kopf mit den großen weißen Zähnen zu krauen. Sie warfen sich auch vor ihm hin und wälzten sich schnurrend zu seinen Füßen; aber wenn er den rechten Augenblick gekommen glaubte und aus der Thür schlüpfte, so sprangen sie auf und standen, ihr heiseres Geheul ausstoßend, vor ihm. — So verging die Nacht, so kam der Tag, und noch immer rannte er zwischen der Treppe und den Fenstern seines Zimmers hin und wieder, die Hände ringend, keuchend, das graue Haar zerzaust.

Und noch zwei Mal wechselten Tag und Nacht; da endlich warf er sich gänzlich erschöpft, an allen Gliedern zuckend, auf das Canapee. Die Katzen setzten sich ihm

gegenüber und blinzelten ihn schläfrig aus halbgeschlossenen Augen an. Allmählich wurde das Arbeiten seines Leibes weniger und endlich hörte es ganz auf. Eine fahle Blässe überzog unter den Stoppeln des grauen Bartes sein Gesicht; noch einmal aufseufzend, streckte er die Arme und spreizte die langen Finger über die Kniee; dann regte er sich nicht mehr.

* * *

Unten in den öden Räumen war es indessen nicht ruhig gewesen. Draußen an der Thür des Hinterhauses, die auf den engen Hof hinausführt, geschah ein emsiges Ragen und Fressen. Endlich entstand über der Schwelle eine Öffnung, die größer und größer wurde; ein grauer Mauskopf drängte sich hindurch, dann noch einer, und bald huschte eine ganze Schar von Mäusen über den Flur und die Treppe hinauf in den ersten Stock. Hier begann das Arbeiten aufs Neue an der Zimmerthür, und als diese durchnagt war, kamen die großen Schränke daran, in denen Frau Ankens hinterlassene Schätze aufgespeichert lagen. Da war ein Leben wie im Schlaraffenland; wer durch wollte, mußte sich durchfressen. Und das Geziefer füllte sich den Wanst; und wenn es mit dem Fressen nicht mehr fort wollte, rollte es die Schwänze auf und hielt sein Schläfchen in den hohlfressenen Weizenbrötchen. Nachts kamen sie hervor, huschten über die Dielen oder saßen, ihre Pfötchen leckend, vor dem Fenster und schauten, wenn der Mond schien, mit ihren kleinen blanken Augen in die Gasse hinab.

Aber diese behagliche Wirthschaft sollte bald ihr Ende erreichen. In der dritten Nacht, als eben droben Herr Bulemann seine Augen zugethan hatte, polterte es draußen auf den Stiegen. Die großen Ragen kamen herabgesprungen, öffneten mit einem Schlage ihrer Taze die Thür des Zimmers und begannen ihre Jagd. Da hatte alle Herrlichkeit

ein Ende. Quietschend und pfeifend rannten die fetten Mäuse umher und strebten rathlos an den Wänden hinauf. Es war vergebens; sie verstummten eine nach der andern zwischen den zermalmenden Zähnen der beiden Raubthiere.

Dann wurde es still, und bald war in dem ganzen Hause nichts vernehmbar als das leise Spinnen der großen Katzen, die mit ausgestreckten Tazzen droben vor dem Zimmer ihres Herrn lagen und sich das Blut aus den Wärten leckten.

Unten in der Hausthür verrostete das Schloß, den Messingklopfer überzog der Grünspan, und zwischen den Treppensteinen begann das Gras zu wachsen.

*
*
*

Draußen aber ging die Welt unbekümmert ihren Gang. — Als der Sommer gekommen war, stand auf dem St. Magdalenenkirchhof auf dem Grabe des kleinen Christoph ein blühender weißer Rosenbusch; und bald lag auch ein kleiner Denkstein unter demselben. Den Rosenbusch hatte seine Mutter ihm gepflanzt; den Stein freilich hatte sie nicht beschaffen können. Aber Christoph hatte einen Freund gehabt; es war ein junger Musikus, der Sohn eines Trödlers, der in dem Hause ihnen gegenüber wohnte. Zuerst hatte er sich unter sein Fenster geschlichen, wenn der Musikus drinnen am Clavier saß; später hatte dieser ihn zuweilen in die Magdalenenkirche genommen, wo er sich Nachmittags im Orgelspiel zu üben pflegte. — Da saß denn der blasse Knabe auf einem Schemelchen zu seinen Füßen, lehnte lauschend den Kopf an die Orgelbank und sah, wie die Sonnenlichter durch die Kirchenfenster spielten. Wenn der junge Musikus dann, von der Verarbeitung seines Themas fortgerissen, die tiefen mächtigen Register durch die Gewölbe brausen ließ, oder wenn er mitunter den Tremu-

lantem zog und die Töne wie zitternd vor der Majestät Gottes dahinflutheten, so konnte es wohl geschehen, daß der Knabe in stilles Schluchzen ausbrach und sein Freund ihn nur schwer zu beruhigen vermochte. Einmal auch sagte er bittend: „Es thut mir weh, Leberecht; spiele nicht so laut!“

Der Orgelspieler schob auch sogleich die großen Register wieder ein und nahm die Flöten- und andere sanfte Stimmen; und süß und ergreifend schwoh das Lieblingslied des Knaben durch die stille Kirche: „Befiehl du deine Wege.“ — Leise mit seiner kränklichen Stimme hub er an mitzusingen. „Ich will auch spielen lernen,“ sagte er, als die Orgel schwieg; „willst du mich es lehren, Leberecht?“

Der junge Musikus ließ seine Hand auf den Kopf des Knaben fallen, und ihm das gelbe Haar streichelnd, erwiderte er: „Werde nur erst recht gesund, Christoph; dann will ich dich es gern lehren.“

Aber Christoph war nicht gesund geworden. — Seinem kleinen Sarge folgte neben der Mutter auch der junge Orgelspieler. Sie sprachen hier zum ersten Mal zusammen; und die Mutter erzählte ihm jenen dreimal geträumten Traum von dem kleinen silbernen Erbbecher.

„Den Becher,“ sagte Leberecht, „hätte ich Euch geben können; mein Vater, der ihn vor Jahren mit vielen andern Dingen von Euerm Bruder erhandelte, hat mir das zierliche Stück einmal als Weihnachtsgeschenk gegeben.“

Die Frau brach in die bittersten Klagen aus. „Ach,“ rief sie immer wieder, „er wäre ja gewiß gesund geworden!“

Der junge Mann ging eine Weile schweigend neben ihr her. „Den Becher soll unser Christoph dennoch haben,“ sagte er endlich.

Und so geschah es. Nach einigen Tagen hatte er den Becher an einen Sammler solcher Pretiosen um einen guten Preis verhandelt; von dem Gelde aber ließ er den Denk-

stein für das Grab des kleinen Christoph machen. Er ließ eine Marmortafel darin einlegen, auf welcher das Bild des Bechers ausgemeißelt wurde. Darunter standen die Worte eingegraben: „Zur Gesundheit!“ —

Noch viele Jahre hindurch, mochte der Schnee auf dem Grabe liegen oder mochte in der Juni-sonne der Busch mit Rosen überschüttet sein, kam oft eine blasser Frau und las andächtig und sinnend die beiden Worte auf dem Grabstein. — Dann eines Sommers ist sie nicht mehr gekommen; aber die Welt ging unbekümmert ihren Gang.

Nur noch einmal, nach vielen Jahren, hat ein sehr alter Mann das Grab besucht, er hat sich den kleinen Denkstein angesehen und eine weiße Rose von dem alten Rosenbusch gebrochen. Das ist der emirirte Organist von St. Magdalenen gewesen.

* *

* *

Aber wir müssen das friedliche Kindergrab verlassen und, wenn der Bericht zu Ende geführt werden soll, drüben in der Stadt noch einen Blick in das alte Erkerhaus der Düsternstraße werfen. — Noch immer stand es schweigend und verschlossen. Während draußen das Leben unablässig daran vorüberfluthete, wucherte drinnen in den eingeschlossenen Räumen der Schwamm aus den Dielenritzen, löste sich der Gips an den Decken und stürzte herab, in einsamen Nächten ein unheimliches Echo über Flur und Stiege jagend. Die Kinder, welche an jenem Christabend auf der Straße gefangen hatten, wohnten jetzt als alte Leute in den Häusern, oder sie hatten ihr Leben schon abgethan und waren gestorben; die Menschen, die jetzt auf der Gasse gingen, trugen andere Gewänder, und draußen auf dem Vorstadtkirchhof war der schwarze Nummerpfahl auf Frau Ankens namenlosem Grabe schon längst verfault. Da schien

eines Nachts wieder einmal, wie schon so oft, über das Nachbarhaus hinweg der Vollmond in das Erkerfenster des dritten Stockwerks und malte mit seinem bläulichen Lichte die kleinen runden Scheiben auf den Fußboden. Das Zimmer war leer; nur auf dem Canapee zusammengekauert saß eine kleine Gestalt von der Größe eines jährigen Kindes, aber das Gesicht war alt und härtig und die magere Nase unverhältnißmäßig groß; auch trug sie eine weit über die Ohren fallende Zipfelmütze und einen langen, augenscheinlich für einen ausgewachsenen Mann bestimmten Schlafrock, auf dessen Schoß sie die Füße heraufgezogen hatte.

Diese Gestalt war Herr Bulemann. — Der Hunger hatte ihn nicht getödtet, aber durch den Mangel an Nahrung war sein Leib verdorrt und eingeschwunden, und so war er im Laufe der Jahre kleiner und kleiner geworden. Mitunter in Vollmondnächten, wie diese, war er erwacht und hatte, wenn auch mit immer schwächerer Kraft, seinen Wächtern zu entrinnen gesucht. War er von den vergeblichen Anstrengungen erschöpft auf dem Canapee gesunken oder zuletzt hinaufgekrochen, und hatte dann der bleierne Schlaf ihn wieder befallen, so streckten Graps und Schnores sich draußen vor der Treppe hin, peitschten mit ihrem Schweif den Boden und horchten, ob Frau Ankens Schätze neue Wanderzüge von Mäusen in das Haus gelockt hätten.

Heute war es anders; die Katzen waren weder im Zimmer noch draußen auf dem Flur. Als das durch das Fenster fallende Mondlicht über den Fußboden weg und allmählich an der kleinen Gestalt hinaufrückte, begann sie sich zu regen; die großen runden Augen öffneten sich, und Herr Bulemann starrte in das leere Zimmer hinaus. Nach einer Weile rutschte er, die langen Ärmel mühsam zurückschlagend, von dem Canapee herab und schritt langsam der Thür zu, während die breite Schleppe des Schlafrocks hinter ihm hersegte. Auf den Fußspitzen nach der Klinke greifend, gelang

es ihm, die Stubenthür zu öffnen und draußen bis an das Geländer der Treppe vorzuschreiten. Eine Weile blieb er feuchend stehen; dann streckte er den Kopf vor und mühte sich zu rufen: „Frau Anken, Frau Anken!“ Aber seine Stimme war nur wie das Wispern eines kranken Kindes. „Frau Anken, mich hungert; so höre Sie doch!“

Alles blieb still; nur die Mäuse quiekten jetzt heftig in den unteren Zimmern.

Da wurde er zornig. „Hexe, verfluchte, was pfeift Sie denn?“ Und ein Schwall unverständlich geflüsterter Schimpfworte sprudelte aus seinem Munde, bis ein Stichhusten ihn befiel und seine Zunge lähmte.

Draußen, unten an der Hausthür, wurde der schwere Messingklopper angeschlagen, daß der Hall bis in die Spitze des Hauses hinaufdrang. Es mochte jener nächtliche Geselle sein, von dem im Anfang dieser Geschichte die Rede gewesen ist.

Herr Bulemann hatte sich wieder erholt. „So öffne Sie doch!“ wisperte er; „es ist der Knabe, der Christoph; er will den Becher holen.“

Plötzlich wurden von unten herauf zwischen dem Pfeifen der Mäuse die Sprünge und das Knurren der beiden großen Katzen vernehmbar. Er schien sich zu besinnen; zum ersten Mal bei seinem Erwachen hatten sie das oberste Stockwerk verlassen und ließen ihn gewähren. — Hastig, den langen Schlafrock nach sich schleppend, stapfte er in das Zimmer zurück.

Draußen aus der Tiefe der Gasse hörte er den Wächter rufen. „Ein Mensch, ein Mensch!“ murmelte er; „die Nacht ist so lang, so viel Mal bin ich aufgewacht, und noch immer scheint der Mond.“

Er kletterte auf den Polsterstuhl, der in dem Erkerfenster stand. Emsig arbeitete er mit den kleinen dürren Händen an dem Fensterhaken; denn drunten auf der mondhellen Gasse

hatte er den Wächter stehen sehen. Aber die Haspen waren festgerostet; er mühte sich vergebens, sie zu öffnen. Da sah er den Mann, der eine Weile hinaufgestarrt hatte, in den Schatten der Häuser zurücktreten.

Ein schwacher Schrei brach aus seinem Munde; zitternd mit geballten Fäusten schlug er gegen die Fensterscheiben; aber seine Kraft reichte nicht aus, sie zu zertrümmern. Nun begann er Bitten und Versprechungen durch einander zu wispern; allmählich, während die Gestalt des unten gehenden Mannes sich immer mehr entfernte, wurde sein Flüstern zu einem erstickten heisern Gefrächze; er wollte seine Schätze mit ihm theilen, wenn er nur hören wollte; er sollte Alles haben, er selber wollte nichts, gar nichts für sich behalten; nur den Becher, der sei das Eigenthum des kleinen Christoph.

Aber der Mann ging unten unbefümmert seinen Gang, und bald war er in einer Nebengasse verschwunden. — Von allen Worten, die Herr Bulemann in jener Nacht gesprochen, ist keines von einer Menschenseele gehört worden.

Endlich nach aller vergeblichen Anstrengung kauerte sich die kleine Gestalt auf dem Polsterstuhl zusammen, rückte die Zipfelmütze zurecht und schaute, unverständliche Worte murmelnd, in den leeren Nachthimmel hinauf.

So sitzt er noch jetzt und erwartet die Barmherzigkeit Gottes.

Im Saal.





Am Nachmittag war Kindtaufe gewesen; nun war es gegen Abend. Die Eltern des Täuflings saßen mit den Gästen in geräumigen Saal, unter ihnen die Großmutter des Mannes; die Andern waren ebenfalls nahe Verwandte, junge und alte, die Großmutter aber war ein ganzes Geschlecht älter als die ältesten von diesen. Das Kind war nach ihr „Barbara“ getauft worden; doch hatte es auch noch einen schöneren Namen erhalten, denn Barbara allein klang doch gar zu altfränkisch für das hübsche kleine Kind. Dennoch sollte es mit diesem Namen gerufen werden; so wollten es beide Eltern, wie viel auch die Freunde dagegen einzuwenden hatten. Die alte Großmutter aber erfuhr nichts davon, daß die Brauchbarkeit ihres langbewährten Namens in Zweifel gezogen war.

Der Prediger hatte nicht lange nach Verrichtung seines Amtes den Familienkreis sich selbst überlassen; nun wurden alte, liebe, oft erzählte Geschichten hervorgeholt und nicht zum letzten Male wieder erzählt. Sie kannten sich Alle; die Alten hatten die Jungen aufwachsen, die Ältesten die Alten grau werden sehen; von Allen wurden die anmuthigsten und spaßhaftesten Kindergeschichten erzählt; wo kein Anderer sie wußte, da erzählte die Großmutter. Von ihr allein konnte Niemand erzählen; ihre Kinderjahre lagen

hinter der Geburt aller Andern; die außer ihr selbst etwas davon wissen konnten, hätten weit über jedes Menschenalter hinaus sein müssen. — Unter solchen Gesprächen war es abendlich geworden. Der Saal lag gegen Westen, ein rother Schimmer fiel durch die Fenster noch auf die Gipsrosen an den weißen, mit Stuckaturarbeit gezierten Wänden; dann verschwand auch der. Aus der Ferne konnte man ein dumpfes eintöniges Rauschen in der jetzt eingetretenen Stille vernehmen. Einige der Gäste horchten auf.

„Das ist das Meer,“ sagte die junge Frau.

„Ja,“ sagte die Großmutter, „ich habe es oft gehört; es ist schon lange so gewesen.“

Dann sprach wieder Niemand; draußen vor den Fenstern in dem schmalen Steinhof stand eine große Linde, und man hörte, wie die Sperlinge unter den Blättern zur Ruhe gingen. Der Hauswirth hatte die Hand seiner Frau gefaßt, die still an seiner Seite saß, und heftete die Augen an die krause alterthümliche Gipsdecke.

„Was hast du?“ fragte ihn die Großmutter.

„Die Decke ist gerissen,“ sagte er, „die Simse sind auch gesunken. Der Saal wird alt, Großmutter, wir müssen ihn umbauen.“

„Der Saal ist noch nicht so alt,“ erwiderte sie, „ich weiß noch wohl, als er gebaut wurde.“

„Gebaut? Was war denn früher hier?“

„Früher?“ wiederholte die Großmutter; dann verstummte sie eine Weile und saß da wie ein lebloses Bild; ihre Augen sahen rückwärts in eine vergangene Zeit, ihre Gedanken waren bei den Schatten der Dinge, deren Wesen lange dahin war. Dann sagte sie: „Es ist achtzig Jahre her; dein Großvater und ich, wir haben es uns oft nachher erzählt — die Saalthür führte dazumal nicht in einen Hausraum, sondern aus dem Hause hinaus in einen kleinen Ziergarten; es ist aber nicht mehr dieselbe Thür, die alte

hatte Glasscheiben, und man sah dadurch gerade in den Garten hinunter, wenn man zur Hausthür hereintrat. Der Garten lag drei Stufen tiefer, die Treppe war an beiden Seiten mit buntem chinesischem Geländer versehen. Zwischen zwei von niedrigem Buch eingefaßten Rabatten führte ein breiter, mit weißen Muscheln ausgestreuter Steig nach einer Lindenlaube, davor zwischen zweien Kirschbäumen hing eine Schaukel; zu beiden Seiten der Laube an der hohen Gartenmauer standen sorgfältig aufgebundene Aprikosenbäume. Hier konnte man Sommers in der Mittagsstunde deinen Urgroßvater regelmäßig auf- und abgehen sehen, die Murikeln und holländischen Tulpen auf den Rabatten auspußend oder mit Bast an weiße Stäbchen bindend. Er war ein strenger, accurater Mann mit militärischer Haltung, und seine schwarzen Augenbrauen gaben ihm bei den weißgepuderten Haaren ein vornehmes Ansehen.

„So war es einmal an einem Augustnachmittage, als dein Großvater die kleine Gartentreppe herab kam; aber dazumalen war er noch weit vom Großvater entfernt. — Ich sehe es noch vor meinen alten Augen, wie er mit schlankem Tritt auf deinen Urgroßvater zuing. Dann nahm er ein Schreiben aus einer sauber gestickten Briestafche und überreichte es mit einer anmuthigen Verbeugung. Er war ein feiner junger Mensch mit sanften freundlichen Augen, und der schwarze Haarbeutel stach angenehm bei den lebhaften Wangen und dem perlgrauen Tuchrocke ab. — Als dein Urgroßvater das Schreiben gelesen hatte, nickte er und schüttelte deinem Großvater die Hand. Er mußte ihm schon gut sein; denn er that selten dergleichen. Dann wurde er ins Haus gerufen, und dein Großvater ging in den Garten hinab.

„In der Schaukel vor der Laube saß ein achtjähriges Mädchen; sie hatte ein Bilderbuch auf dem Schoß, worin sie eifrig las; die klaren goldnen Locken hingen ihr über das heiße Gesichtchen herab, der Sonnenschein lag brennend darauf.

„Wie heißt du?“ fragte der junge Mann.

„Sie schüttelte das Haar zurück und sagte: ‚Barbara.‘

„Nimm dich in Acht, Barbara; deine Locken schmelzen ja in der Sonne.“

„Die Kleine fuhr mit der Hand über das heiße Haar, der junge Mann lächelte, — und es war ein sehr sanftes Lächeln. — — ‚Es hat nicht Noth,‘ sagte er; ‚komm, wir wollen schaufeln.‘

„Sie sprang heraus: ‚Wart, ich muß erst mein Buch verwahren.‘ Dann brachte sie es in die Laube. Als sie wiederkam, wollte er sie hineinheben. ‚Nein,‘ sagte sie, ‚ich kann ganz allein.‘ Dann stellte sie sich auf das Schaufelbrett und rief: ‚Mur zu!‘ — Und nun zog dein Großvater, daß ihm der Haarbeutel bald rechts, bald links um die Schultern tanzte; die Schaufel mit dem kleinen Mädchen ging im Sonnenschein auf und nieder, die klaren Locken wehten ihr frei von den Schläfen. Und immer ging es ihr nicht hoch genug! Als aber die Schaufel rauschend in die Lindenzweige flog, fuhren die Vögel zu beiden Seiten aus den Spalieren, daß die überreifen Aprikosen auf die Erde herabrollten.

„Was war das?“ sagte er und hielt die Schaufel an.

„Sie lachte, wie er so fragen könne. ‚Das war der Tritsch,‘ sagte sie, ‚er ist sonst gar nicht so bange.‘

„Er hob sie aus der Schaufel, und sie gingen zu den Spalieren; da lagen die dunkelgelben Früchte zwischen dem Gesträuch. ‚Dein Tritsch hat dich tractirt!‘ sagte er. Sie schüttelte mit dem Kopf und legte eine schöne Aprikose in seine Hand. ‚Dich!‘ sagte sie leise.

„Nun kam dein Urgroßvater wieder in den Garten zurück. ‚Nehm Er sich in Acht,‘ sagte er lächelnd, ‚Er wird sie sonst nicht wieder los.‘ Dann sprach er von Geschäftssachen, und Beide gingen ins Haus.

„Am Abend durfte die kleine Barbara mit zu Tisch sitzen; der junge freundliche Mann hatte für sie gebeten. —

So ganz, wie sie es gewünscht hatte, kam es freilich nicht; denn der Gast saß oben an ihres Vaters Seite; sie aber war nur noch ein kleines Mädchen und mußte ganz unten bei dem allerjüngsten Schreiber sitzen. Darum war sie auch so bald mit dem Essen fertig; dann stand sie auf und schlich sich an den Stuhl ihres Vaters. Der aber sprach mit dem jungen Mann so eifrig über Conto und Disconto, daß dieser für die kleine Barbara gar keine Augen hatte. — Ja, ja, es ist achtzig Jahre her; aber die alte Großmutter denkt es noch wohl, wie die kleine Barbara damals recht sehr ungeduldig wurde und auf ihren guten Vater gar nicht zum Besten zu sprechen war. Die Uhr schlug zehn, und nun mußte sie gute Nacht sagen. Als sie zu deinem Großvater kam, fragte er sie: „Schaufeln wir morgen?“ und die kleine Barbara wurde wieder ganz vergnügt. — „Er ist ja ein alter Kindernarr, Er!“ sagte der Urgroßvater; aber eigentlich war er selbst recht unvernünftig in sein kleines Mädchen verliebt.

„Am andern Tage gegen Abend reiste dein Großvater fort.

„Dann gingen acht Jahre hin. Die kleine Barbara stand oft zur Winterzeit an der Glashür und hauchte die gefrorenen Scheiben an; dann sah sie durch das Guckloch in den beschneiten Garten hinab und dachte an den schönen Sommer, an die glänzenden Blätter und an den warmen Sonnenschein, an den Fritsch, der immer in den Spalieren nistete, und wie einmal die reifen Aprikosen zur Erde gerollt waren, und dann dachte sie an einen Sommertag und zuletzt immer nur an diesen einen Sommertag, wenn sie an den Sommer dachte. — So gingen die Jahre hin; die kleine Barbara war nun doppelt so alt und eigentlich gar nicht mehr die kleine Barbara; aber der eine Sommertag stand noch immer als ein heller Punkt in ihrer Erinnerung. — Dann war er endlich eines Tages wirklich wieder da.“

„Wer?“ fragte lächelnd der Enkel, „der Sommertag?“

„Ja,“ sagte die Großmutter, „ja, dein Großvater. Es war ein rechter Sommertag.“

„Und dann?“ fragte er wieder.

„Dann,“ sagte die Großmutter, „gab es ein Brautpaar, und die kleine Barbara wurde deine Großmutter, wie sie hier unter euch sitzt und die alten Geschichten erzählt. — So weit war's aber noch nicht. Erst gab es eine Hochzeit, und dazu ließ dein Urgroßvater den Saal bauen. Mit dem Garten und den Blumen war's nun wohl vorbei; es hatte aber nicht Noth, er bekam bald lebendige Blumen zur Unterhaltung in seinen Mittagstunden. Als der Saal fertig war, wurde die Hochzeit gehalten. Es war eine lustige Hochzeit, und die Gäste sprachen noch lange nachher davon. — Ihr, die ihr hier sitzt, und die ihr jetzt allenthalben dabei sein müßt, ihr waret freilich nicht dabei; aber eure Väter und Großväter, eure Mütter und Großmütter, und das waren auch Leute, die ein Wort mitzusprechen mußten. Es war damals freilich noch eine stille, bescheidene Zeit; wir wollten noch nicht Alles besser wissen als die Majestäten und ihre Minister; und wer seine Nase in die Politik steckte, den hießen wir einen Kannegießer, und war's ein Schuster, so ließ man die Stiefeln bei seinem Nachbar machen. Die Dienstmädchen hießen noch alle Trine und Stine, und jeder trug den Rock nach seinem Stande. Jetzt tragt ihr sogar Schnurrbärte wie Junker und Cavaliere. Was wollt ihr denn? Wollt ihr Alle mit regieren?“

„Ja, Großmutter,“ sagte der Enkel.

„Und der Adel und die hohen Herrschaften, die doch dazu geboren sind? was soll aus denen werden?“

„O — — Adel — —“ sagte die junge Mutter und sah mit stolzen liebevollen Augen zu ihrem Mann hinauf.

Der lächelte und sagte: „Streichen, Großmutter; oder wir werden alle Freiherrn, ganz Deutschland mit Mann und Maus. Sonst seh ich keinen Rath.“

Die Großmutter erwiderte nichts darauf; sie sagte nur: „Auf meiner Hochzeit wurde nichts von Staatsgeschichten geredet; die Unterhaltung ging ihren ebenen Tritt, und wir waren ebenso vergnügt dabei als ihr in euren neumodischen Gesellschaften. Bei Tische wurden spaßhafte Räthsel aufgegeben und Leberreime gemacht, beim Dessert wurde gesungen, ‚Gesundheit, Herr Nachbar, das Gläschen ist leer‘ und alle die andern hübschen Lieder, die nun vergessen sind; dein Großvater mit seiner hellen Tenorstimme war immer herauszuhören. — Die Menschen waren damals noch höflicher gegen einander; das Disputiren und Schreien galt in einer feinen Gesellschaft für sehr unziemlich. — Nun, das ist Alles anders geworden; — aber dein Großvater war ein sanfter friedlicher Mann. Er ist schon lange nicht mehr auf dieser Welt; er ist mir weit vorausgegangen; es wird wohl Zeit, daß ich nachkomme.“

Die Großmutter schwieg einen Augenblick, und es sprach Niemand. Nur ihre Hände fühlte sie ergriffen; sie wollten sie Alle noch behalten. Ein friedliches Lächeln glitt über das alte liebe Gesicht; dann sah sie auf ihren Enkel und sagte: „Hier im Saal stand auch seine Leiche; du warst damals erst sechs Jahre alt und standest am Sarg zu weinen. Dein Vater war ein strenger rücksichtsloser Mann. ‚Heule nicht, Junge,‘ sagte er und hob dich auf den Arm. ‚Sieh her, so sieht ein braver Mann aus, wenn er gestorben ist.‘ Dann wischte er sich heimlich selbst eine Thräne vom Gesicht. Er hatte immer eine große Verehrung für deinen Großvater gehabt. Jetzt sind sie Alle hinüber; — und heute hab ich hier im Saal meine Urenkelin aus der Taufe gehoben, und ihr habt ihr den Namen eurer alten Großmutter gegeben. Möge der liebe Gott sie ebenso glücklich und zufrieden zu meinen Tagen kommen lassen!“

Die junge Mutter fiel vor der Großmutter auf die Kniee und küßte ihre feinen Hände.

Der Enkel sagte: „Großmutter, wir wollen den alten Saal ganz umreißen und wieder einen Ziergarten pflanzen; die kleine Barbara ist auch wieder da. Die Frauen jagen ja, sie ist dein Ebenbild; sie soll wieder in der Schaukel sitzen, und die Sonne soll wieder auf goldene Kinderlocken scheinen; vielleicht kommt dann auch eines Sommernachmittags der Großvater wieder die kleine chinesische Treppe herab, vielleicht — —“

Die Großmutter lächelte: „Du bist ein Phantast,“ sagte sie; „dein Großvater war es auch.“

Veronika.





In der Mühle.

Es war zu Anfang April, am Tage vor Palmsonntag. Die milden Strahlen der schon tief stehenden Sonne beschienen das junge Grün an der Seite des Weges, der an einer Berglehne allmählich abwärts führte. Auf demselben ging in diesem Augenblick einer der angesehensten Advocaten der Stadt, ein Mann mittleren Alters, mit ruhigen aber ausgeprägten Zügen, gemächlichen Schrittes, nur mitunter ein Wort mit dem neben ihm gehenden Schreiber wechselnd. Das Ziel ihrer Wanderung war eine unfern belegene Wassermühle, deren durch Alter und Krankheit geplagter Besitzer dieselbe seinem Sohne contractlich überlassen wollte.

Wenige Schritte zurück folgte diesen Beiden ein anderes Paar; neben einem jungen Manne mit frischem, intelligentem Antlitz ging eine schöne, noch sehr jugendliche Frau. Er sprach zu ihr; aber sie schien es nicht zu hören; aus ihren dunkeln Augen blickte sie schweigend vor sich hin, als wisse sie nicht, daß Jemand an ihrer Seite gehe.

Als das Gehöfte des Müllers unten im Thale sichtbar wurde, wandte der Justizrath den Kopf zurück. „Nun, Better,“ rief er, „du hast eine leidliche Handschrift; wie wär es, wenn du ein wenig Contractemachen lerntest?“

Aber der Better winkte abwehrend mit der Hand. „Geht

nur!“ sagte er und blickte fragend auf seine Begleiterin, „ich nehme indeß eine Sprechstunde bei deiner Frau!“

„So mach ihn wenigstens nicht gar zu klug, Beronika!“

Die junge Frau neigte nur wie zustimmend den Kopf. — Hinter ihnen von den Thürmen der Stadt kam das Abendläuten über die Gegend. Ihre Hand, mit der sie eben das schwarze Haar unter den weißen Seidenhut zurückgestrichen, glitt über die Brust hinab, und indem sie das Zeichen des Kreuzes machte, begann sie leise das Angelus zu sprechen. Die Blicke des jungen Mannes, der gleich seinem Verwandten einer protestantischen Familie angehörte, folgte mit einem Ausdrücke von Ungeduld der gleichmäßigen Bewegung ihrer Lippen.

Vor einigen Monaten war er als Architekt bei dem Neubau einer Kirche in die Stadt gekommen und seitdem ein fast täglicher Gast in dem Hause des Justizraths geworden. Mit der jungen Frau seines Veters gerieth er sogleich in lebhaften Verkehr; sowohl durch die Gemeinsamkeit der Jugend, als durch seine Fertigkeit im Zeichnen, das auch von ihr mit Eifer und Geschick betrieben wurde. Nun hatte sie in ihm einen Freund und einen Lehrmeister zugleich gewonnen. Bald aber, wenn er des Abends neben ihr saß, war es nicht sowohl die vor ihr liegende Zeichnung, als die kleine arbeitende Hand, auf der seine Augen ruhten; und sie, die sonst jeden Augenblick den Bleistift fortgeworfen hatte, zeichnete jetzt schweigend und gehorsam weiter, ohne aufzusehen, wie unter seinem Blick gefangen. Sie mochten endlich selbst kaum wissen, daß Abends beim Gutenachtsagen ihre Hände immer ein wenig länger an einander ruhten und ihre Finger ein wenig dichter sich umschlossen. Der Justizrath, dessen Gedanken meistens in seinen Geschäften waren, hatte noch weniger Arg daraus; er freute sich, daß seine Frau in ihren Lieblingsstudien Anregung und Theilnahme gefunden hatte, die er selbst ihr nicht zu gewähren ver-

mochte. Nur einmal, als kurz zuvor der junge Architekt ihr Haus verlassen hatte, überraschte ihn der träumerische Ausdruck ihrer Augen. „Broni,“ sagte er, indem er die Vorübergehende an der Hand zurückhielt, „es ist doch wahr, was deine Schwestern sagen.“ — „Was denn, Franz?“ — „Freilich,“ sagte er, „jetzt seh ich's selbst, daß du gefirmte Augen hast.“ — Sie erröthete und duldete es schweigend, als er sie näher an sich zog und küßte. — —

Heute bei dem schönen Wetter waren sie und Rudolf von dem Justizrath aufgefordert worden, ihn auf seinem Geschäftsgange nach der nahe gelegenen Mühle zu begleiten.

Seit der gestrigen Gesellschaft, wo sie eine unter seinen Augen vollendete Zeichnung auf Bitten ihres Mannes vorgelegt hatte, war indessen zwischen ihnen nicht Alles so, wie es gewesen. Rudolf fühlte das nur zu wohl; und er vergewärtigte es sich jetzt noch einmal, wie es denn gekommen, daß er dem zwar etwas übermäßigen Lobe der Andern mit so scharfem leidenschaftlichem Tadel entgegengetreten war.

Beronika hatte längst ihr Gebet beendet; aber er wartete vergebens, daß sie die Augen zu ihm wende.

„Sie grollen mir, Beronika!“ sagte er endlich.

Die junge Frau nickte kaum merklich; aber ihre Lippen blieben fest geschlossen.

Er sah sie an. Der kleine Troß lag immer noch auf ihrer Stirn. „Ich dächte,“ sagte er, „Sie wüßten, wie es geschehen konnte! Oder wissen Sie es nicht, Beronika?“

„Ich weiß nur,“ sagte sie, „daß Sie mir weh gethan. — Und,“ setzte sie hinzu, „daß Sie mir weh thun wollten.“

Er schwieg eine Weile. „Haben Sie denn,“ fragte er zögernd, „das kluge Auge des alten Mannes nicht bemerkt, der Ihnen gegenüberstand?“

Sie wandte den Kopf und blickte flüchtig zu ihm auf.

„Ich mußte es selber thun, Veronika — verzeihen Sie mir! — Ich kann Sie nicht von Andern tadeln hören.“

Es zog sich wie ein Schleier über ihre Augen, und die langen schwarzen Wimpern senkten sich tief auf ihre Wangen; aber sie erwiderte nichts. — —

Kurz darauf hatten sie das Gehöft erreicht. Der Justizrath wurde von dem Sohn des Müllers in das Wohnhaus geführt; Veronika und Rudolf traten in den zur Seite liegenden Garten. Aber sie gingen schweigend auf dem langen Steige fort; es war fast, als zürnten sie mit einander, als würde ihnen der Athem schwer, wenn sie dennoch wie beiläufig ein einzelnes Wort zu reden suchten.

Als sie den Garten durchwandert hatten, gingen sie über einen schmalen Steg in die untere Thür des Mühlengebäudes, welches hier zu Ende desselben an einem stark fließenden Wasser lag. — Durch das Klappern des Werkes und das Getöse des stürzenden Wassers, welches jeden von außen kommenden Laut verschlang, herrschte eine seltsame Abgeschiedenheit in dem fast dämmerigen Raume. Veronika war gegenüber in die Thür getreten, die zu dem Gerinne hinausführte, und blickte unter sich in die tosenden Räder, auf denen das Wasser in der Abendsonne blitzte. Rudolf folgte ihr nicht; er stand drinnen neben dem großen Kammrade, die Augen düster und unablässig auf sie gerichtet. — Endlich wandte sie den Kopf. Sie sprach, er sah, wie ihre Lippen sich bewegten; aber er vernahm keine Worte.

„Ich verstehe nicht!“ sagte er und schüttelte den Kopf.

Als er zu ihr gehen wollte, war sie schon in den innern Raum zurückgetreten. Im Vorübergehen kam sie dem Rade, neben welchem er stand, so nahe, daß die Zacken fast ihr Haar berührten. Sie sah es nicht, denn sie war noch geblendet von der Abendsonne; aber sie fühlte ihre Hände ergreifen und sich rasch zur Seite gezogen. Als sie auf sah, blickten ihre Augen in die seinen. Sie schwiegen Beide; ein

plötzliches Vergessen fiel wie ein Schatten über sie. Zu ihren Häuptern tosten die Mühlwerke; von draußen klang das eintönige Rauschen des Wassers, das über die Räder in die Tiefe stürzte. — Allmählich aber begannen die Lippen des jungen Mannes sich zu regen, und unter dem Schutze des betäubenden Schalles, in dem der Laut seiner Stimme weifenlos verschwand, flüsterte er trunkene, bethörende Worte. Ihr Ohr vernahm sie nicht, aber sie las ihren Sinn aus der Bewegung seines Mundes, aus der leidenschaftlichen Blässe seines Angesichts. Sie legte den Kopf zurück und schloß die Augen; nur ihr Mund lächelte und gab von ihrem Leben Kunde. So stand sie wie in Scham gebannt, das Antlitz hilflos ihm entgegenhaltend, die Hände wie vergessen in den seinen.

Da plötzlich hörte das Rauschen auf; die Mühle stand, sie hörten über sich den Mühlknappen gehen, und draußen von den Rädern fiel das abtropfende Wasser klingend in den Teich. Die Lippen des jungen Mannes verstummten; und als Beronika sich ihm entzog, versuchte er nicht sie zurückzuhalten. Erst als sie aus der Thür ins Freie trat, schien er die Sprache wiedergefunden zu haben. Er rief ihren Namen und streckte die Arme bittend nach ihr aus. Aber sie schüttelte, ohne nach ihm umzusehen, den Kopf und ging langsam durch den Garten nach dem Wohnhause.

Als sie drinnen in die nur angelehnte Thür des Zimmers trat, sah sie gegenüber den alten Müller mit gefalteten Händen in seinem Bette liegen. Oberhalb desselben an der Wand war ein hölzernes Crucifix befestigt, von dem ein Rosenkranz herabhing. Ein junges Weib, mit einem Kinde auf dem Arm, war eben herangetreten und neigte sich über das Deckbett. „Ihm fehlt nur die Luft,“ sagte sie, „das Essen schmeckt ihm gut genug.“

„Welchen Arzt habt Ihr denn?“ fragte der Justizrath, der mit einem Schriftstück in der Hand daneben stand.

„Arzt?“ wiederholte sie. „Wir haben keinen Arzt.“

„Da thut Ihr Unrecht!“

Das junge Weib stieß ein verlegenes Lachen aus. „Es ist die Altersschwäche,“ sagte sie, indem sie ihrem dicken Jungen sein Näschen mit der Schürze putzte, „da hilft der Doctor nichts dazu.“

Veronika horchte athemlos auf diese Reden. — Der Alte begann zu husten und fuhr mit der Hand nach seinen Augen.

„Ist das so Euer Wille, Martin, wie es hier geschrieben steht?“ fragte jetzt der Justizrath.

Aber der Kranke schien ihn nicht zu hören.

„Vater,“ sagte das junge Weib, „ob das so richtig ist, wie es der Herr Justizrath vorgelesen hat?“

„Freilich,“ sagte der Kranke, „es ist Alles so richtig.“

„Und Ihr habt Alles wohl bedacht?“ fragte der Justizrath.

Der Alte nickte. „Ja, ja,“ sagte er, „ich hab es mir lassen sauer werden; aber der Junge darf doch nicht zu schwer zu sitzen kommen.“

Der Sohn, der bisher rauchend in der Ecke gesessen, mischte sich jetzt in das Gespräch. „Es kommt auch noch die Abnahme dazu,“ sagte er und räusperte sich ein paar Mal, „der Alte lebt noch sein artlich Ende weg.“

Der Justizrath blickte mit seinen grauen Augen auf den vierschrötigen Bauer hinab. „Ist das Euer Sohn, Wiesmann?“ fragte er, indem er auf einen neben dem Bette spielenden Jungen zeigte. — „So laßt ihn hinausgehen, wenn Ihr vielleicht noch mehr zu reden habt!“

Der Mensch schwieg; aber seine Augen begegneten mit einem fast drohenden Ausdruck denen des Justizraths.

Der Greis strich mit seiner harten Hand über das Deckbett und sagte ruhig: „Es wird nicht gar so lange, Jakob. — Aber,“ setzte er, zum Justizrath gewandt, hinzu, „er muß

mich dann nach Dorfsgebrauch zur Erde bringen lassen; das kostet auch." — —

Die junge Dame verschwand lautlos, wie sie gekommen, aus der offenen Thür, in der sie während dieses Vorganges gestanden hatte.

Draußen sah sie Rudolf jenseits des Gartens im Gespräch mit dem Mühlknappen; aber sie wandte sich ab und ging einen Fußsteig entlang, der unterhalb der Mühle an den Bach hinabführte. Ihre Augen schweiften bewußtlos in die Ferne; sie sah es nicht, wie die Dämmerung vor ihr auf die Berge sank, noch wie allmählich, während sie hier auf und ab wandelte, der Mond hinter ihnen emporstieg und sein Licht über das stille Thal ergoß. Das Leben in seiner nackten Dürftigkeit stand vor ihr, wie sie es nie gesehen; ein endloser öder Weg, am Ende der Tod. Ihr war, als habe sie bis jetzt in Träumen gelebt, und als wandle sie nun in einer trostlosen Wirklichkeit, in der sie sich nicht zurecht zu finden wisse.

Es war schon spät, als die Stimme ihres Mannes sie auf das Gehöft zurückrief, wo sie an der Thür von ihm erwartet wurde. — Auf dem Heimwege ging sie schweigend neben ihm, ohne zu fühlen, wie seine Augen theilnehmend auf ihr ruhten. „Du bist erschreckt worden, Beronika!“ sagte er und legte die Hand an ihre Wange; „aber,“ fügte er hinzu, „das Maß der Dinge ist für diese Leute ein anderes; sie sind, wie gegen die Ihrigen, so auch härter gegen sich selbst.“

Sie sah einen Augenblick zu dem ruhigen Antlitz ihres Mannes auf; dann aber blickte sie zur Erde und ging demüthig an seiner Seite.

Ebenso schweigsam folgte Rudolf neben dem alten Schreiber. Seine Augen hingen an der vom Mond beleuchteten Frauenhand, die noch vor Kurzem so willenlos in der seinen gelegen und die er nun zur guten Nacht noch einmal,

wenn auch auf einen Augenblick nur, zu umfassen hoffte. — Aber es wurde anders; denn, als sie in die Nähe der Stadt kamen, sah er die kleinen Hände, eine nach der andern, in ein Paar dunkler Handschuhe gleiten, die, wie er wohl wußte, Beronika sonst nur der vollständigen Toilette wegen bei sich zu tragen pflegte.

Endlich hatten sie das Haus erreicht; und ehe er sich dessen in seinem Unmuth recht bewußt wurde, empfand er schon die flüchtige Berührung der verhüllten Finger an den seinen. Mit einem vernehmlich gesprochenen „gute Nacht“ hatte Beronika die Thür geöffnet und war, ihrem Manne voraus, im Dunkel des Flures verschwunden.

Palmsonntag.

Der Vormittag des Palmsonntags war herangekommen. Die Straßen der Stadt wimmelten von Landleuten aus den benachbarten Dörfern. Im Sonnenschein vor den Thüren der Häuser standen hie und da die Kinder der protestantischen Einwohner und blickten hinab nach dem offenen Thor der katholischen Kirche. Es war der Tag der großen Osterprocession. — Und jetzt läuteten die Glocken, und der Zug wurde unter der gothischen Thorwölbung sichtbar und quoll auf die Gasse hinaus. Voran die Waisenkneben mit ihren schwarzen Kreuzchen in den Händen, nach ihnen die barmherzigen Schwestern in den weißen Schleierkappen, dann die verschiedenen städtischen Schulen und endlich der ganze unabsehbare Zug von Landleuten und Städtern, Männern und Weibern, von Kindern und Greisen; Alle singend, betend, mit ihren besten Kleidern angeputzt, Männer und Knaben barhäuptig, die Mützen in den Händen haltend. Darüber her in gemessenen Zwischenräumen, auf den Schultern getragen, ragten die kolossalen Kirchenbilder: Christus am Ölberge, Christus von den Knechten verspottet, in der Mitte

hoch über allen das ungeheure Crucifix, zuletzt das heilige Grab.

Die Damen der Stadt pflegten sich an dieser öffentlichen Feierlichkeit nicht zu betheiligen.

Beronika saß in ihrem Schlafgemach halb angekleidet an einem Toilettentischchen. Vor ihr lag aufgeschlagen ein kleines Testament in Goldschnitt, wie es die katholische Kirche ihren Angehörigen gestattet. Sie schien sich über dem Lesen vergessen zu haben; denn ihr langes schwarzes Haar hing aufgelöst über das weiße Nachtkleid herab, während ihre Hand mit dem Schildpattkamme müßig in ihrem Schoße lag.

Als das Getöse des nahenden Zuges ihr Ohr erreichte, hob sie den Kopf empor und lauschte. Immer deutlicher kam es heran, das dumpfe Geräusch der Schritte, das singende eintönige Murmeln der Gebete. — „Heilige Maria, Mutter der Gnaden!“ erscholl es vor dem Fenster, und von hinten aus dem Zuge kam es gedämpft zurück: „Bitte für uns arme Sünder jeßund und in der Stunde des Todes!“

Beronika sprach die vertrauten Worte leise mit. Sie hatte den Stuhl zurückgeschoben; mit herabhängenden Armen stand sie in der Tiefe des Zimmers, die Augen unablässig nach dem Fenster gerichtet. — Immer neue Menschen kamen und gingen, immer neue Stimmen erschollen, ein Bild nach dem andern wurde vorübergetragen. — Da plötzlich durchdrang ein herzerschütternder Ton die Luft. Das castrum doloris nahte sich, unter Posaunenschall, umdrängt von Menschen, gefolgt von den Messdienern und den vornehmsten Priestern in feierlichem Ornate. Die Bänder flatterten, der schwarze Flor des Thronhimmels fluthete in der Luft; darunter in einem Blumengarten lag das Todtenbild des Gekreuzigten. Der eherne Schall der Posaunen war wie ein Ruf zum Tage des Gerichts.

Veronika stand noch immer unbeweglich; ihre Kniee bebten, unter den scharfgezogenen schwarzen Brauen lagen die Augen wie erloschen in dem blassen Antlitz.

Als der Zug vorüber war, sank sie neben dem Stuhl, worauf sie zuvor gefessen hatte, zu Boden, und mit beiden Händen ihr Gesicht bedeckend, rief sie mit den Worten im Lucas: „Vater, ich habe an dem Himmel gesündigt und bin nicht werth, dein Kind genannt zu werden!“

Im Beichtstuhl.

Der Justizrath gehörte zu der immer größer werdenden Gemeinde, welche in dem Auftreten des Christenthums nicht sowohl ein Wunder, als vielmehr nur ein natürliches Ergebniß aus der geistigen Entwicklung der Menschheit zu erblicken vermag. Er selbst ging deshalb in keine Kirche; seine Frau jedoch ließ er, vielleicht in Erwartung einer allmählichen selbständigen Befreiung, in der Gewöhnung ihrer Jugend und ihres elterlichen Hauses gewähren.

Seit ihrer vor zwei Jahren erfolgten Verheirathung war Veronika indessen nur in der jetzt wieder begonnenen österlichen Zeit zur Beichte und zum Abendmahl gegangen. Er kannte es dann schon an ihr, daß sie in den Tagen zuvor still und scheinbar theilnahmlos im Hause umherging; es war ihm daher auch nicht aufgefallen, daß die zuvor so eifrig betriebenen Zeichenstunden seit jenem abendlichen Spaziergange aufgehört hatten. Aber die Zeit verstrich, die Mai-sonne strahlte schon warm ins Zimmer, und Veronika verschob noch immer ihren Beichtgang. Es konnte ihm endlich nicht mehr entgehen, daß ihre Wangen von Tag zu Tage mehr erblaßten, daß unter ihren Augen leichte Schatten sichtbar wurden, welche schlaflose Nächte dort zurückgelassen.

So fand er sie eines Morgens, da er unbemerkt in das

Schlafzimmer getreten war, in sich versunken an dem Fenster stehen.

„Broni,“ sagte er und legte den Arm um sie. „Willst du nicht sorgen, daß das Köpfschen wieder aufrecht werde?“

Sie schrak zusammen, als habe er die unbewachten Gedanken in ihr ertappt. Aber sie suchte sich zu fassen. „Geh nur, Franz!“ sagte sie, indem sie seine Hand ergriff und ihn sanft zur Stubenthür zurückführte.

Dann, nachdem er sie allein gelassen, kleidete sie sich an und verließ bald darauf mit dem Gebetbuch in der Hand das Haus.

Nach einer Weile trat sie in die Lambertuskirche. Der Vormittag war indeß herangekommen. Vor den Fenstern des mächtigen Raumes schatteten die jetzt schon belaubten Zweige der draußen stehenden Lindenbäume; nur im Chor auf die Thüren des Reliquienschranks fiel ein gebrochener Sonnenstrahl durch die bunten Gläscheiben. In den Stühlen im Schiff der Kirche saßen oder knieten hie und da noch Einzelne vor den aufgeschlagenen Gebetbüchern, sich vorbereitend auf das abzulegende Bekenntniß. Nichts war vernehmlich als das Flüstern in den Beichtstühlen, mitunter ein tiefes Athemholen, das Rauschen eines Kleides oder ein leiser Schritt über die Fliesen des Fußbodens. — Bald kniete auch Veronika in einem der Beichtstühle, unweit des Bildes der Gebenedeiten, das mitleidig lächelnd auf sie herabblickte. Ihre ganz schwarze Kleidung machte heute die durchsichtige Blässe ihres Angesichts noch bemerklicher. Der Geistliche, ein kräftiger Mann in mittleren Jahren, lehnte von drinnen den Kopf gegen das Gitter, das ihn von seinem Beichtkinde trennte.

Veronika begann halbblaut die Worte der Einleitungsformel: „Ich armer sündiger Mensch!“ und mit unsicherer Stimme fuhr sie fort: „bekenne vor Gott und Euch Priester an Gottes Statt!“ — — Aber ihre Worte wur-

den immer langsamer, immer unverständlicher; zuletzt verstummte sie.

Das dunkle Auge des Priesters war ruhig und fast mit einem Ausdruck von Ermüdung auf sie gerichtet; denn die Beichte hatte schon stundenlang gedauert. „Befehret euch zu dem Herrn!“ sprach er milde. „Die Sünde tödtet; aber die Buße machet lebendig.“

Sie suchte ihre Gedanken zu sammeln. Und wieder vor ihrem innern Ohr, wie so oft seit jener Stunde, war das Tosen der Mühle; und wieder stand sie vor ihm in der heimlichen Dämmerung, ihre Hände gefangen in den feinen, im Drang des übermächtigen Gefühls die Augen schließend, in Scham gebannt, nicht wagend zu entfliehen, noch weniger zu bleiben. — Ihre Lippen bewegten sich; aber sie brachte es nicht hervor, sie mühte sich vergebens.

Der Priester schwieg eine Weile. „Muth, meine Tochter!“ sagte er dann, indem er das Haupt mit dem vollen schwarzen Haar emporhob. „Gedenken Sie der Worte des Herrn: Nehmet hin den heiligen Geist; denen ihr die Sünden erlasset, denen sollen sie vergeben sein!“

Sie blickte auf. Das geröthete Antlitz, der kräftige Stiernacken des Mannes im Priesterornate war dicht vor ihren Augen. Sie begann noch einmal; aber ein unüberwindliches Sträuben überkam sie, eine Scheu wie vor unkeuschem Beginnen, schlimmer als was zu bekennen sie hierher gekommen. — Sie erschrak. War, was sich jetzt in ihr empörte, nicht eine Lockung der Todssünde, von der sie sich befreien wollte? — Sie neigte in stummem Kampf ihr Haupt auf das vor ihr liegende Gebetbuch.

Aus dem Antlitz des Geistlichen war indeß der Ausdruck von Abspannung verschwunden. Er begann zu sprechen, ernst und eindringlich und bald mit allem Zauber der Überredung; leis, aber klangvoll drang der Ton seiner Stimme in ihre Ohren. Zu jeder andern Stunde wäre sie hin-

gerissen in den Staub gesunken; aber diesmal war das neu erwachte Gefühl stärker als alle Macht der Rede und alle Gewöhnung ihrer Jugend. — Ihre Hand nestelte an dem Schleier, der auf ihren Hut zurückgeschlagen war. „Verzeihung, Hochwürden!“ stammelte sie. Dann, während sie stumm das Haupt schüttelte, zog sie den Schleier herab, und ohne das Zeichen des Kreuzes empfangen zu haben, stand sie auf und ging mit eiligen Schritten den Steig entlang. Ihre Kleider rauschten an den Kirchenstühlen; sie nahm sie zusammen; ihr war, als griffe Alles nach ihr, um sie hier zurückzuhalten.

Draußen unter dem hohen Portale blieb sie tief aufathmend stehen. Ihr war schwer zu Sinne; sie hatte die rettende Hand, von der sie seit ihrer Jugend geführt worden war, zurückgestoßen; sie wußte keine, die sie jetzt ergreifen konnte. Da, während sie noch unentschlossen auf dem sonnigen Platze stand, hörte sie neben sich eine Kinderstimme, und eine kleine braune Hand hielt ihr feilbietend einen vollen Primelstrauß entgegen. — Es war ja Frühling draußen in der Welt! Als hätte sie es nicht gewußt; wie eine Botschaft kam es an ihr Herz.

Sie bückte sich nach dem Kinde und kaufte ihm seine Blumen ab; dann, mit dem Strauße in der Hand, ging sie die Straße hinunter dem Thore zu. Der Sonnenschein lag so hell auf den Steinen; aus dem offenen Fenster eines Hauses drang der laute Schlag eines Kanarienvogels. — Langsam fortgehend erreichte sie die letzten Häuser. Von hier aus führte seitwärts ein Fußsteig nach dem Höhenzuge, der nach dieser Richtung hin das Stadtgebiet begrenzte. Veronika athmete freier; ihre Augen ruhten auf dem Grün der Saatsfelder, die neben dem Wege hinliefen; mitunter regte sich die Luft und brachte den sanften Duft der Schlüsselblumen, die drüben an dem Fuß des Berges standen. Weiterhin, wo an der Grenze der Felder der Nadelwald

begann, erhob der Weg sich steiler, und es bedurfte der körperlichen Anstrengung, obgleich Veronika des Bergsteigens von Jugend an gewohnt war. Sie hielt mitunter inne und blickte aus dem Schatten der Fichten in das sonnige Thal hinab, das immer tiefer unter ihr versank.

Als sie die Höhe erreicht hatte, setzte sie sich auf den Boden in den wilden Thymian, der hier den ganzen Berg besponnen hatte; und während sie die würzige Luft des Waldes athmete, schweifte ihr Blick nach dem blauen Gebirg hinüber, das wie ein Duft am Horizonte lag. Hinter ihr in kleinen Pausen fuhr der Frühlingswind durch die Wipfel der Tannen, dann und wann schallte ein Amselschlag aus der Tiefe des Waldes, oder über ihr aus der Luft herab der Schrei eines Raubvogels, der unsichtbar in dem unermessnen Raume schwebte.

Veronika nahm ihren Hut ab und stützte den Kopf in ihre Hand.

So in Einsamkeit und Stille verging eine Spanne Zeit. Nichts nahte sich als nur die reinen Lüfte, die ihre Stirn berührten, und der Ruf der Creaturen, der aus der Ferne an ihr Ohr schlug. — Zuweilen flog ein helles Roth über ihre Wangen, und ihre Augen wurden groß und glänzend.

Nun klangen Glockentöne von der Stadt herauf. Sie hob den Kopf und horchte. Es läutete schrill und hastig. „Requiescat!“ sprach sie leise; denn sie hatte die kleine Glocke vom Lambertusthurm erkannt, die es über die Gemeinde ausrief, daß unter eines ihrer Dächer der finstere Bote des Herrn getreten sei.

Am Fuße des Berges lag der Kirchhof. — Sie sah das Steinkreuz auf dem Grabe ihres Vaters ragen, der vor Jahresfrist unter den Gebeten des Priesters in ihren Armen entschlafen war. Und weiterhin, dort wo das Wasser glitzerte, war jenes wüste Fleckchen Erde, das sie als Kind so oft mit scheuer Neugierde betreten hatte, wo nach dem Gebot

der Kirche neben denen, die sich selbst den Tod gegeben hatten, auch die begraben wurden, welche nicht gekommen waren, das Sacrament des Altars zu empfangen. — Dort war auch ihre Stätte jetzt; denn die Zeit der österlichen Beichte war zu Ende.

Ein schmerzlicher Zug stahl sich um ihren Mund, aber er verschwand wieder. Sie richtete sich auf; ein Entschluß stand fest und klar in ihrer Seele.

Noch eine Weile blickte sie auf die Stadt hinab und ließ ihre Augen wie suchend über die sonnbeschienenen Dächer wandern. Dann wandte sie sich und ging durch die Tannen, wie sie gekommen, den Berg hinab. Bald war sie wieder unten zwischen dem Grün der Saatsfelder. Sie schien zu eilen; aber sie ging aufrecht und mit festen Schritten.

So erreichte sie ihr Haus. — Von der Magd erfuhr sie, daß ihr Mann in seinem Zimmer sei. Als sie die Thür geöffnet und ihn so ruhig an seinem Schreibtische sitzen sah, blieb sie zögernd auf der Schwelle stehen. „Franz!“ rief sie leise.

Er legte die Feder hin. „Du, Broni?“ sagte er, sich zu ihr wendend. „Du kommst ja spät! War das Register denn so lang?“

„Scherze nicht!“ sagte sie bittend, indem sie zu ihm trat und seine Hand ergriff. „Ich habe nicht gebeichtet.“

Er blickte verwundert zu ihr auf; sie aber kniete vor ihm nieder und drückte ihren Mund auf seine Hand. „Franz,“ sagte sie, „ich habe dich gekränkt!“

„Mich, Veronika?“ fragte er und nahm ihre Wangen sanft zwischen seine Hände.

Sie nickte und sah mit dem Ausdruck der tiefsten Bekümmerniß zu ihm auf.

„Und jetzt bist du gekommen, deinem Mann zu beichten?“

„Nein, Franz,“ erwiderte sie, „nicht beichten; aber ver-

trauen will ich dir — dir allein; und du — hilf mir und, wenn du es vermagst, verzeihe mir!“

Eine Weile sah er sie mit seinen ernstesten Augen an; dann hob er sie mit beiden Armen auf und legte sie an seine Brust. „So sprich, Veronika!“

Sie regte sich nicht; aber ihr Mund begann zu sprechen; und während seine Augen an ihren Lippen hingen, fühlte sie es, wie seine Arme immer fester sie umschlossen.

Inhaltsverzeichnis

Theodor Storm's Sämmtlichen Werken.

—> Neue Ausgabe in acht Bänden. <—

Band I.

Zmmensee.
Späte Rosen.
Auf dem Staatshof.
Ein grünes Blatt.
Im Schloß.
Unter dem Tannenbaum.
Abwärts.
Von jenseit des Meeres.
Angelika.
Im Sonnenschein.

Band II.

In St. Jürgen.
Eine Malerarbeit.
Auf der Universität.
Posthuma.
Wenn die Äpfel reif sind.
Driiben am Markt.
Der kleine Häwelmann.
Geschichten aus der Tonne: Die
Regentrude. Der Spiegel des
Cyprianus. Bulemanns Haus.
Im Saal.
Veronika.

Band III.

Marthe und ihre Uhr.
Hinzelmeyer.
Viola tricolor.
Draußen im Haidedorje.
Verstreute Capitel: Der Amts-
chirurgus; Heimkehr. Lena Wies.
Von heut und ehem. Zwei
Kuchenesser der alten Zeit. Von
Kindern und Katzen und wie sie
die Mine begruben.
Aquis submersus.
Beim Better Christian.

Band IV.

Eine Halligfahrt.
Pole Poppenspüler.
Waldwinkel.
Ein stiller Musikant.
Blyche.
Gefenhof.
Im Brauerhause. (Erschien zuerst
unter dem Titel: Der Finger.)

Band V.

Menate.
Carsten Curator.
Ein Doppelgänger.
„Es waren zwei Königsfinder“.
Zur Wald- und Wasserfreude.

Band VI.

Hans und Heinz Kirch.
Zur Chronik von Griesshuus.
Der Herr Statsrath.
Ein Fest auf Haderslevhuus. (Er-
schien zuerst unter dem Titel:
Noch ein Lembeck.)

Band VII.

Bötjer Basch.
Schweigen.
Der Schimmelreiter.
Die Söhne des Senators.

Band VIII.

Im Nachbarhause links.
John Kiew'.
Ein Bekenntniß.
Erinnerungen an Eduard Mörike.
Gedichte.

(Umfang eines jeden Bandes 20 bis 21 Bogen.)

